~~F. VII. 101.~~ Const. 1/R 30. Nr.

Geogr. o. 27 Pojz.

Des Abts Buyon
Geschichte
von
Ost-Indien,
Alter so wohl, als neuerer Zeiten,
Worinnen mittelst einer Chorographischen
Beschreibung von dessen Erfindung, Religion,
deren Staaten Eintheilung, Gemüthsbeschaffenheit und Sitten derer Indianer, ihren Thieren
und sonderbaren Gewächsen,
Manufacturen der Franzosen, Holländer,
Portugiesen, Engelländer, Dänen und Venetianer, und
wie sich dieselben in den Ländern nachmals festgesetzet,
und Kriege mit denen Prinzen geführet haben,
ingleichen
Von der Handlung derer Indianer und von
ihren Seltenheiten
Alles aus denen bewährtesten Schriftstellern erläutert.

Drey Theile,
Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt und Leipzig,
Bey Johann Gottlieb Bierling,
privilegirten Buchhändler 1749.

Neues Archiv
für
Geschichte,
Alterthumskunde
und
Topographie
des
Großherzogthums Hessen.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Baur,
Archivrath.

Darmstadt und Leipzig.
Verlag des Verfassers.
Druck von Georg Jonghaus.
1843.

Vorbericht des Verfassers.

Es ist nicht die weite Entlegenheit allein, welche Indien so berühmt gemacht hat; wie man solches wohl von gewissen Ländern sagen kan, die fast an denen äussersten Grenzen der Welt liegen, und deren Namen bekannt genug sind, ohnerachtet man sonst sehr weniges von ihnen sagen kan, und noch weniger etwas zu melden weiß, dessen Nutzbarkeit uns um dasselbe zu bekümmern anreitzen sollte. Im Gegentheil haben alle Nationen Indien bewundert, wenn sie kaum dahin gekommen. Die besondere Dinge des Lands, die Einwohner und Thiere machten die Macedonier mehr als alles das erstaunt, was sie im übrigen Asien ge-

sehen hatten: und diese Vorstellung nahme in denen folgenden Zeiten noch mehr zu, da uns die Erfahrung erst lehrete, welche Reichthümer an Edelgesteinen, an Gold, und anderen zum menschlichen Leben entweder nothwendig erforderten, oder doch nützlichen Dingen, man aus diesem Land ziehen konnte. Die Könige von Egypten, die dem Alexander nachfolgeten, sandten so gar Gelehrte dahin, damit sie aus ihren Nachrichten die Religion, Gesetze, Sitten und Gewohnheiten der Indianer, welche ganz eine andere Beschaffenheit hatten, als bey andern Völkern, möchten kennen lernen. Allein da die Alten nicht weiter giengen, als in die Landschaften, die an dem Indus und denen in denselben sich ergiessenden Flüssen lagen: so bekamen sie auf ihren Reisen nur einen Theil derjenigen Kenntniß und Vortheile, die man sich in folgenden Zeiten zuwegen brachte. Ihre Erzählungen gedachten an nichts, als an das Gold, die Edelgesteine und Thiere, die daselbst angetroffen wurden; und meldeten nur wenige Umstände von dem Gottesdienst und der Lebensart der Einwohner des Landes. Diese Schiffarthen wurden unter der Herr-

schaft

schaft der Römer fortgesetzt, als sie von Egypten und dem rothen Meer Meister waren: allein unter der Beherrschung der Saracenen wurden sie völlig aus der Acht gelassen.

Die Portugiesen erneuerten sie in diesen letztern Jahrhunderten, durch den ungeheuern Weg über das Weltmeer. Sie setzten sich, fast ehe sie es selbst gewahr wurden, in dem besten Theil von Indien feste, wohin die Alten nicht einmal gekommen waren; sie hohleten unglaubliche Reichthümer daraus, und genossen fast hundert Jahre lang ganz alleine der angenehmen Früchte von ihren Entdeckungen.

Die Engelländer und Holländer folgten ihnen in diese äuserste Weltgegenden nach. Sie entrissen ihnen durch Blutvergiessen und Niedermetzeln dasjenige, was diese auf eben die Weise denen Indianern abgenommen hatten: und beyde Theile waren lange Zeit damit beschäftiget, daß sie einander immer wechselweiß die Städte und Güter der Eingebohrnen des Lands abnahmen.

Auf diese Art hatten alle schon in Indien festen Fuß gefasset, ja sie waren alle schon sehr mächtig, als die Franzosen gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts gleichfalls dahin giengen; nicht aber mit kriegerischen und auf Eroberungen abzielenden Zurüstungen, sondern in der einzigen Absicht auch daselbst zu handeln, wie sie mit allen andern Nationen in der ganzen Welt handelten. Sie errichteten in einigen Städten, wo die Handlung im besten Flor war, ihre Niederlagen; sie gewannen die Freundschaft der indianischen Prinzen, und erhielten oder kauften vielmehr das Dorf Pondichery an einer sandigen Küste des Meeres, aus welchem sie einen festen Platz machten, und mit einer Mauer einfaßten, die 2800. Toisen oder fünf viertel Meilen im Umfang hat.

Durch so rechtmäßige Mittel erwarben sich die Franzosen den Hauptort, den sie in Ostindien besitzen, und ihre beständige gute Aufführung in dieser Landschaft hat ihnen die Hochachtung und das Vertrauen der benachbarten Fürsten zuwegen gebracht. Man wird künftig sehen, wie einer

ner aus seinem Pallast und Residenz verjagt ist, und sich an sie wendet, um durch ihren Beystand wieder auf seinen Thron zu steigen; wie er vor einen solchen Dienst durch die Schenkung einer Stadt, einer kleinen Festung, vieler Marktflecken und Dorfschaften und einer nicht kleinen Gegend, aus der ein ansehnliches Einkommen zu erheben ist, sich erkenntlich bezeiget: wie ein anderer sich in eine aufrichtige Freundschaft mit ihnen einläßt, und ihnen die Erlaubniß giebt, mit dem nämlichen Gepräge, wie er, Münze zu schlagen. Man wird sehen, wie sie sowohl durch ihre Standhaftigkeit, als durch die Klugheit ihres Gouverneurs, eine Kriegsmacht von hundert und sechzig tausend Barbaren zurückhalten, welche schon mehr als zwey hundert Meilen weit das Land verheeret hatten: wie sie, aller ihrer Drohungen ungeachtet, denen Familien der Prinzen, die von jenen auf dem Schlachtfeld erschlagen worden, und einer unzähligen Menge erschrockener und flüchtiger Leute eine Freystätte geben, die, vor allen andern obgleich mächtigern Nationen, die Franzosen um Schutz und Rettung angeflehet: endlich

auch welche Belohnungen und Ehrenbezeugungen die Franzosen von verschiedenen Prinzen, und dem Mogol selbst, zur Erkenntlichkeit vor diesen wichtigen Dienst, empfangen haben.

Man wird sehen, wie ihre Handlung von dem berühmten Herrn Colbert gegründet, von dem Herrn Herzog von Orleans, als Regenten, mehr erhoben, von dem Ministre über die Finanzen unterstützet, und von dem Ober-Aufseher der Compagnie fortgeführet worden; und das alles mit so grosser Klugheit und starkem Fortgang, daß sie seit zehen Jahren ein ganz anderes Ansehen bekommen, und die Absichten ihres berühmten Stifters in allem erfüllet worden: so daß ihre Actien nunmehro eine vortheilhafte und dauerhafte Stütze des Staats ausmachen.

Man wird vielleicht finden, daß ich die mancherley Sachen, davon in diesem Werk geredet wird, ein wenig gar zu kurz gefasset habe. Wenn dieses ein Fehler ist: so muß ich gestehen, daß er mit Fleiß von mir begangen worden. Wenn man eine so grosse Anzahl

zahl Bücher lieset, zumahl von Reisebeschreibungen und Erzählungen von den Merkwürdigkeiten der Natur, als ich bey dieser Geschichte zu Rath gezogen habe: so wird man, an statt an Materie einigen Mangel zu spüren, nur über die Wahl zweifelhaft, und weiß nicht so bald, wie man die Begebenheiten und Umstände in eine zusammenhängende und natürliche Erzählung bringen soll, die man oftmalen sehr umständlich bey so weitläuftigen Scribenten antrift, dergleichen der meinste Theil der Reisebeschreiber sind, die gemeiniglich weitläuftige Beschreibungen beybringen. Wenn ich so umständlich hätte gehen wollen, wie sie: so hätte es mir weit leichter fallen sollen, viele dicke Bände, als nur drey kleine, zu verfertigen; und ohne Zweifel würde es nicht an solchen Personen gemangelt haben, die mich in diesem Fall auch vor gelehrter gehalten hätten.

Allein die Erfahrung, so ich in diesem Stücke der Wissenschaften erlanget zu haben hoffe, hat mich auch überzeuget, daß dieses eben nicht die beste Art ist, eine Historie zu schreiben, ja nicht einmal, etwas zu er-

zählen. Ein Geschichtschreiber muß in diesem Stücke einem Maler nachahmen; und dieser hält sich nur an die Hauptheile seines Gegenstands, um diese recht vollkommen abzubilden, und übergehet die andern, welche das Gemählde nur lächerlich machen würden, wenn er sie alle mit einander vorstellen wollte. Ich weiß über das, daß dieses das sicherste Mittel ist, es dahin zu bringen, daß man von der gemeinen Welt nicht gelesen wird, wenn man grosse Bücher verfertiget: und dieses ist die vornehmste Ursache, die mich bewogen hat, nur einige kleine zu schreiben, in welchen ich dennoch alles dasjenige sage, was mir beyzubringen vor nöthig geschienen hat.

Diejenige, welche über einige besondere Sachen, daran ihnen insonderheit etwas gelegen ist, einige umständlichere Nachrichten zu haben wünschen, werden bey denen Verfassern, die unten auf denen Seiten angeführet worden, und zu welchen sie ihre Zuflucht nehmen können, ihr Verlangen völlig gestillet finden. Ich habe sie mit aller möglichen Genauigkeit angeführet, um so wohl die Gewährmänner dessen, was ich vorbringe,

bringe, zu melden, als um mich selbst wieder zurecht zu finden, wenn man mir einige Schwierigkeiten dagegen erregen wolte: und zu dem wolte ich auch gerne meinen Lesern die Quellen anzeigen, aus welchen ich die mancherley Dinge in dieser Historie geschöpft habe. Ich kan es niemalen begreiffen, warum doch der Herr Abt Renaudot diese Methode so sehr habe tadeln können.

Wie aber die Anführungen gemeiniglich abgekürzet sind, und darum sich einige Druckfehler dabey eingeschlichen haben, so gebe ich ein Verzeichniß der Schrifftsteller und Werke, deren ich mich bedient habe, um dadurch denenjenigen eine Bequemlichkeit zu verschaffen, die etwann die Werke selbst gern nachsehen wollten, und doch eben keine sonderliche Kenntniß davon haben. Es ist dieses eine Vorsicht, deren viele Schrifftsteller vor mir sich bedienet haben.

Vorbericht des Uebersetzers.

Zu unsern Zeiten wird eine sehr grosse Menge von Schriften, sonderlich aus der französischen Sprache, ins Deutsche übersetzt. So rühmlich nun dieses an und vor sich selbst ist; so sehr ists zu bedauern, daß schlechten Werken, und für allen andern, elenden Romanen, diese Ehre am ersten wiederfähret. Es ist der Uebersetzer Schuldigkeit, daß sie den Nutzen der Werke darthun, welchen sie eine deutsche Tracht anziehen wollen: und ich will mich jetzo bemühen, derselben ein Genügen zu thun.

Die Geschichte von Indien, so ich hier liefere, trate im Jahr 1744. unter dem Titel: Histoire des Indes Orientales, anciennes et modernes; par Mr. l' Abbé GVYON, in drey Bänden in gr. 12. zu Paris ans Licht. Es hatte schon vorher eben dieser Verfasser eine Geschichte der alten Zeiten, von der Sündflut an, bis auf die Geburt Christi, und sodenn eine Geschichte der Amazonen, vielleicht auch noch einige andere, die mir unbekannt sind, herausgegeben. Der Geschichtskundige Abt Lenglet du Fresnoy fällt ein sehr gutes Urtheil von des Herrn Guyons Schriften überhaupt; und sagt insbesondere

dere, was die Geschichte der alten Völker anlangt, daß Rollins Schriften gleiches Innhalts, wenn man auf ordentliche und nach den Quellen der Geschichte vorgenommene Untersuchungen siehet, von den Guyonischen weit übertroffen würden. Das Zeugnis eines solchen Gelehrten giebt eine gegründete Vermuthung, daß der Herr Abt Guyon in der Geschichte von Indien nicht weniger Fleiß, und eine nicht schwächere Geschicklichkeit werde angewendet haben. Zu deren Unterstützung will ich nur noch dasjenige anführen, was die gelehrten Herrn Verfasser der Leipziger gelehrten Zeitung im Jahr 1744. N. XXVII. S. 236. von der Geschichte von Ostindien insonderheit urtheilten. Sie sagten nämlich, der Herr Abt habe sich bey Verfertigung derselben der besten Quellen bedienet, und überall ein gutes Urtheil blicken lassen; vornehmlich aber die Schreibart also eingerichtet, daß man weder über eine gar zu grosse Trockenheit, noch über allzusinnreiche Ausschweifungen Klagen dürfe. Diese vortheilhafte Meinungen haben mir den ersten Anlaß gegeben, gegenwärtige Uebersetzung zu unternehmen.

Der

Vorbericht des Uebersetzers.

Der erste Theil dieses Werks enthält eine geographische Beschreibung von dem alten Indien, eine Nachricht von dessen ehemaligen bürgerlichen und Staatsverfassung, den wichtigsten Staatsveränderungen, der Thiergeschichte; von der Handlung der Alten nach diesem Lande, deren Unterbrechung und Wiedererneuerung durch die Portugiesen, bis zu ihrer Festsetzung. Er begreift zugleich die Geschichte der Mogols, von dem weltberühmten tartarischen Monarchen, Zingis Kan, bis auf den Mogol Cha Halam.

Der zweyte Theil enthält erstlich eine chorographische Beschreibung von Indien in den neuern Zeiten. Diese ist nicht trocken, sondern nutzbar gerathen. Alles, was zu einer richtigen Kenntnis derselben etwas beytragen kann, die vornehmsten Begebenheiten der merkwürdigsten Länder, und die Waaren und Reichthümer, womit sie von der Natur und Kunst versorget werden, die Manieren, Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, sind gehörigen Orts mit beygebracht worden. Zum andern ist in diesem Theil eine Nachricht von den Religionen in Indien enthalten, die lesenswürdig ist. Einiges, so dabey mit eingeflossen ist,

muß

muß man des Herrn Abts Eifer für die Religion, in welcher er lebet, zu gute halten.

Der dritte Theil ist, wenn mir erlaubt ist, nach meinem Geschmack zu urtheilen, der wichtigste von allen. Er fasset die Geschichte der Handlung nach Indien in sich, und ist der Geschichte der französischen Compagnie vorzüglich gewidmet. Ich bin gewiß versichert, daß man von deren Verfassung, Begebenheiten und Umständen hier solche Nachrichten antrift, die anderswo nirgends gefunden werden; und daß man sich hieraus eine vollkommene Vorstellung, von dem französischen Festsetzungen in Indien, und der Stärke ihrer dasigen Handlung, machen kann. Denn zu diesem Endzweck sind nicht nur dem Herrn Abt die Archive der indianischen Compagnie geöfner worden, sondern seine Freundschaft mit dem gewesenen Gouverneur zu Pondichery, Herrn Dumas, hat ihm auch noch anderweitige Nachrichten verschaffet, die eben so schätzbar, als wichtig, selten, glaubwürdig und zuverläßig sind. Man darf nur diesen Theil durchlesen, um seinen Werth zu entdecken: und daher wäre es eine überflüßige Arbeit, wenn ich weitläuftig davon reden wollte.

Aus

Vorbericht des Uebersetzers.

Aus dem bisherigen ist zu ersehen, daß der Herr Abt nicht allein die neue Geschichte von Indien, sondern auch die alte, habe ausführen wollen. Diese Arbeit war mit grossen Schwierigkeiten verknüpft. Die Geschichtschreiber, welche die alte Historie von diesem Lande berühret haben, sind so wenig zuverläßig, so mangelhaft, und ihre Nachrichten mit so vielen Fabeln und oft unglaublichen Umständen untermenget, daß es ungemein schwer, ja oftmals ganz unmöglich wird, durch so finstere Wolken ein Licht zu erblicken. Bey solchen Umständen ist nichts anders zu thun, als daß man ihre Nachrichten so liefert, wie man sie findet; und daß man sie, ohne weitere Theilnehmung, für deren Richtigkeit stehen läßt. Die besten Geschichtschreiber halten es nicht für rathsam, alles, was nur nach Fabeln schmecket, aus Geschichtbüchern zu verwerfen. Die älteste Historie fast aller Länder fängt mit Fabeln an, und die wahre Begebenheiten sind in ihnen verborgen. So ist es mit der ältesten Geschichte von Egypten, von Assyrien, von Medien, von Carthago, von Griechenland, ja so gar von Rom und allen europäischen Ländern beschaffen. Man lese z. E. die älteste

teste Geschichte von Schweden, von der Wanderung des Odins, den Thaten ihrer Helden; so wird man gewißlich so viel wunderbares, und so viel glänzende Fabeln bey denselben finden, als in den ersten Zeiten Griechenlandes, oder den Begebenheiten in Arabien vor der Ueberschwemmung von Arem immermehr. Diese fabelhafte Zeiten sind die erste Dämmerung, nach welcher der Tag allmählig heranbricht; und um deswillen sind sie in Geschichten nicht zu übergehen. Ohne sie würde vielleicht nie eine zuverläßige Erzählung der Begebenheiten statt gefunden haben: und die Weltweisen sagen ja, daß nichts in der Natur durch einen Sprung geschehe. Diesemnach fällt eine doppelte Einwendung hinweg, die man etwann gegen die Ausführung des Herrn Abts machen könnte. Denn wenn man es ihm verargen wolte, daß er nicht eine zusammenhängende Reihe der alten Könige von Ostindien geliefert hat; so ist auch zu bedenken, daß Arrian, und die Stücke, so uns noch von Ctesia, dem Megasthenes u.a.m. übrig sind, nichts weiters hievon enthalten, als was der Herr Abt wirklich beygebracht, und daß er nicht mehr

 bey=

beybringen können, als die Quellen selbst enthalten. Zum andern siehet man aus der vorhergehenden Betrachtung leicht ein, warum er auch fabelhafte Nachrichten beybringen müssen. Er fande sie nämlich bey den alten Schriftstellern: und weil es keine Möglichkeit ist, bey denselben bis auf den Grund der Wahrheit zu dringen, zumal bey einem gänzlichen Mangel besserer Nachrichten von einem Land, von welchem man sich die abentheuerlichsten Vorstellungen machte: so erforderte es die Pflicht eines redlichen Geschichtschreibers, lieber fabelhafte Nachrichten von den ältesten Zeiten zu liefern, als diese Zeiten gar mit Stillschweigen zu übergehen.

Es könnte aus diesem allgemeinen Einwurf ein besonderer gemacht werden, der scheinbarer wäre. Man könnte sagen, warum denn der Herr Abt in die Thiergeschichte von Indien solche Thiere eingemischet, die offenbar fabelhaft wären? Man könnte sagen, daß dergleichen Dinge von keinem Nutzen wären. Dieses läßt sich beantworten. Der Herr Abt hat nämlich bey der Geschichte der Thiere überhaupt die

Nach-

Nachrichten der Alten zum Grunde gelegt, und daher wirklich auch fabelhafte Thiere beschrieben. Er hat aber die Nachrichten der Neuern von den indianischen Thieren jederzeit am gehörigen Ort mit beygefüget; wodurch er das wahrhafte werkthätig von dem fabelhaften unterschieden, und das letzte für das, was es wirklich ist, erkläret hat. Dabey hat er es nicht bewenden lassen; sondern er hat auch die fabelhaften Thiere ausdrücklich Geburten der Dichtungskraft genennet. So redet er Seite 126. I. Theil von der Mantichora; er sagt, daß sie sich allein auf die Glaubwürdigkeit des Ctesias gründe; er zeigt, daß Jarchas, der Indianer, nichts davon wissen wollen, und entdeckt mit Ruyschen den Grund der Fabel. Er hält S. 135. die Ameisen, die die Schätze bewahren, für ein bloses Sinnbild des Geitzigen, und, daß ich nur noch eines erwähne, so widerleget er den Phönix ausdrücklich. Will man den Nutzen für nichts achten, daß aus Anführung dieser Geschöpfe die Vorstellungen der Alten zu erkennen sind; so muß man doch wenigstens gestehen, daß sie, als Ausschweifungen, nicht ohne Vergnügen gelesen werden.

Wenn man die Quellen überhaupt betrachtet, aus welchen der Herr Abt seine Geschichte geschöpft hat: so wird es freylich klärer, als der Tag, erhellen, daß die neuern weit zahlreicher und vollkommener sind, als die alten; ja, ich habe es

schon angezeiget, was für schöne Nachrichten der Herr Guyon von dem Herrn Dumas, und aus den Archiven der französischen Compagnie erhalten hat. Vielleicht aber entdecket man dennoch einige von den alten so wohl, als von den neuern, deren Glaubwürdigkeit geringe ist. Indessen schadet dieses nichts, wenn man nur ihrem Zeugniß kein grösseres Gewichte beyleget, als ihm mit Recht zukommet. Daß dieses der Herr Abt beobachtet hat, kann man z. E. aus seiner Meinung von den Schriften des Philostratus (I. Th. S. 106.), wie auch des Abts Choisy und des P. Tachards (II. Th. §. 3.) zureichend ersehen.

Nachdem ich nun die Zeugnisse der Gelehrten von diesem Werk angeführet, die Sachen auch überhaupt erwähnet habe, welche man hierinnen zu suchen hat; nachdem ich auch der Einwendungen gedacht habe, welche gegen dasselbe könnten gemacht werden: so will ich nur noch einigen Nutzen anführen, den man aus Lesung desselben schöpfen kann.

Der erste Vortheil, den man aus einer Geschichte erwartet, muß so beschaffen seyn, daß er bey ähnlichen Veränderungen in gemeinen Wesen einen Einfluß hat. Eine Geschichte muß pragmatisch geschrieben seyn: und sie ist es alsdenn, wenn alle Veränderungen so vorgetragen sind, daß man zugleich die Ursachen einsehen kann,

in

in welchen sie ihren Grund haben. Diese Eigenschaft wird man nicht allein bey gegenwärtigem Werk überhaupt finden; sondern noch besonders bey der im dritten Theil enthaltenen Geschichte der französischen Handlungsgesellschaft. Die Veränderungen und Unfälle derselben, ihr Verfall und Wiederhohlung, sind dergestalt beschrieben, daß alle Ursachen dieser Begebenheiten deutlich können erkannt werden. Dieses hat einen ganz augenscheinlichen Nutzen. Ich will nur einmal den Fall setzen, daß zu irgend einer Zeit in Deutschland eine indianische Compagnie sollte errichtet werden: so kann man an dem Beyspiel jener, alle Hindernisse bemerken, die einem solchen Vorhaben schädlich seyn können; man kann aber auch die Mittel wahrnehmen, wodurch ein solches Vorhaben kann in die Höhe gebracht werden. Es ist daher kein Zweifel, daß die gegenwärtige Geschichte einen ganz besondern Einfluß in ähnliche Anstalten äusern kann.

Man findet zum andern in dieser Geschichte besondere Nachrichten, die man oftmals gerne wissen möchte, aber vergeblich suchet. Dahin rechne ich, unter häufigen andern, die schönen Nachrichten von Pondichery, so im II. und III. Theil vorkommen, nebst denen von dem marattischen Fürsten Bounsolo. Man hat vor einiger Zeit verschiedenemal in den Zeitungen von einem Kriege gelesen, den die Portugiesen

in Indien mit demselben führen. Die wenigsten wissen, was er für ein Prinz ist: man wird ihn aber aus dem dritten Theil dieser Geschichte genauer kennen lernen. Gleichergestalt wird man sich noch erinnern, daß in öffentlichen Zeitungen gemeldet worden, wie bey der französischen Kriegsverrichtung auf Madras, der Nabab von Arcatte dieser Nation behülflich gewesen. Aus eben dem III. Theil aber ist zu ersehen, was es mit der Verbindung dieses Nababs mit den Franzosen für eine Bewandniß habe.

Nichts ist mehr übrig, als daß ich noch kürzlich anzeige, was bey dieser Uebersetzung geleistet worden. Dieses kann mit wenigem gesagt werden. Ich habe mir zum Hauptzweck vorgesetzt gehabt, vor allen Dingen den Sinn des Herrn Verfassers aufs genaueste auszudrücken. Ich habe einige Anmerkungen beygefügt, die mit * oder † bezeichnet sind. Wie beydes beschaffen ist, davon mögen andere urtheilen. Einige Aenderungen, die der Herr Abt der französischen Ausgabe angehänget hatte, habe ich gehörigen Orts unter den Text gesetzt; wobey es denn geschehen ist, daß I. Th. Seite 85. eine Verbesserung des Herrn Abts mit einer von meinen Anmerkungen durch ein Versehen zusammen geflossen ist. Da ich nicht an dem Ort des Druckes lebe; so wird man einige mit untergelaufene Druckfehler gütig entschul-

schuldigen. Bey den Probebögen, so mir bishero zu Gesichte gekommen, sind ihrer ohnedem so wenige, und so unerhebliche anzutreffen, daß es fast nicht der Mühe werth ist, sie anzuzeigen. Ich hoffe auch, daß sie bey den folgenden eben so selten seyn werden. Denn, ohngeachtet der Druck des ganzen Werks mit höchster Eilfertigkeit hat müssen besorget werden, weil der Herr Verleger unvermuthet, kurz vor der jetzigen Ostermesse, die Nachricht erhalten, daß ein anderer gewinnsüchtiger Buchhändler ihm seinen rechtmäßigen Vortheil durch einen Nachdruck zu entziehen trachte, wenn er dem ersten Vorhaben nach, die Theile dieser Geschichte einzeln ans Licht stellete: so ist doch die Besorgung des Druckes einem Gelehrten aufgetragen worden, auf dessen Sorgfalt man sich verlassen kann.

Inn-

Innhalt des Ersten Theils der Geschichte von Ost-Indien.

Erster Abschnitt.
Chorographische Beschreibung des alten Indiens.

Zweyter Abschnitt.
Religion der alten Indianer.

Dritter Abschnitt.
Von denen Königen.

Vierter Abschnitt.
Eintheilung der Staaten.

Fünfter Abschnitt.
Von der Gemüthsart und den Sitten der Indianer.

Sechster Abschnitt.
Von den Thieren in Indien.

Siebender Abschnitt.
Staatsveränderungen, so in alten Zeiten in Indien vorgefallen.

Achter Abschnitt.
Von der Handlung der Alten nach Indien.

Neunter Abschnitt.
Veränderungen, so in mittlern und neuern Zeiten sich in Indien zugetragen.

Zehender Abschnitt.
Von Unterbrechung und Wiedererneuerung der Reisen nach Indien. Erste Festsetzung der Portugiesen.

Geschich-

Geschichte von Ost-Indien,

Erster Theil.

Indien in den alten Zeiten.

Erster Abschnitt.

Chorographische Beschreibung des alten Indiens.

Es ist wohl niemals ein Reich berühmter gewesen, von den Alten mehr bewundert worden, und doch zugleich weniger bekannt gewesen, als Indien. Es sey nun daß Bacchus, oder Osiris, oder auch Hercules mit ihren siegreichen Waffen bis dahin durchgedrungen, und bey ihrer Rückkunft denen Griechen Wunder davon erzehlet; oder daß diese die Phönicier

Von welcher Zeit an Indien bekannt geworden.

nicier und Tyrier (a) davon reden gehört, welche, wie man vorgiebt, lange Zeit vorher, ehe Salomon seine Schiffflotte ausgerüstet, bis auf die entferntesten Küsten der Morgenländer geschiffet; oder endlich daß die egyptische Kaufleute ihrer Handlung wegen in diesen Ländern sich Wohnungen erbauet (b): so glaubt man doch, daß der Name der Indianer, schon mehr als tausend Jahre vor der Geburt Christi, denen Griechen, Syrern und Egyptern bekannt gewesen sey. Die allerältesten Denkmaale in den Geschichten bestättigten die Eroberungen der Semiramis und des Sesostris in Indien: und die Gelehrten streiten noch unter einander, ob Homerus davon Meldung gethan, oder nicht.

Was sich die Alten vor eine Vorstellung davon gemacht.

Nichts aber war wunderlicher und verwirrter, als die Vorstellung, so man sich von diesem Land machte: obgleich eben hierbey die Natur eines Landes, dem seine Reichthümer und Seltenheiten vor allen andern den Vorzug geben, zum Grunde geleget war. Die gemeine Meynung verwandelte dabey alles in Abentheuer. Es gab daselbst keine andere Menschen, als Riesen: der Indus und Ganges waren ganz mit Ungeheuern angefüllt. Man glaubte dergleichen Sachen noch zu einer sehr aufgeklärten Zeit. Als die Römer dem Orontes einen andern Lauf gege-

ben

(a) M. Huet in seiner Histoire du Commerce & de la Navigation, c. 51.

(b) Eben derselbe c. 9.

ben hatten, damit sie ihre Schiffe auf diesem Fluß nach Antiochien bringen könnten (c): so fande man in seinen alten Ufern ein Grabmaal von Ton eilf Ellen lang, worinnen die Gebeine eines Menschen aufbehalten worden, die seine ganze Länge einnahmen. Dieser Anblick machte jedermann bestürzt. Die Syrer reiseten deswegen nach Claros in Jonien, um das Orakel des Apollo darüber zu befragen, und dieses gab zur Antwort, es wäre der Körper des Orontes, der von Geburt ein Indianer gewesen. Herodotus, Ctesias, Agatarchides, Dionysius Periegetes, Megasthenes, Onesicritus und selbst Nearch, der Admiral Alexanders des grossen, hatten Dinge davon erzehlet, die man nur in den fabelhaften Zeiten Griechenlands glauben konnte.

Ist es nun wohl, nach so handgreiflichen Zeichen der Unwissenheit in Ansehung der Beschaffenheit Indiens, noch zu verwundern, daß von der Lage und Erdbeschreibung dieses Landes wenig bekannt gewesen? Der Irrthum hat sich so weit erstrecket, (d) daß man den Fluß Indus mit dem Nil vermischet (e), und diesen vor einen Abfluß des erstern gehalten; daß man Indien

(c) *Pausanias*, Lib. VIII. c. 29.

(d) Siehe *Strabo*, Lib. XV. p. 1010. & seq.

(e) Nichts ist abgeschmackter, als was Q. Curtius davon erzehlet, welcher auch den Ganges von Mittag herlaufen lässet, Lib. VIII, c. 9.

vor den dritten Theil der bewohnten Erde angesehen, und geglaubt, der Ganges wäre die äusserste Grenze des festen Lands, über welchem keine Menschen mehr wohneten, wie die Kriegsleute des macedonischen Helden ihm fast mit thränenden Augen vorstelleten. Strabo, der sich auf die Treue des Eratosthenes verließ, war eben dieser Meinung zugethan; indem er gegen Aufgang Indien das Welt-Meer zur Grenze setzte: es mag nun seyn, daß er China und Japan mit zu Indien gerechnet, oder, welches wahrscheinlicher ist, daß er keine rechte Kenntnis von diesem Land gehabt hat. Ptolomäus, der berühmte Erdbeschreiber des andern Jahrhunderts nach der Geburt unsers Heilandes, verfällt in eine andere Ausschweifung, da er uns ein so umständliches Verzeichnis der Städte und Flecken Indiens liefert (f), daß wir kaum diejenige Provinz von Frankreich, so am meisten durchreiset wird, so genau zu kennen vermögend sind. Die Landcharten, welche mit grosser Sorgfalt nach dem Angeben dieses Schriftstellers verzeichnet worden (g), stellen diesen Theil der Welt von seiner wahrhaften Lage sehr verschieden vor, und haben zum Beweiß gedienet, daß die Beschreibung, so er uns davon hinterlassen, nur einen Schein

(f) *Ptolemaeus*, Lib. VII. c. 1. & 2. von p. 197. bis 211. Edit. *Bertii*, Elzevir.

(g) *La Martiniere*, Dictionaire Geographique, bey dem Worte Inde.

Schein und gar nichts glaubwürdiges an sich habe.

Diese verwirrte Vorstellungen haben nun den Namen Indiens zweydeutig gemacht; eine Quelle grosser Schwierigkeiten und Verwirrung bey dem Lesen der Geschichtschreiber! Xenophon hat ein Land dieses Namens zwischen dem schwarzen Meer und dem caspischen ausgedacht (h). Von dannen hat er allem Ansehen nach seine angebliche indianische Gesandten kommen lassen, welche Cyrus, in seinem Krieg mit den Königen von Assyrien, oder vielmehr, von Babylon und Lydien, zu Schiedsrichtern annahme. Andere, und zwar in grosser Anzahl, haben Ethiopien den Namen Indiens beygelegt, welches noch bey den Schriftstellern des sechsten Jahrhunderts zu sehen ist. Eine gewisse Aehnlichkeit unter beyden Völkern (i), nebst der Beschaffenheit der Länder, so sie bewohnen, haben Gelegenheit zu diesen Zweydeutigkeiten gegeben. Die Griechen hatten gehört, daß die mittägigen Indianer schwarz oder schwarzbraun von Farbe wären, und verwechselten sie um deswillen leichtlich mit denen Einwohnern von Ethiopien und Colchis. Daher dach-

(h) *Xenophon*, Cyropæd. Lib. I.

(i) Dieses ist vom Herr Freret in einer Abhandlung, die in dem VIII. Tom. der Mémoires de l'Académie des Inscriptions stehet, sehr gelehrt ausgeführet worden.

ten sie auch, diese wären eine Colonie, die von Osten ausgegangen sey, wie die Colchier ursprünglich ethiopische Soldaten waren, welche Sesostris in diesem Land zurück gelassen hatte, um seine Eroberungen gegen die Anfälle der nordischen Völker zu beschützen. Vor das andere hat man Indien allezeit vor ein Land gehalten, das einen Ueberfluß habe, an allerley Reichthümern; man wuste über das, daß in Colchis Gold-Minen vorhanden wären, und Ethiopien eben die Thiere hervorbringe, die in Indien angetroffen werden. Mehr brauchte es nicht, als diese Uebereinstimmung, um in der Erdbeschreibung wenig erfahrnen Schriftstellern Gelegenheit zu geben, so weit von einander entlegene Länder, dergleichen Colchis, Ethiopien und Indien sind, mit einander zu vermengen.

Wir kennen in der That von diesem letztern nichts, ausser denen Provinzen und Städten durch welche das Kriegsheer Alexanders gezogen, dessen Fußtapfen uns Arrian mit aller möglichen Richtigkeit bezeichnet hat (k). Dieses ist es in der Kürze, was er bemerket: An das Ende des Paropamisus, der die abendliche Grenze von Ober-Indien war, stiesse Capissene, eine Landschaft, die von der Stadt Capissa, welche Cyrus zerstörete, den Namen hatte. Bubacene, welche Alexander durch den Polysperchon unter

(k) *Arrianus*. de Expeditione Alexandri. Lib. IV, V, & VI.

ter seine Bottmäßigkeit bringen liesse, war nicht weit davon. Als dieser Monarch in eigner Person aus Bactriana aufbrache, so begabe er sich zuerst nach Nicäa, und ließ ein wenig weiter gegen Mittag eine Stadt erbauen, deren er von ihm selbst den Namen gab. Es gefiele den Griechen, so mit ihm zogen, eine Reihe von Bergen, die sich in dieser Gegend befanden, Caucasus zu nennen. Die Kriegsmacht gienge über den Fluß Cophes, und rückte damit in Indien ein. Zwischen diesem Strom und dem Choaspes oder Chöes, wohneten die Arasöcier und Tyräer. Ueber dem Choaspes waren die Städte Audacene, Acadera, Daedala und Nysa. Die Einwohner derselben hatten, der gemeinen Sage nach, ihren Ursprung vom Ueberwinder Bacchus, der, wie man vorgab, die Stadt Nysa erbauet, und in derselben Gegend den Epheu, Weinstock und Lorbeerbaum zuerst gepflanzet hatte. Diese Fabel ist von einigen Griechen (l) ausgedacht, von weit mehrern aber verworfen worden. Ohnweit davon war der vorgebliche Berg Meros, das ist, die Hüffte, welches auf dasjenige zielte, was die Poeten von dem Jupiter erzehlten, von welchem sie sagten, er habe die Frucht seiner Liebe so lange in seinem Schenkel eingeschlossen, bis sie vollkommen gebildet gewesen. Die Aspier oder Aspagoner wohneten in den mittäglichen Gegenden dieser berühmt

(l) *Strabo*, p. 687.

rühmt gewordenen Landschaften. Der Fluß Evaspla machte die Grenze von diesem weitläuftigen Strich Landes aus. Von da an bis an den Indus war noch ein weitbeträchtlicherer Raum, den die Darder, ein gar grosses Volk, die Peucelaoter und Assacener, deren Hauptstadt Massaca hiesse, erfülleten. Alexander muste die Eroberung dieser Stadt mit einer starken Wunde, die er bekame, bezahlen. Wie er weiter gegen Mittag fortzoge, so nahme er die Stadt Ora, wie auch die Festung, oder vielmehr den Felsen Aornos, ein; von welchem seine Schmeichler sagten, er wäre vormalen von dem Hercules vergeblich belagert worden. Ecbolima war die letzte Stadt dieser Gegend; die sich an dem Indus endigte.

Von diesem berühmten Fluß an bis an den Hydaspes, fande man die Taxiler, die Ariasper, die Sobier, die Asenier, die Siber und Malier. Daselbst ließ Alexander eine Stadt erbauen, und nannte sie Nicäa, um damit das Andenken und die Geschwindigkeit seiner Siege zu verewigen. Jenseit des Hydaspes erbauete er eine andere seinem Bucephalus zu Ehren: und alle diese Länder gehöreten zu dem Reich des tapferen Porus. Es erstreckte sich bis an den Acesines. Ein unfruchtbares und fast völlig wüstes Land lage zwischen diesem Strom und dem Hydraotes. Die Brachmanen waren seine vornehmste Einwohner; ob sie schon auch eine berühmte Stadt jenseits des Hydraotes hatten.

Von

Von den Ufern dieses Flusses bis an den Hypha-
sis war das Land der Sopithöer, der Ca-
theer, der Gangarider, der Pharasier, der
Phegeleer und der Oxidracier, bey welchen
Alexander in äusserste Lebens-Gefahr geriethe,
da er auf eine allzukühne Art über die Mauer in
ihrer Haupt-Stadt gesprungen. Der Hy-
phasis war, wegen der Widersetzlichkeit seiner
Macedonier das Ziel seiner Eroberungen.
Er gienge nur über denselben, um die Seulen
des Hercules nachzuahmen, indem er seine
prächtige Altäre aufrichtete. Wie wir nun de-
nen Verrichtungen dieses Siegers allein die
Kenntniß dieses Lands nach seiner damaligen
Beschaffenheit zu danken haben; so wissen wir
gar nicht, wie es weiter hin bis an den Ganges
ausgesehen. Arrianus nennet uns nur zwey
Städte, Minagora und Barygaza, die er
ihrer Handlung wegen herausstreichet. Das
überaus weitläuftige Land, welches heut zu Ta-
ge so berühmt ist, und sich von der Vereinigung
aller dieser Flüsse mit dem Indus, bis zu unterst
der Halbinsel erstrecket, war denen Alten eben
so unbekannt. Sie nennten nur die Königreiche
der Sabracier, Sogder, Musicaner, Prä-
ster, Sabier und Patalener: und einem
Theil dieser Völker legten sie den Namen der
Indoscythen bey.

Das ganze Land, so wir eben beschrieben ha-
ben, hiesse Indien diesseits des Ganges, In-
dia intra Gangem. Es Begriffe hundert und

achtzehen Völker (m) oder Landschaften in sich, davon einige bey dreyhundert Städte (n) hatten, wie das Reich des Porus (o). Im andern waren weit wenigere: und das Gebiete einiger Fürsten erstreckte sich kaum über zwey Städte. Man zählet mehr als vierzig Flüsse, die mehrentheils schifbar sind, und sich miteinander in den Indus ergiessen. Da nun in diesem so viele Flüsse zusammen kommen, so kan man von seiner Breite urtheilen, wenn man sich die Breite des Hydaspes vorstellet, die nirgends weniger, als zwanzig Stadien oder eine kleine deutsche Meile beträgt (p). Wie groß muß nicht ein solcher Strom seyn, in welchem sich so viel andere verliehren?

Dieser fördere Theil von Indien endiget sich an dem Ganges; gegen Norden aber wurde er durch eine lange Reihe von Bergen von dem Land der Scythen abgesondert. Man hat sie auf mancherley Weise benennet. Einige Erdbeschreiber gaben ihnen den Namen des Gebürges Paropamisus (q); weil sie an die Paropamisier stiessen, die das Land, welches Bactriana

(m) *Megasthenes* apud Arrianum, in Indicis, cap. 7.
(n) *Strabo*, p. 698.
(o) *Plinius*, Lib. VI. c. 20.
(p) *Arrianus*, de Expeditione Alexandri, Lib. VI. cap. 4.
(q) *Plinius*, Lib. V. Cap. 20.

etriana gegen Mittag lage, inne hatten. Andere (r) versicherten, der Taurus, so bey Mycale in Jonien angehet, und durch ganz Asien sich erstrecket, von dem auch die meisten Flüsse ihren Ursprung nehmen, reiche bis hieher. Allein die Macedonier, so dem Alexander schmeicheln wollten, sagten, es wäre das Gebürge Caucasus, wo Hercules den Prometheus angefesselt; weil sie fanden, daß die Völker daselbst Thierhäute, oftmahls auch Löwenhäute umhängen hatten, und den Ochsen mit einem glüenden Eisen das Zeichen einer Keule an die Stirne zu brennen pflegten. Indessen hatte doch dieses Gebürge nichts mit dem Caucasus gemein, der zwischen dem schwarzen und caspischen Meer befindlich ist. Es ist weit schwerer, die Grenzen von Indien gegen Abend fest zu setzen. Einige (s) haben solche, in Ansehung der ältesten Zeiten, bis an Arabien erweitert: damit sie die Eroberungen des Bacchus, Hercules, Osiris und Sesostris begreiflich machen möchten. Andere setzen sie an den Fluß Indus (t). Andre wiederum fangen sie bey dem Fluß

(r) *Arrianus*, de Expeditione Alex. Lib. V, Cap. 5. *Strabo* variis locis. *Cellarius*, Lib. III, cap. 3.

(s) *le Clerc*, Bibl. univers.

(t) *Strabo*, Lib. XV. p. 688. & 720. *Arrianus*, in Indicis, cap. 2. Q. *Curtius*, Lib. IX. cap. 10.

Fluß Arbis, weit unter dem Ursprung des Cophes an (v): und dabey muß man es auch bewenden lassen. Gegen Mittag wird Indien von dem Weltmeer umflossen, in welches sich auch der Indus sowohl, als der Ganges, ergiesset.

Die lange Beschreibung, so uns Ptolemäus von Indien jenseits des Ganges hinterlassen hat, giebt durch die Namen, welche darinnen den Völkern und Ländern beygeleget werden, deutlich genug zu erkennen, daß es zu seiner Zeit wenig bekannt gewesen. Er setzet jenseits des gangetischen Meerbusens das Silberland; und darnach die Menschenfresser, die Padeer und Lestier oder Räuber. Weil vielleicht einigemahl den Europäern auf diesen Küsten übel mitgespielet worden, so mag etwann solches zu diesem ungewissen Namen, aus welchen man so wenig von dem Land, als seinen Einwohnern etwas abnehmen kan, Gelegenheit gegeben haben. Der Verfasser lässet sodenn den Gold-Chersones folgen, welches wohl nichts anders als das Königreich Siam seyn kan; worauf ein Fluß Chrysoana, und eine Handelsstadt mit Namen Tacola kommet. In dieser Gegend haben einige Erdbeschreiber Salomons Ophir gesuchet. Gedachter Schriftsteller machet gegen Abend diesen Fluß

zur

(v) *Ptolemaeus* & *Cellarius*, Lib. III. cap. 23. *Arrianus*, in Indicis, Cap. 21. et 22.

zur Grenze von Indien jenseit des Ganges; Gegen Mitternacht Scythien und Serica; gegen Aufgang aber Sina oder China; und gegen Mittag das Weltmeer.

Die mancherley Reichthümer der beruffenen Insel Taprobana hatten dieselbe noch berühmter gemacht, als ein einziges der andern Länder in Indien. Heut zu Tage ist kein Zweifel mehr, daß solches Ceylon gewesen sey. Das Gold, die Edelgesteine und die Gewürze, daran sie einen Ueberfluß hatte, zogen alle fremde Kaufleute dahin. Wenn die Römer ihre Waaren dahin brachten (x): so nahmen die Leute von der Insel ihre Schiffe in Besitz; sie nahmen dasjenige, was ihnen dienlich war, weg, und gaben dagegen Gold, Edelgesteine, Nägelein, Pfeffer und Zimmetrinde; wie solches noch heut zu Tage in Japan, gebräuchlich ist. Dieses Volk war in siebenhundert Dorfschaften oder Flecken eingetheilet, und schiene in allen seinen Sitten etwas besonders an sich zu nehmen. Man betete den Hercules nebst dem Bacchus an, und erzeigte den Königen göttliche Ehre. Der Thron wurde durch eine freye Wahl besetzet, und nichts konnte einen dazu erheben, als ein hohes Alter, oder ein allgemeines Zeugniß einer besondern Sanftmuth. Wenn der König erwehlet wurde, muste er noch keine Kinder haben. Bekam er ihrer

Die Insel Taprobana.

nach

(x) *Plinius*, Lib. VI. cap. 22. *Strabo*, pag. 690. *Ambrosiaster*, de moribus Brachmanum.

nach der Zeit; so war er verbunden, seine Regierung in die Hände des Volks aufzugeben; weil man in Furchten stunde, sie möchte sonst erblich werden. Es wurden ihm dreyssig verständige Männer an die Seite gesetzet, die seinen Berathschlagungen beywohnen, und durch ihren Rath die Rechte der Nation aufrecht erhalten und beschützen musten. Obgleich die Uebelthäter nur durch die Mehrheit der Stimmen verurtheilet werden konnten: so hatten sie doch noch das Recht, an das ganze Volk zu appelliren. In diesem Fall ernennete man siebenzig Befehlshaber, um den Proceß nochmahls durchzugehen: und woferne das erste Urtheil ungerecht befunden wurde; so entsetzte man diejenigen, welche es verfasset hatten, mit Schimpf ihrer Aemter. Keinem Menschen war es erlaubt, Sclaven oder Bediente zu haben; und ein jeder muste sich selbst bedienen. Um die Weichlichkeit und Trägheit zu verbannen, war es verbotten, zwischen Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang zu schlafen. Wie ein grosser Mangel auch an Lebensmitteln einrisse, so wurden sie doch niemals theurer, als zu anderer Zeit. Unter Privatpersonen verstattete man keine Processe. Kame es ja zu einem Zwiespalt zwischen ihnen: so muste man alsobald den König davon benachrichtigen; und kein anderes Gerichte war in dem ganzen Eyland. Der König selbst konnte so wohl zur Verantwortung gezogen werden, als seine Unterthanen. Wenn er etwas wichtiges began-

gen

gen hatte, so verurtheilte man ihn zum Tode, ohne doch diese Strafe körperlich an ihm zu vollstrecken. Sie bestunde einzig und allein darinnen, daß er sich von jedermann verlassen und verachtet sehen muste, als einen in die Acht erklärten, dem man allen Trost, ja selbst die zu Erhaltung des Lebens benöthigte Dinge versagte; ja es war schon ein Verbrechen, wenn man nur mit ihm redete. An statt der ausgelassenen Lebensart, woran sich die Heyden auf denen Festtägen ergötzten, brachten die Inselbewohner in Taprobana ihre Feste mit Jagen der Tyger und Elephanten, oder auf der Schildkröten Fischerey, mit deren Schilden sie ihre Häuser deckten, zu. Die andern Tage beschäftigten sie sich mit dem Ackerbau: und die Mässigkeit, die sie sorgsam beobachteten, machte, daß sie gemeiniglich hundert Jahre alt wurden.

Ein reisender aus dem neunten Jahrhundert (xx) erzählet, daß, wenn der König dieser Insel, den er Serindib, nennet, mit Tode abgehet, sein Leib dergestalt auf einen Wagen auf den Rücken geleget werde, daß sein Haupt beynahe

(xx) Der Herr Abt Renaudot hat uns zwey arabische Reisebeschreibungen aus dem neunten Jahrhundert, eine in die andere gemischt, geliefert, die nicht ohne Wehrt sind. Hieraus ist diese Erzählung genommen. Ich muß sie, wie er, unter dem Namen alter Nachrichten von Indien und China anführen.

nahe bis auf die Erde hänget, und seine Haare in dem Staub schleiffen. Hinter diesem Wagen gehet ein Weib her mit einem Besen, womit sie Staub auf das Haupt des Verstorbenen wirft. Zu gleicher Zeit ruffet ein öffentlicher Bedienter mit lauter Stimme: „O ihr Menschen, sehet „hier euren König, der gestern noch über euch „herrschte; allein, die Macht, so er über euch „hatte, ist verschwunden. Hier sehet ihr nun, „in welchem Zustand er ist, nachdem er die Welt „verlassen hat: der HErr über Tod und Leben „hat seine Seele von ihm genommen. Darum „bauet hinführo nicht mehr auf die ungewisse Hof„nung eines langen Lebens.„ Solches und anderes dergleichen, wird drey Tage nach einander ausgeruffen; nach dieser Zeit aber balsamiret man den Körper des Prinzen mit Sandelholz, Kampfer und Safran; alsdenn wird er verbrannt uud seine Asche in die Luft gestreuet. Es ist eine gemeine Gewohnheit in ganz Indien, daß man die Toden verbrennet *). Gemeiniglich stürzen sich die Weiber des Königs auf den Scheiterhaufen, wo sie sehen, daß ihr Gemahl ver-

*) Diese Gewohnheit hatte man noch in den mittlern Zeiten, zu der Zeit der Reisebeschreiber, die ich angeführet habe, und welche solches ausdrücklich melden. Seit einigen Jahrhunderten aber hat dieser Gebrauch sich verändert: und heut zu Tage verbrennet man wenige Toden, sondern man begräbt sie. Es ist auch etwas

verbrannt wird; aber man nöthiget sie nicht dazu, und manche unterlassen es auch.

Zweyter Abschnitt.

Religion der alten Indianer.

Obgleich die Indianer von dem Sem herstammeten, dessen Nachkommen, das Andenken des wahren GOttes viel länger behielten, als die Abkömmlinge des Cham und Japhets: so löschete doch die Finsterniß, welche sich über ihr ganzes Gemüthe ausbreitete, die Vorstellung aus, die ihnen der Schöpfer eingedrücket hatte; und sie wandten sich zur Anbetung der Sonne (y), des Monds, der Bäume und noch anderer Gegenstände. Sie hatten dem Gestirne des Tages einen der allerprächtigsten Tempel errichtet, die jemahls aufgeführet worden (z). Die Mau-

was gar seltenes, daß sich die Weiber nach dem Tod ihrer Männer verbrennen, wie sonst geschahe. Sie übereilen sich in dem Stücke nicht mehr so sehr.

(y) *Photius*, ex Ctesia. Q. *Curtius*, Lib. VIII. cap. 9. *Philostratus*, Lib, III. cap. 35.

(z) Diese Nachricht giebt Philostratus in der Erzählung der Reise des Apollonius von Tyanen nach Indien. Ich werde mich seiner zum öftern bedienen. *Philostratus*, in vita Apollonii Tyanensis, Lib. II, cap. 24. Edit. Olearii.

Mauern an diesem Gebäude waren von Porphir, inwendig mit Goldblech bedecket, auf welchem gegen alle Seiten Strahlen gestochen waren, die, in welcher Stellung man sie auch nur ansahe, einen Glanz von sich warfen. In dem innersten des Tempels fande man ein Bild der Sonne, so man aus einer erstaunenden Menge Edelgesteine, die alle auf das künstlichste geordnet waren, zusammengesetzet hatte: so daß, wenn es möglich wäre, dieses Wunder der Natur nachzuahmen, man hätte sagen können, das Bild käme seinem Original sehr nahe. Die Anbetung dieses Gestirnes bestunde darinnen, daß sie in einem Kreiß herum tanzeten, gleichsam als wollten sie damit seinen Lauf andeuten (a). Das war das einzige Götzenbild, das die Indianer hatten, bis daß sie durch die Griechen von den Helden aus dem fabelhaften Alterthum Nachricht bekamen; da sie denn einen Elephanten vergötterten, den sie Ajax nannten, nebst zwey Bildseulen des Alexanders von Gold, und zwey andern von Metall, welche den Porus vorbildeten.

Ihre Opfer scheinen die Lehre der Egypter und Pythagoräer (b) von der Seelenwanderung zum Grund gehabt zu haben. Weil sie der Meynung waren, daß eine Seele bald in einem

(a) *Lucianus*, de saltatione.
(b) *Herodotus*, Lib. III. cap. 100. *Philostratus*. ibid. Lib. VIII. cap. 7, sec. 12, p. 347.

nem Menschen, bald in einem Thier, bald gar in einer Pflanze sich aufhalte: so hatten viele keine andere Opfer, als das Ausgiessen allerhand Getränkes. Ein Theil opferten zwar Thiere, doch schlachteten sie dieselben nicht (c); weil sie in den Gedanken stunden, das Blutvergiessen mache die Opfer unvollkommen. Der Priester erstickete nur das Thier: und dabey wird es als etwas ganz besonders angemerket, daß er sich während der Ceremonie niemahlen eines Kranzes bediente, ohnerachtet solches fast bey allen andern Völkern durchgehends im Gebrauch war.

An ihren hohen Festtägen hielten sie Umgänge, wobey sie dem Gott, dessen Fest sie feyerten, zu Ehren ein grosses Gepränge machten, mit allem dem, was das Land nur seltenes und kostbares hervorbringet. Ein grosser Hauffen Elephanten gienge voran (d), die insgesamt mit vielerley Zierrathen von Gold und Silber ausgeputzet waren: darauf folgten viele mit Goldblech überzogene Wagen, und Ochsen die paarweise mit Jochen zusammengekuppelt waren. Sodenn kamen die Soldaten, in prächtiger und ganz besonderer Kleidung, und trugen grosse vergoldete Töpfe, Becken, Krüge, Tafeln und Küssen, worauf man sich bey dem Essen setzte; welches alles mit Beryllen, Diamanten, Rubinen, Karfunkeln oder Perlen besetzet

(c) *Strabo*, Lib. XV, p. 710.
(d) Ibid. p. 718.

war. Einige führten Leoparden, oder zahmgemachte Löwen, andere aber trugen Vögel, von mancherley Gattungen, deren Gesang, nebst dem Getöse der Trommelschläger und Pfeifer, die ganze Music bey diesem Fest und Volk ausmachte.

Der anhaltende Regen, so im Sommer auf dem Gebürge im nordlichen Theil Indiens, und auf dem flachen Land niederfället (e), machet, daß die Flüsse so stark anschwellen, daß nicht selten die Felder mit Wasser überschwemmet werden. Diese Ueberschwemmungen sind von Zeit zu Zeit nothwendig, damit eine grosse Menge Ungeziefer, das in den mittägigen Gegenden durch die Wärme hervorgebracht wird, vertilget werde. Zuweilen aber sind sie so stark, daß sie der Erndte Schaden bringen, und an den Wohnungen grosse Verwüstung anrichten. Wenn der König (f) eines Landes sahe, daß das Austreten eines Flusses Schaden androhete, so begabe er sich in eigner Person dahin, um Busse zu thun, und den Zorn der Götter zu besänftigen. Zuerst opferte er schwarze Pferde und Ochsen; weil dieselbe vor die seltensten gehalten und am höchsten geschätzt werden. Nach diesem warf er ein Getreydmaas von Gold, von eben der Grösse, als die, womit man die Frucht maase, in den Strom, da-

(e) *Arrianus*, in Indicis, cap. 6. *Strabo*, Lib. XV. pag. 705.

(f) *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. IV. cap. 19.

dadurch gleichsam um die Erhaltung der Erdfrüchte, und einen gemässigten Regen, zu bitten. Die Griechen veränderten nach der Zeit diese Gewohnheit (g), und führten an deren Stelle die Verehrung des Jupiter pluvialis ein.

Dritter Abschnitt.
Von den Königen.

Das königliche Geblüte berechtigte einen sowohl zum Priesterthum, als zur Krone. In ganz Indien (h) war nur allein das Land der Gangarider und der Cathäer, zwischen dem Hydraotes und Hyphasis, wo die Thronfolge nicht erblich war. Durch, ich weiß nicht was vor eine Unregelmäßigkeit, war es die schöne Leibesgestalt, welche einen in diesen Ländern auf den Thron erheben konnte. Zwey Monate hernach, daß dem König, oder einem jeden anderen ein Sohn gebohren worden, nahme man seine Gliedmassen, seine ganze Gestalt und Bildung in Augenschein. Wenn nun diejenige, denen diese Verrichtung aufgetragen war, keinen Mangel an dem Kind bemerkten: so urtheilten sie, es verdiene beym Leben erhalten zu werden, und liessen es mit aller Sorgfalt auferziehen. Wo aber im Gegentheil etwas ungestaltes und unförmliches in Obacht genommen wurde; so wur-

(g) *Strabo*, p. 718.
(h) *Onesicritus* apud Strabonem, pag. 699. *Diodorus Siculus*, Lib. XVII. p. 561.

de es zum Tod verdammt. Da man demnach so wohl in Ansehung des Heurathens, als des Scepters nur seine Augen zu Rath zoge: so war es auch einer verwittibten Königin keine Schande, daß sie sich mit einem Barbierer vermählte (i); welchen das Volk verbunden war, zum Nachtheil aller Prinzen und Grossen des Reichs, vor seinen König zu erkennen. Da er also nichts als Leidenschaften und eine niederträchtige Seele mit auf den Thron gebracht: so brachte er sich auch eine allgemeine Verachtung zuwegen; und verriethe die Zaghaftigkeit seines Gemüths durch die demüthige Unterwerfung, mit welcher er dem Alexander entgegen eilte.

In allen andern Ländern gab nur die Geburt ein Recht zum Königreich: und der Aelteste des königlichen Hauses hatte beständig den Vorzug. Nach einer allhier aufbehaltenen Ueberlieferung sollte Bacchus, der erste siegreiche Eroberer Indiens (k), solche Einrichtung gemacht haben. Nachdem er vorhero, heißt es, gelehret, wie die Aecker zu besäen, der Weinstock zu bauen, und eigene Feste feyerlich zu begehen wären: so machte er einen seiner Freunde, Namens Spartembas, zum Könige, welcher zwey und funfzig Jahre regierete. Dessen Sohn Budyas folgte ihm nach, und führete den Scepter zwanzig Jahre lang.

(i) *Q. Curtius*, Lib. IX. pag. 561.
(k) *Arrianus*, de Expeditione Alexandri, Lib. V. cap. 6. & de Indicis, cap. 8. & 9.

lang. Darnach kame Cradevas; und zu der Zeit, da Megasthenes in Indien reisete, war Sandrocotus der hundert und drey und funfzigste in gerader Linie, der auf dem königlichen Thron sasse. Allein er war nicht der einzige Monarch des ganzen Landes. Von hundert und achtzehen Völkern, die man in Indien zählete, waren wenige, die nicht ihre besondere Könige gehabt hätten; deren einige völlig souverain, die meinsten aber andern zinsbar waren. Porus, einer von den Nachfolgern desjenigen muthigen Königes gleiches Namens, der vom Alexander zwar überwunden, nachmals aber, wie es seine Tapferkeit auch verdiente, in Ehren gehalten worden, liesse an den Augustus, als sich derselbe zu Antiochien aufhielte, ein Schreiben gelangen, in welchem er ihm seine gegen ihn hegende Hochachtung kund machte (l), und die Versicherung gabe, daß, ob er gleich über sechshundert Könige seiner Nation herrsche (m), er doch bereit wäre ihm zu gehorchen, und ihm mit allen seinen Unterthanen, wohin er es nur verlange, nachzufolgen. Die Abgesandten hatten acht Sclaven

(l) *Strabo*, pag. 719. *Florus*, Lib. IV. cap. ult. *Suetonius*, in Octav. cap. 2. *Eutropius*, Lib. VII. cap. 5.

(m) Hieraus ist zu schliesen, daß viele dieser Könige nur etwann über eine Stadt, oder einen kleinen Bezirk geherrschet; wie die 70. Könige, die dem Adonibeseck unterworfen waren. Richter, I, 7.

bey sich, die fast ganz nackend giengen, und wohlriechenden Balsam trugen, und Tyger führeten, welche Porus dem römischen Helden als Geschenke zusandte. Dieses sind die ersten Thiere von dieser Art gewesen, die man in den abendlichen Ländern gesehen hat (n).

Wie groß aber auch die Anzahl der Könige von Indien gewesen, so hat uns doch kein Geschichtschreiber ihre ganze Reihe ununterbrochen geliefert, und es ist uns kaum ein Theil ihrer Gesetze und Gewohnheiten bekannt worden. Sie waren verbunden, sich alle Tage öffentlich sehen zu lassen, und die Beschwerden ihrer Unterthanen anzuhören, um die irgend entstehende Streitigkeiten zu entscheiden, und die Sachen, die den Staat betrafen, zu besorgen. Es war ihnen so gar nicht einmal erlaubt, wenn sie sich baden, oder speisen wollten (o), deswegen eine Audienz eher abzubrechen, bis alles zu Ende gebracht worden. Sie konten nichts vornehmen ohne Beystimmung ihres Raths. Wenn es auf sehr wichtige Dinge, oder die den Gottesdienst anbetraffen, ankam: so musten (p) die Brachmanen, das ist, ihre Weltweisen, mit zu Hülfe genommen werden, die sich denn wiederum bey den Wahrsagern Raths erholeten. Die Treue, welche sie in ihren Verrichtungen beobachteten,

(n) *Dio Cassius*, Lib. LIV. pag. 527.
(o) *Strabo*, pag. 710.
(p) *Philostratus*, Lib. III. cap. 10.

teten, war unverbrüchlich (q). Um diese Unveränderlichkeit auszudrücken, gaben sie ihren Herolden das Zeichen eines Ankers, als das Sinnbild einer festen Entschliessung und der Standhaftigkeit.

Man kan nicht wohl besser ihre Sitten und Gemüthsart kennen lernen, als wenn man seine Augen auf eine Abbildung eines dieser Fürsten wendet, wie sie **Philostratus** uns hinterlassen hat. Der erste Pallast, den **Apollonius** von Tyanen antrafe, nachdem er über den Indus gekommen war (r), befande sich in dem Reich der Taxiler; und brachte ihn durch eine edle Einfalt, die sich auf allen Seiten daran sehen liesse, fast ausser sich selbst. Weil er nichts besonderes von Bildhauerarbeit daran sahe, und weder eine Wache, noch gewafnete Leute in Obacht nahme: so hielte er ihn nur vor eine Wohnung eines vornehmen Bürgers. Als er näher herbey kame, sahe er Sclaven an der Thüre, und drey bis vier Personen, die mit dem Könige zu sprechen verlangten. Er trate nebst ihnen hinein; und das gemäßigte Wesen, so nicht nur an dem gewölbten Gang, sondern auch in denen Zimmern selbst zu bemerken war, brachte bey ihm weit mehr Ehrfurcht hervor, als aller der verschwenderische Pracht, der Stolz und das zahlreiche Gefolge der Könige von **Babylon**.

Das edle und majestätische Ansehen, so der

(q) *Philostratus*, Lib. III, cap. 11.
(r) *Idem*, in vita Apollonii, Lib. II. cap. 25. & seq.

König Phraotes an sich sehen liesse, als er mit einer sehr mittelmäßigen Begleitung zum Vorschein kame, brachte dem Apollonius dasjenige wieder in den Sinn, was man ihm von der Weisheit der Brachmanen und ihrer Lehrlinge erzählet hatte: und nach diesem äuserlichen zweifelte er nicht mehr, daß die Fürsten hier eine zweyte Ordnung der Weisen wären. Er unterstunde sich, ihn durch einen Dolmetscher anzureden, und sagte: „Es scheinet, mein Fürst, als wenn „ihr an der Weltweißheit euer Vergnügen fändet, und dieselbe zur Richtschnur eurer Handlungen nähmet. Ich muß euch deswegen vor „glücklich preisen. Es ist wahr, versetzte der „Prinz, und ich freue mich, daß ich an euch eben „die Meinung wahrnehme. Allein, sagte „Apollonius, wie kommt es denn, daß an eurem „Palast so gar nichts prächtiges und kostbares „ist; welches doch sonst vor ein Eigenthum des „Thrones und des Purpurs gehalten wird? „verbieten es denn die Gesetze, oder ist es ein besonderer Geschmack, der allen Stolz entfernet? „Der Fürst gab hierauf zur Antwort: Es sind „so wohl die Gesetze, als der Geschmack, welche „diese unnütze Weitläuftigkeiten von mir verbannen, die nur einen falschen Schein der Ehre „gewähren, und gar kein Zeichen einiger Verdienste sind. Ich bediene mich mit Maasse des „Wenigen, so uns unsere Vorfahren zu haben erlaubet haben: und ob ich gleich vielleicht einer der „mächtigsten Monarchen bin, so weiß ich mich doch

„doch mit wenigen zu begnügen, und überlasse
„meinen Ueberfluß meinen Freunden. Welch
„eine glückliche Sparsamkeit! rieffe hierbey
„Apollonius aus, die das Geld zu verachten
„weiß, und einen grossen Schatz davor eintau-
„schet! Aber, sagte der Prinz, ich mache nicht
„nur meine Freunde meiner Reichthümer theil-
„haftig; sondern überlasse sie auch zum Theil
„meinen Feinden, damit sie meine Unterthanen
„in Ruhe leben lassen. Hierinnen suche ich allen
„meinen Ruhm. Apollonius erkundigte sich
„nach seiner Lebensart; worauf er vom König
„zur Antwort bekame: ich brauche keinen Wein,
„auser nur so viel, als ich der Sonne zu Ehren
„auf die Erde giesse. Ich überlasse andern die
„Thiere, welche ich auf der Jayd erlege, und bin
„mit der Leibesübung zufrieden, wozu sie mir An-
„laß giebt. Einige Hülsenfrüchte, das Mark
„und die Früchte des Palmbaums, dasjenige
„was mein Garten hervorbringet, und an den
„Bäumen wächset, die ich selbsten pflanze, das
„ist meine gemeinste Speise.„

Nach dieser Unterredung, die in Gegenwart des Hofs gehalten wurde, liesse der König sein Gefolge abtretten, und behielte den Apollonius bey sich. Alsdenn redete er in griechischer Sprache mit ihm, und fragte, ob er ihm ein Abendessen geben wollte. Der Weltweise v rwunderte sich sehr über diese an ihm ungewohnte Sprache, und beschwerte sich, daß er sich derselben nicht gleich anfänglich bedienet habe. Er setzte darauf hin-

zu,

zu, es gezieme einem Fremdling nicht, den König auf eine Abendmahlzeit zu sich einzuladen. Allein der Fürst versetzte: „Es kommet dieses dem wür„digsten zu, und ich überlasse euch diese Ehre. „Meine Krone muß ein Beyspiel der Billigkeit se„hen lassen.„ Dem ohnerachtet wollte Apollonius nicht seine Einwilligung darzu geben. Phraotes führte ihn in seinen Garten, der ein Stadium lang war; in dessen Mitte befande sich ein grosser Wasserbehälter, dessen Wasser durch eine Quelle beständig erfrischet wurde; und zu beyden Seiten waren zwey grosse Alleen, in welchen man sich im Laufen und Bogenschiessen übte. Nachdem sie sich gebadet hatten, giengen sie zum Essen.

Der König setzte sich nach Art der orientalischen Völker auf ein Küssen, und neben ihm nur fünf Personen. In der Mitte des Saals stund eine grosse Tafel in Gestalt eines Altars, und anderthalb Schuhe hoch. Man truge Fische, Vögel, ganze Löwen, junge Zieglein, Schenkel von Tygern, Garten- und Baumfrüchte nebst Brod auf. Ein jeder nahme sich selbst, wozu er Lust hatte, und setzte sich wieder auf sein Küssen nieder, solches zu essen. Während der Mahlzeit machten dreyßig Musicanten, nebst den Trommelschlägern und Pfeiffern ein Concert um die Tafel herum; und man streuete Aeste von Lorberbäumen, Myrthen, oder andern wohlriechenden Gewächsen in das Gemach, um einen lieblichen Geruch hervorzubringen. Gegen dem König über

waren

waren junge Indianer, die durch starke und sehr geschickte Dreh- und Wendungen den König zu belustigen suchten. Als niemand mehr speisete, so wurden grosse Krüge herbey gebracht, deren einer wohl vor zehen Personen genug gewesen wäre, und aus denen man mit völlig niedergebeugtem Haupt trinken muste. Nach der Mahlzeit (s) fand sich eine neue Bande Musicanten ein, den König abzuhohlen, in sein Gemach zu führen, und unter beständig anhaltender Music einzuschläffern.

Eine so sittsame Hofhaltung, wie diese des Phraotes seine, war guten Theils eine Folge der Lehrsätze der Brachmanen, von welchen dieser König, wegen des Geblütes der Taxiler, herstammete (t). Der Geist des Friedens, der Gerechtigkeit und Mäßigkeit war auf diesem Thron erblich; und beynahe vierhundert Jahre vorher, ehe Apollonius nach Indien reisete, war schon ein König aus diesem Geschlechte dem Alexander entgegen gegangen, dessen Hochmuth er durch die Weißheit und den Verstand, mit welchem er sein Anbringen vereinigte, zu besiegen wuste (u). Man würde sich aber sehr betrügen, wenn man glaubte, daß überall so strenge Sitten eingeführet gewesen. Ist es wohl ein Wunder, daß in einem

(s) *Philostratus*, cap. 34.
(t) *Strabo*, pag. 714.
(u) *Plutarchus*, in Alexandro. *Diodorus Siculus*. Lib. XVII. pag. 557.

einem so überaus weitläuftigen Land, und bey so vielen Königen, die Gebräuche sehr verschieden gewesen; da man in einer einzigen Stadt, oder einer einzigen Haußhaltung, so viele entgegen gesetzte Sitten antrifft, daß es vielen unglaublich vorkommen sollte? (x)

In dem Königreich **Musican**, gegen das **Delta** des Flusses **Indus**, war die Verschwendung und Weichligkeit auf einen so hohen Grad getrieben, als man sie immermehr bey den **Persern**, in der Verderbniß ihrer letzten Zeiten gesehen hat. Der König war beständig von einen ganzen Haufen Weiber umringet, deren Manieren, Handlungen, Singen und Reden die schändlichsten Wollüste erregten. Wenn sich der Prinz einmal vor dem Volk sehen liesse (y): so trugen seine Bediente silberne Rauchpfannen vor ihm her, um den ganzen Weg über einen guten Geruch in die Luft auszutheilen. Er lage in einer Sänfte von Gold und mit Perlen, die auf allen Seiten hiengen, ausgeschmückt. Seine Kleidung bestunde in einem langen leinenen Rock, mit Gold und Silber durchwürket. Seine Beyschlä-

(x) **Philostratus** vergleichet selbst einen dergleichen stolzen König mit dem **Phraotes**, in Ansehung der Lebensart, Lib. III. cap. 26.

(y) Q. *Curtius*, Lib. VIII. cap. 9. *Onesicritus* apud Strabonem, pag. 710. Dieser **Onesicritus** hat den Verrichtungen **Alexanders** des grossen selbst beygewohnet.

schläferinnen begleiteten ihn in seinem Gang, in einem ihnen gemässen Staat; und seine Garden trugen Aeste von Bäumen, auf denen allerley Vögel sassen, neben her, deren gar verschiedener Waldgesang das angenehmste Concert vor die Indianer ausmachte. Sodenn folgte die Begleitung der Königin, und ihre Pracht gabe dem Gefolge des Königes im geringsten nichts nach. Die allergröste Bewegung vor den König war die Jagd. Wenn er solche in seinem Thiergarten anstellete, so stiege er nicht von seinem Wagen, auf welchem er sich mit seinen Concubinen befande, die eben so gut, wie er selbst, schossen: jagte man aber in freyem Feld, so sasse er auf einem Elephanten.

Der Eingang zu seinem Pallast ware von vielen Säulen rother Farbe unterstützet: eine goldene Weinrebe schlunge sich um dieselben her, zwischen welcher die Figuren vieler Gattungen von Vögeln, alle aus Silber gemacht und mit mancherley Farben gemalet, erblicket wurden (z). Selbiger stunde jedermann offen, insonderheit zu der Zeit, da Audienzen gegeben wurden. Indessen daß der König die Abgesandten anhörete und die Streitigkeiten entschiede, waren seine Wei-

(z) Aelianus redet von einem Pallast des grossen Königes von Indien, den er weit unter die von Susa und Ecbatana setzet. Vielleicht war das einer von den Nachkommen des Porus. De animalibus, Lib. XIII, cap. 18.

Weiber um ihn her; deren einige ihn kämmeten, andere seine Füsse, und wieder andere seine Hände beräucherten. Man beschore ihm das ganze Gesichte, ausgenommen den Kinn, welcher nie beschoren wurde. Sie musten ihm auch sein Essen zurichten, und bey Tische aufwarten. Seine Eifersucht gienge so weit, daß, wenn sich jemand nur erkühnte eine dieser Weibspersonen aufmerksam anzusehen, oder ihnen zu nahe zu kommen, selbiger hingerichtet wurde. Diese Prinzen waren so grosse Liebhaber ihrer Haare, daß der Tag, an welchem sie solche schneiden liessen, in dem ganzen Reich feyerlich begangen wurde.

Vierter Abschnitt.

Eintheilung der Staaten.

Es ist uns fast unbegreiflich, wie es doch möglich gewesen, daß, ohnerachtet die Regenten so gar weibisch gewesen, nichts desto weniger eine solche Ordnung und Disciplin in dem Staat erhalten worden, die sich die Bewunderung der allergesittesten ausländischen Nationen zugezogen hat. Man muß sich aber hier erinnern, daß diese Ueppigkeit nicht an allen Höfen ohne Ausnahme herrschete. Ein weiser Rath besorgete alle Regierungs-Geschäften und Staats-Sachen: die Glieder desselben wurden von dem Volk ernennet: der König hatte nur seine Stimme dabey. Wenn dieser Rath eines Fehlers oder der Vergessung ihrer Pflicht beschuldiget wurde, so appellirten die Partheyen an das Volk, welches

die

die Sache nochmalen vornehmen liesse, und wenn es nöthig war, den Ausspruch über den Haufen warf. Endlich war das ganze Land in sieben Ordnungen eingetheilt, deren jede ihre Ober-Häupter und Aufseher hatte; welche ihre Untergebene in ihrer Pflicht erhielten. Die erste Ordnung machten die **Brachmanen** oder Weltweise aus; in der andern waren die Arbeiter; in der dritten die Hirten; die vierte begriffe die Handelsleute und Handwerker; die fünfte, die Soldaten; die sechste, die Aufseher, und die siebende war vor die Räthe des Königes und des Volks.

Erste Ordnung. Die Brachmanen.

Der König hatte vor denen **Brachmanen** nichts, als seinen Scepter und den Glanz des Purpurs zum voraus. Ihr beständiger und emsiger Fleiß bey Untersuchung der Wahrheit, die Reinigkeit ihrer Sitten, und die Einsamkeit und Strengigkeit in ihrer Lebensart hatten ihnen alle Ehre und Freyheiten zuwegen gebracht, welcher die Priester bey denen **Egyptern**, und die **Magi** in **Persien** genossen. Es waren zwey Gattungen dieser Weltweisen (a); die eigentliche und gebohrne **Brachmanen**; und die **Germanen** oder **Samaneer**. Die erste stammten alle aus einen besondern Geschlechte her; die andern aber konnten aus jedem Stand seyn.

So

(a) *Porphyrius*, de abstinentia, Lib. IV. Indorum Epoche. *Strabo*, Lib. XV. pag. 712.

Ihre Erziehung.

So bald das Weib eines Brachmanen empfangen hatte, so hielte man davor, es werde einen Sohn geben: und die Vornehmsten dieser Ordnung begaben sich zu ihr, ihr Glück zu wünschen. Sie knieten sodann vor ihren Füssen nieder, und beteten vor die Erhaltung und Gesundheit ihrer Leibesfrucht: sie gaben ihr auch, die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft, die schönsten Lehren von der Weißheit und Tugend. Daben urtheilete man von der Vortreflichkeit ihres künftigen Sohns, aus der Art, mit welcher sie diese Lehren und Ermahnungen anhörete. So bald das Kind gebohren war, wurde es unter die Aufsicht einiger insbesondere dazu verordneter Personen gegeben, die die Zärtlichkeit der Mütter und Wärterinnen beobachten, und verhindern musten, daß eine gute Natur nicht durch eine allzuzärtliche Auferziehung weichlich gemacht werde. Wie sie nach und nach im Alter zunahmen, so giengen sie auch verschiedenen Lehrmeistern durch die Hände, welche anfiengen den Geist zu bilden, und die Gemüthsbeschaffenheit auszukundschaften. Diejenigen, bey welchen man weder Geschicklichkeit, noch einige Neigung sich der Strengigkeit der Brachmanen zu unterwerfen, wahrnahme, waren gar nicht gezwungen, diese Lebensart zu erwählen: diejenigen aber, die solche aus eigenem Trieb ergriffen, wurden sorgfältig in den Lehren und Geheimnissen dieser Secte unterwiesen.

Ihre

Ihre Schule wurde in einem kleinen Gehölze auserhalb der Stadt gehalten: der älteste von ihnen sasse allda gleichsam auf einem Thron von Ebenholz; und die Ernsthaftigkeit, mit welcher er seine Lehren vorbrachte, machte einen so tiefen Eindruck von Ehrfurcht in die Gemüther seiner Schüler, daß sich keiner unterstanden hätte, währender Lehrstunden im geringsten zu husten, oder zu reden. Erkühnete sich ja einmal einer dasselbe zu thun; so wurde er vor denselben ganzen Tag aus ihrer Versammlung verstossen, als einer, der sich selbst nicht mässigen kan. Die Sachen, so daselbst vorkamen, erforderten, daß man seine Gedanken zusammen nehmen, und die gröste Aufmerksamkeit anwenden muste. Hier lernete man die Nothwendigkeit eines beständigen Gebets, und die Art, wie solches einzurichten; darneben auch alles, was den Gottesdienst, die Opfer und Wahrsagungen betrafe. Es wurde an diesem Ort die Weltweisheit, die Unsterblichkeit der Seele, die Bewegungen der himmlischen Körper, der Bau des menschlichen Leibes, und alle Geheimnisse der Natur gelehret. Man redete hierselbst von allem, was zur Regierung eines Staats gehöret, und was die Gesetze, die Macht der Fürsten, und die Freyheiten des Volks anlanget. Endlich gabe man auch Lehren und Regeln von denen Sitten, damit man lernen möchte, ein hartes und strenges Leben zu führen, welches den Hunger, die Einsamkeit, die Rauhigkeit der Luft und Härte der Witterungen vor keine Beschwerlichkeiten achtet.

Ihre Schulen.

Gemeiniglich fehlet es dem Menschen nicht am Verstand; wohl aber mangelt es dem Verstand allezeit an Menschen, die sich nicht widersetzen, wenn sie seinen Spuren nachfolgen sollen. Aber bey den Brachmanen war es, einen Grundsatz inne haben, und denselben zur Ausübung bringen, nicht mehr als ein und eben dasselbe Ding. Die öfteren Wiederhohlungen, so in ihren Versammlungen vorkamen, das Beyspiel, welches sie wechselsweise gaben, die härtesten Verweise, die man wegen der geringsten Fehler zu erwarten hatte, und mehr als alles andere, die Begierde eine Gesellschaft aufrecht zu erhalten, die vor die allergeehrteste in dem Staat angesehen wurde; alle diese Dinge machten einen auch in den geringsten Kleinigkeiten zum höchsten aufmerksam.

Ihre Uebungen.

Man sahe diese Leute den grösten Theil des Tages und der Nacht im Gebet zubringen, wie sie zum Lob der Gottheit Lieder und Lobgesänge sangen, dabey sie ihre Hände gen Himmel erhoben, wohin ihr Gebet vor den König, das Volk und die Güter der Erden gerichtet war. Den Rest des Tages über, waren sie in ihren Cellen, wo sie sich mit Betrachtungen über allerley Wahrheiten, mit Erlernung der Weltweisheit, und Anstellung nützlicher und im gemeinen Leben brauchbarer Erfahrungen, beschäftigten. Wenn sichs in der Zeit zutruge, daß sie bey Besuchung und dem Umgang mit ihren Freunden, sich gar zu lange im Unterreden verspäteten: so

legten

legten sie sich selbsten deswegen eine Strafe auf, die in einem Stillschweigen von vielen Tagen bestunde. Das Fasten und die freywillig erwehlte Unbequemlichkeiten machten eine andere Uebung aus, zu welcher sie sich verbunden zu seyn glaubten.

Sie sind die Opfer-Priester.

Ein Leben, das ganz mit Gebet und Betrachtungen beschäftiget war, brachte sich das Vertrauen des gemeinen Volks zuwegen. Die Opfer erforderten reine Hände, und einen Priester, der die dabey gewöhnlichen Gebräuche inne hatte: welche beyde Stücke sich bey denen Brachmanen fanden. Wenn sie sich des geringsten Versehens erinnerten; so wuschen sie ihr Gesichte, ihre Hände und Füsse, und zuweilen ihren ganzen Leib, nebst den Kleidern. Den Fleiß, welchen sie auf die Erlernung des Gottesdiensts wandten, schonten sie auch in Ansehung der Opfer nicht; und alle Umstände davon, nach Anleitung der Gesetze und Gewohnheiten des Landes, waren ihnen wohl bekannt. Als strenge Beobachter der Seelenwanderung, ohnerachtet man nicht weiß, woher sie diese Lehren geschöpfet, wurden ihre Altäre zu keiner Zeit mit Blut besprützet: sie opferten nichts anders, als was sie **reine Opfer** (b) nenneten, das ist, Räuchwerk, und andere Specereyen, von dieser Art. Nur ihnen allein kam es zu, die gebräuch-

(b) S. *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. VIII, cap. 7, Sect. 12, pag. 347.

liche Gebeter herzusagen; und woferne man sie nicht eingeladen hatte, um die Aufsicht bey den Opfern zu führen, so glaubte man ganz gewiß, sie seyen den Göttern nicht angenehm gewesen. Eben so war es auch mit den Wahrsagungen und Vorherverkündigungen beschafen. (c). Es war ihnen alleine erlaubet, die Ceremonien dabey zu besorgen; und dieses muste öffentlicher und wichtiger Angelegenheiten wegen geschehen. Sachen, die andere Personen betraffen, verdieneten nicht ihre Aufmerksamkeit. Wenn sie aber in ihren Vorherverkündigungen sich dreymal nach einander irreten; so wurden sie zu einem immerwährenden Stillschweigen verdammet; und ohne ein schweres Verbrechen zu begehen, konnte man sie nicht solches zu brechen nöthigen.

Ihre Lehrsätze.

Man wiedmete der Weltweisheit diejenige Stunden, welche von dem Gebet und dem Gottesdienst übrig blieben. Sie erkannten einen GOtt (d), der das ganze Weltgebäude erschaffen habe, der alle seine Veränderungen lenke, und es mit seiner Unendlichkeit erfüllete. Es mag nun seyn, daß solches noch ein Rest einer Ueberlieferung gewesen, oder daß sie es allein durch das natürliche Licht der Vernunft entdecket

(c) *Arrianus*, de Indicis, cap. 11,
(d) *Strabo*, pag. 713. *Philostratus*, vbi supra, cap. 7. Sect. 7. et Lib. III, cap. 34. et 35, *Clemens Alexandrinus*, Strom. Lib. III.

cket hatten. Sie legten der Welt eine kugelrunde Figur bey, und setzten die Erde in ihren Mittelpunct. Diese Welt war, nach ihrer Meinung, eine Gattung eines besonderen Thieres, welches alle andere erzeugte. Sie bildeten sich ein, das Wasser wäre der Urstof seiner Zusammensetzung; und glaubten, der Himmel und die Gestirne hätten gar nichts von der Natur derer vier Elemente an sich. Sie bekannten die Unsterblichkeit der Seele, und ein Gerichte, das den glücklichen oder unglückseligen Zustand der Sterblichen auf ewig entscheidet. Aus dem Gespräche, so einer von ihnen, Namens Calanus, mit dem Onesicritus, den Alexander an sie gesandt hatte, geführet hat, sollte man schliessen, daß ihnen noch einige Spuhren einer Ueberlieferung von dem Stand der Unschuld, in welchem unsere erste Eltern erschaffen worden, übrig geblieben wären. Er redete mit ihm von einem glückseligen Zeitlauf, in welchem die Erde von sich selbst ihren Schooß eröfnete, und alles in Ueberfluß gabe; in welchem man Bäche von Milch, Honig, Wasser und Wein fliessen gesehen. Allein er setzte auch hinzu, daß Jupiter über das menschliche Geschlechte ergrimmet wäre, als er gesehen, wie dasselbe seine Gabe mißbrauchte; daß sodenn die Erde von seinem Fluch erzittert, und ihre vormalige Fruchtbarkeit in Undankbarkeit verwandelt worden: welches die unglückselige Quelle alles Uebels wäre, so die Menschlichkeit noch biß diese Stunde fühlen muß.

Es waren einige unter den Brachmanen, die sich auf weiter nichts legeten, als auf die Erlernung der Gesetze und Gewohnheiten der Nation. Wie selbige nicht aufgeschrieben wurden (e), so fanden sich gar wenig Personen, welche eine Kenntniß davon gehabt hätten, ausgenommen eine grosse Anzahl Brachmanen. In selten vorkommenden und verworrenen Umständen, wendeten sich die Könige an sie, um sich bey ihnen Raths zu erhohlen, wie sie diesen oder jenen Fall entscheiden sollten. Der Fürst begabe sich an den Ort ihres Aufenthalts (f): hier sättigte er sich mit ihnen mit Kräutern, Hülsen- und Baumfrüchten, asse aber nichts, welches ein Leben hatte: und der Hochmuth dieser Weltweisen war so groß, daß sie um die Sitze looseten, damit sie dem Prinzen nicht von sich selbst den obersten Platz einräumen möchten. Er war nur gar zu glücklich, wenn sie ihn nur mit Gütigkeit aufnahmen. Sie liessen ihn nicht länger als einen Tag bey sich bleiben; und in der Nacht gaben sie ihm Audienz.

Ihr Hochmuth.

Der letzte Gegenstand ihrer Weltweisheit betrafe die Regeln, nach welchen die Sitten sich richten müssen. Sie machten nach ihrer eigenen Aussage, den Anfang ihres Studirens damit, daß sie sich selbst, so wohl in Ansehung des Geistes und derer Gemüthsneigungen, als auch in Anse-

(e) *Strabo*, p. 716.
(f) *Philostratus*, Lib. III. cap. 26. 27. et 33.

Ansehung des Leibes erkennen lerneten. Allein da in ihrer ganzen Aufführung nichts, als eine unerschöpfliche Quelle des Stolzes zu verspüren war; so wurde in diesem Stücke ihr Verstand in Dunkelheit verwandelt. Diese Betrachtungen über sich selbst hatten keinen andern Endzweck, als sich in der Meinung zu bestärken, daß auser ihrer Secte nichts als Unwissenheit, Weichlichkeit und Verderbniß zu finden wäre; zu glauben, daß ihnen nicht das geringste verborgen wäre, so gar nicht einmal die Gedanken und der Namen eines Fremden (g); vorzugeben, als hätten sie unmittelbare Eingebungen von der Gottheit (h), mit welcher sie sich einen vertraulichen Umgang zu haben rühmten; und endlich sich über alle andere Menschen zu erheben, und sich selbst als Götter anzusehen Der Brachmane Jarchas sagte es dem Apollonius frey unter die Augen. Hieraus ist nun zu sehen, wohin die Weisheit der Heyden führete: und je grösser sie war, desto stärker risse sie auch die Menschen dahin. Diejenigen, welche sich noch nicht unterstunden, es öffentlich zu sagen, waren in ihrem Herzen nichts desto weniger von dieser Meinung eingenommen, und zweifelten an ihrer zukünftigen Vergötterung keinesweges.

(g) *Philostratus*, cap. 18, l. c.

(h) *Palladius* et S. *Ambrosius*, de moribus Brachmanum.

Ihr Leben.

Es ist wahr, daß das Leben der Brachmanen alles an sich hatte, was erfordert wurde, um die Augen des gemeinen Volks zu verblenden. Sie waren entfernt von dem Geräusch und Gesellschaft der Menschen, und wohneten auser den Städten unter dicken Bäumen, oder in Hölen; sie hatten mit sich selbst wenig Umgang, und waren einzig und allein mit ihrem Gebet, oder Opfern, oder auch Studieren beschäftiget. Sie giengen fast beständig nackend, sogar in der härtesten Witterung (i), ausgenommen, wenn sie Opfer brachten: und darum wurden sie auch Gymnosophisten genannt. Beym Opfern aber trugen sie eine Art eines Turbans, und einen kleinen Leibrock von Leinen, welches sie die heilige oder Ceremonien-Kleidung nenneten: dabey war noch ein Stab und ein Ring, welchen beyden Stücken sie allerley wunderbare Kräfte zuschrieben. Sie pflegten auf der harten Erde (k), oder auf schlechten Thierhäuten zu schlafen; und lebten von nichts anders, als den Früchten der Erde, oder von Milch. Von ihrer Erndte behielten sie nicht mehr, als sie das Jahr über benöthiget waren, damit sie in der Arbeit nicht nachlassen möchten.

Wenn sie sieben und dreyssig Jahre in einer so rauhen Lebens-Art zugebracht hatten; so war es ihnen alsdenn erlaubt, in Städten zu wohnen, eine

(i) *Philostratus*, ibid. cap. 15.
(k) *Strabo*, pag. 712.

eine Lebensart wie andere Menschen, die bequemlicher ware, zu ergreiffen; sich zu kleiden wie die andern Indianer, goldene Ohrgehänge, und andern dergleichen Schmuck zu tragen; Fleisch zu essen, doch nicht von solchen Thieren, deren Arbeit dem Menschen nützlich seyn kan, und endlich auch viele Weiber zu nehmen, um das Geschlecht der Brachmanen zu vermehren. Aber in was vor einen Stand sie sich auch begeben mochten; so war es ihnen doch hart verboten, ihren Weibern die Lehren und Geheimnisse ihrer Secte zu entdecken. Denn, sagten sie, wenn selbige nicht recht verschwiegen sind, so wird dasjenige, was doch nicht jedem bekannt werden soll, überall auskommen: können sie aber das Geheimniß bey sich behalten, so ist zu befürchten, diese Wissenschaft möchte sie stolz machen, und sie würden sich von ihren Männern trennen.

Ihre Freyheiten.

Ob sie gleich ihre vorige Herrschaft aufgeben hatten, so truge man doch darum keine geringere Ehrerbietung gegen sie. Sie waren, wie vorhero, von allen Steuren und Auflagen, die ein Unterthan seinem Prinzen schuldig ist, befreyet. Sie waren berechtiget (l) überall die Früchte, so ihnen anstunden, zu nehmen, und sich das benöthigte Oel, ihren Leib zu salben, geben zu lassen. Die grossen waren verbunden, sie in ihr Haus und an ihre Tafel zu nehmen, wo sie zu befehlen hatten. Aus ihnen nahme das Volk grö-

(l) *Strabo*, pag. 716.

gröstentheils die Räthe, so es dem König beygabe.

Ihre Gedanken von dem Tod.

Diese angebliche Stärke des Geistes, wozu ihnen ihre Weltweisheit Anlaß gab, machte daß ihnen der Tod und das Leben gänzlich gleichgültig waren. Sie sahen das Böse und Gute, das Vergnügen und den Schmerz, so ihnen irgend verursachet wurden, vor nichts anders, als vor Träume an, weil man gar geschwind von einem zu dem andern hingerissen wird: Hingegen hielten sie die Krankheiten vor etwas Böses, weil selbige den Leib abmatteten, und die Würkungen des Geistes schwächeten. Dieses Leben hielten sie vor nichts anders, als vor den ersten Augenblick unserer Empfängniß; und den Tag unseres Absterbens, vor den ersten Tag unserer wahrhaften Geburt. Wenn sie daher einen Anfall einer starken Leibesschwachheit verspüreten, oder fühlten, daß sie vom Alter entkräftet worden; so bedachten sie sich gar nicht lange, und beschlossen ihr Leben mit einem freywilligen Tod. Sie richteten mit eigenen Händen den Scheiterhaufen auf, der ihnen statt eines Altars dienen sollt: sie putzten sich mit ihren kostbarsten Zierrathen, und stiegen hinauf; und nachdem sie vorher einige Lobgesänge gesungen, so legten sie sich auf das Angesicht nieder, und liessen sich in Aschen verwandeln, ohne dabey das geringste Zeichen einiges Schmerzes oder Empfindung von sich zu geben. Welch eine wunderliche Weisheit ist doch das, die einen Menschen

schen dahin bringet, daß er sich selbst vernichtet?

Die andere Gattung der **Brachmanen** (m) bestunde aus vielen Personen von allerley Geschlechten, welche Verlangen trugen, sich zu dieser Secte zu bekennen. Sie wurden Germanen oder Samaneer genennet. Derjenige, so diese Lebensart ergreiffen wolte, verfügte sich zu denen Vorgesetzten der Stadt, denen er sein Vorhaben kund machte. Er zeigte ihnen zugleich sein Vermögen an, und übergab ihnen seine Güter: worauf man es über sich nahme, seine Frau zu versorgen; vor die Kinder aber, woferne ihrer vorhanden waren, sorgete der König selbst. Nach dieser ersten Verrichtung, stellete er sich auch vor den Ober-Häuptern der Samaneer, und bathe sie, ihn unter sich aufzunehmen. Diese nun befragten ihn, ob seine gefaste Entschliessung aufrichtig wäre, und er in der That ein Verlangen trage, sich ohne einigen Vorbehalt und Einschränkung der Erlernung und Ausübung der Weltweisheit zu ergeben. Man durchsuchte sein Geschlecht bis auf das dritte Glied, um zu sehen, ob etwann einer Person aus demselben Stolz, Unmässigkeit oder Wucher könnte vorgeworfen werden. Wenn sich nun nichts fande, das ihrer Ehre nachtheilig seyn konn-

Von den Germanen.

(m) *Strabo*, pag. 713. *Porphyrius*, Lib. IV. de abstinentia. *Philostratus*, Lib. II. cap. 30. *Appulejus*, in Florid.

konnte; so untersuchte man die Sitten und Aufführung des Candidaten; man versuchte, ob er ein gutes Gedächtniß habe; ob seine Sittsamkeit nur verstellt, oder wahrhaftig wäre; ob er etwan dem Wein, oder einem guten Leben ergeben wäre; ingleichen, ob seine Gemüthsart nichts thörigtes, kühnes, stolzes oder höhnisches an sich habe, und ob er allezeit gegen seine vormalige Lehrmeister ehrerbietig gewesen sey.

Ihr Leben.

Sie waren von den erstern Brachmanen darinnen unterschieden, daß sie fast insgesammt jenseits des Flusses Hyphasis, gegen den Ganges zu, wohneten; daß sie auch Häuser und überaus prächtige Tempel hatten, die von dem König erhalten wurden. Man gabe mit einer Glocken ein Zeichen, wenn es Zeit zum öffentlichen Gebet war, nach welchem man sich ohne Säumen entweder in den Tempel, oder andere Häuser verfügte; und bevor wiederum ein Zeichen mit der Glocke gegeben worden, daß das Gebet zu Ende sey, war es nicht erlaubt, aus denselben zu gehen. Sodann aber theilten einige Bediente, auf des Königes Unkosten, einem jeden ein Schüsselchen mit Reiß oder anderen Hülsenfrüchten aus, welches man verzehrte, ehe man aus einander gienge. Ihre Kleidung war von dem Bast oder der Rinde eines gewissen Baumes, oder vielmehr von einer Art Baumwolle, †) so

†) Aus dem zweyten Theil 1. Abschnitt, §. 2. ist zu sehen, daß die Cocosnüsse, ehe sie zeitig werden, unter

so an denselben wuchse, verfertigt. Sie lebten in einer strengen Enthaltung und trunken niemalen Wein; weil sie auch in Erkenntniß derer Gesetze und Opfer eben so gut geübt waren, als die eigentliche **Brachmanen** immermehr seyn mochten: so wurden sie gleichergestalt von dem Fürsten um Rath gefragt, und führten eben so wohl die Aufsicht bey den Opfern der gemeinen Leute. Sie führten, wie jene, eine ungemein harte Lebensart, und legten sich noch besonders auf die Magie, die Zauberkunst und Necromantie. Ein Theil von ihnen beflisse sich dem gemeinen Wesen durch die Heilungskunst zu dienen, die sich bey ihnen nur auf Tränke und nasse Ueberschläge erstreckte. Diese **Germanen** machten keine Schwierigkeiten, ihren Weibern ihre wichtigsten Entdeckungen mitzutheilen.

Brief Alexanders des Grossen

Diese ganz besondere Leute waren ein Gegenstand, der **Alexandern**, bey seinem Kriegszug in **Indien**, am meinsten erstaunt machte. Auf die

unter der harten Schale eine Rinde haben, die sehr gelinde ist, und davon man eine Art Tuches machen kan; und es ist kein Zweifel, daß die **Brachmanen** Kleider davon getragen haben. Es wird auch an gedachter Stelle gemeldet, daß sich fast keine andere Materie besser zum spinnen schicke; und daß von dem feinsten Theil, diejenige Art Leinwand gemacht werde, die man Rinde (Ecorce) nennet; das grobe aber brauche man zu Verfertigung allerhand Stricke und Schifseiler.

an das Ober-Haupt der Brachmanen.

die Erzählung, so man ihm von ihren Lehrsätzen und Art zu leben gemacht hatte, verlangte er selbst einige zu sehen. Die Unterredung, welche er mit ihnen hielte, hatte keine andere Würkung, als daß sie seine Verwunderung und Neugierde noch mehr verstärkte. Daher gab er Befehl, man sollte den berühmtesten von dieser Gesellschaft (n), Namens **Dindimus** zu ihm kommen lassen. Allein man brachte ihm die Antwort zurücke: der **Brachmane** wollte nicht kommen; weil er ein Gesetze habe, das ihm ausdrücklich untersagte, jemanden zu besuchen, von was Stand er auch immermehr seyn möchte. Um deswillen ergriffe Alexander das Mittel an ihn zu schreiben, und meldete ihm, er habe so ausserordentliche Dinge von ihren Lehren und Lebensart vernommen, daß er ein überaus grosses Verlangen trage, von ihm selbst in diesem Stücke unterrichtet zu werden: wobey er versprache, daß, woferne er in ihren Lehrsätzen alle die Weißheit antreffen würde, davon man ihm so viel Rühmens gemacht; so wollte er selbst sich unter ihre Schüler begeben.

Antwort des Dindimus.

Dindimus antwortete ihm gleichfalls schriftlich: „Alexander, das Verlangen, welches du „bezeigest, die Weißheit kennen zu lernen, sollte „mich fast auf die Gedanken bringen, man könnte dich schon wirklich unter die Weisen rechnen. „Nichts stehet mir mehr im Weg, dich in der „That vor weise zu halten, als deine ungemäßig-

„te

(n) *Anonymus*, in collectione Londinensi. 1668.

„te Begierde, das ganze menschliche Geschlecht „unter deine Füsse zu treten, und die ganze Welt „zu beherrschen. Die wahre Weltweisheit „lehret, wie man sich andern unterwerfen, und „ohne Widersetzlichkeit Gesetze annehmen soll. „Aber deine Gemüthsbeschaffenheit und dein „ehrgeitziges Herze legen hier eine unüberwindli„che Hinderniß in den Weg. Du verlangest, „daß ich dich in unsern Sitten und Gewohnhei„ten unterrichten soll: aber ich getraue mich „nicht solches zu unternehmen; denn ich spüre „gar wenig Beredsamkeit bey mir, und glaube, „die beständigen Unruhen und die Uebungen in „den Waffen werden dir nicht so viel Zeit übrig „lassen, daß du mich anhören könntest. Weil du „es indessen doch verlangest: so will ich dir auch „nicht gänzlich zuwider seyn. Jedoch glaube „nur nicht, daß ich dir schmeicheln werde: wir „reden die Wahrheit, und wissen nichts von „Verstellung.

„Das Leben der Brachmanen ist so rein, als „einfältig. Die Ergötzlichkeiten, so andere Men„schen verführen, haben vor uns nichts annehm„liches; die Vernunft ist die Richtschnur un„seres Verlangens; und da man jederzeit „den sich ereignenden Umständen unterwor„fen ist, so werden wir auch in den widrigsten Zu„fällen unsern Mund nicht zum Murren auf„thun. Es gilt uns gleich, wovon wir unser Le„ben erhalten; man kennet bey uns einen zärt„lichen Geschmack nur dem Namen nach.

„Es kommt nichts auf unsere Tische, als die „Kräuter und Erdfrüchte, welche diese gütige „Mutter, die Erde, von sich selbst, ohne den ge„ringsten Beystand der Kunst oder Arbeit, her„vorbringet: und darum wissen wir auch nichts „von Krankheiten, auser was uns die Klagen „und Erfahrungen an andern Menschen davon „lehren. Das reine Vergnügen, welches wir „geniessen, wird durch nichts anders, als durch „ihre Seufzer unterbrochen.

„Die unter uns eingeführte Gleichheit, ma„chet daß keiner von uns jemanden unterworfen „ist; sie verbannet auch allen Neid, Eifersucht, „Ehrgeitz und Haß von uns. Wir haben keine „Gerichte, weil wir nichts strafbares begehen: „und die Gerechtigkeit, in welcher wir leben, hat „diejenige strenge Gesetze noch nicht aufkommen „lassen, nach welchen die Uebelthaten bey andern „Völkern ihre Strafe finden. Wir befürchten „so gar, sie möchten das Böse, das durch sie ver„boten wird, erst recht bekannt machen. Unser „einziges Gesetze ist, daß wir die Gesetze der Na„tur nicht übertreten. Indem wir alles vermei„den, womit wir einen Verweiß verdienen könn„ten, so sind wir auch nicht genöthiget, anderen „nachzusehen, in der Hofnung, daß sie einer glei„chen Nachsicht in Ansehung unserer sich bedie„nen würden: noch vielweniger dörfen wir die „Vergebung oder Zurückhaltung der Strafe „durch vieles Geld erkaufen. Eine solche Be„gnadigung, die von dem Geitz ihren Ursprung

„nimmt,

„nimmt, würde den Richter weit strafbarer ma-
„chen, als den Uebelthäter selbst.

„Der Müßiggang wird bey uns mit einer har-
„ten Züchtigung bestrafet: wir haben einen Ab-
„scheu vor der Wollust, als der ersten Quelle al-
„ler Schwächung des Leibes. Wir lieben die
„Arbeit, welche den Leib in Uebung erhält, und
„verfluchen alles, was eine böse Begierde in uns
„erreget. Alle unsere Beschäftigungen haben
„nur zur Absicht, uns das Benöthigte zu ver-
„schaffen: und wir verabscheuen einen jeden an-
„dern Endzweck, welchen wir als den Ursprung
„alles Bösen betrachten. Auf unseren Feldern
„siehet man weder Grenzen, noch andere Abthei-
„lungen, welche einiges Eigenthum bezeichnen:
„wir sind völlig überzeuget, daß das eine unrecht-
„mässige Anmassung sey, die der Natur zuwider
„ist: ein jeder nimmt, wo es ihm gefällig
„ist dasjenige, was die Erde vor alle Menschen
„hervorbringet. Wir lassen die Vögel unge-
„stört die Lüfte durchstreichen, die Thiere in den
„Feldern herumlaufen, und die Fische durch ihr
„Element (o) schwimmen. Wir besitzen alles,
„was wir nur wünschen können, weil wir nichts
„wünschen, als was wir nöthig haben. Wir

(o) Es ist gewiß, daß nach der Sündfluth man lange Zeit nichts vom Fleisch der Thiere genossen. S. *Casauboni* Animadversiones in Athenaeum, Lib. I, Cap. II. *Huetii* Demonstrationem euangelicam, Prop. IV, cap. 6.

„fürchten uns vor nichts so sehr, als vor dem un-
„ersättlichen Verlangen, sich Dinge zum Eigen-
„thum zu erwerben,; welches sodenn dem Men-
„schen noch tausend andere Sachen nöthig ma-
„chet, sein Herz selbige zu verlangen zwinget, und
„ihn von Tag zu Tag ärmer machet, je mehr er
„siehet, daß seine Reichthümer zunehmen.

„Wir erwärmen uns an der Sonne: der Re-
„gen nebst dem Thau erfrischen uns wieder: die
„Flüsse löschen uns den Durst: die Wurzeln
„und Kräuter im Felde geben unsere Speise ab:
„die Erde dienet uns statt eines Bettes: die
„Sorgen unterbrechen nicht unsern Schlaf: der
„Friede im Herzen lässet allezeit unsern Geist in
„Freyheit: die Ununterwürfigkeit befreyet uns
„von aller Furcht, und aller Herrschaft eines
„Oberen. Wir sehen uns alle als Brüder an,
„welche die Natur einander gleich gemacht hat,
„und als Kinder eines höchsten GOttes, unsers
„gemeinschaftlichen Vaters, welcher unter uns
„alle eine und eben dieselbe Erbschaft austheilet.

„Bey uns weiß man nicht, was das heisse,
„Wälder zu verderben und Felsen zu zersprengen,
„um Häuser aufzuführen. Warum hat denn
„die Natur Hölen formiret, wenn wir nicht dar-
„innen wohnen sollen? In denselben fürchten wir
„uns weder vor Winden, noch Regen, weder vor
„Frost, noch Hitze, noch auch vor Donnerwettern.
„Diese natürliche Zimmer dienen uns, bey un-
„serm Leben, zu Wohnungen, und nach dem
„Tod statt der Gräber. In unsern Kleidungen

„mei-

"meiden wir alles, was nur einiger massen
"nach Pracht oder Weichlichkeit schmecken
"möchte: die Blätter oder Rinden der Bäume
"dienen uns dazu, daß wir dasjenige damit bede-
"cken, was der Wohlstand blos zu lassen verbie-
"tet. Unsere Weiber haben nicht die Freyheit
"sich zu schmücken, wie andere: und wenn man
"es ihnen auch erlauben wollte, so haben sie doch
"Grundsätze, welche dem zuwider sind; indem
"sie vollkommen überzeugt sind, daß ein eitler und
"prächtiger Putz mehr Unbequemlichkeiten ma-
"chet, als zieret; und daß alle Kunst von der
"Welt die Schönheit nicht mehr erhebet, wie die
"Heßlichkeit dadurch auch nicht vermindert wird.
"So viele Bemühungen werden daher entweder
"überflüßig, weil sie den Mängeln nicht abhelfen,
"oder strafbar, weil sie ein Werk des Schöpfers
"verbessern wollen. So wie unsere Weiber von
"Natur sind, so schenken wir ihnen alle unsere
"Zärtlichkeit: und niemalen wird man bey uns
"die Laster der Blutschande, des Ehebruchs, oder
"einiger andern Untreue, die die Natur schänden
"und das Band der Ehe kraftlos machen, nen-
"nen hören.

"Unsere Gesellschaft ist das Reich der Sanft-
"muth und des Friedens. Schon der Gedanke al-
"lein von einem Todschlag erwecket einen Abscheu
"in uns; wir beleidigen Fremdlinge nicht; wir wis-
"sen gar nicht mit Waffen umzugehen, die Sanft-
"muth und nicht die Stärke erhält die Einigkeit
"bey uns und unsern Nachbarn. Unversehens ein-

„brechende Zufälle sind unsere einzige Feinde;
„mit nichts anders haben wir zu streiten: aber
„gemeiniglich verfehlen doch die Schläge, welche
„sie auf uns zuführen. Da sie doch nichts gegen
„das Schicksal laufendes bewürken können: so
„geben sie uns selten zu klagen Anlaß. Nichts
„ziehen wir uns zu Gemüthe, als einen Tod, der
„einem baufälligen Alter zuvorkommet: als-
„denn wohnet der Vater dem Leichenbegängniß
„seines Sohns nicht bey. Zu welcher Zeit uns
„aber auch der Tod hinwegreisse: so errichten wir
„doch keine dergleichen prächtige Grabmaale, die
„nur um deswillen aufgeführet zu seyn scheinen,
„damit man dem erniedrigten Zustand der abge-
„schiedenen Seelen dadurch trotzen möchte. Was
„ist doch trauriger und zugleich nichtswürdiger,
„als diese elenden Ueberbleibsel eines verstellten
„Körpers, dessen Vernichtung wir durch die
„Flammen vollenden, um die Erde nicht damit
„zu verunreinigen!

„Erzürne dich nicht, wenn ich diesen ersten Zü-
„gen unserer Abbildung, diejenige nahe bringe,
„die dein Bildniß ausmachen. Mit welcher
„Art von Verwüstung ist denn die ganze Welt
„von dir verschonet geblieben? Wie viel Blut
„ist nicht durch deine Hände, oder wenigstens auf
„deinen Befehl vergossen worden, um nur deinen
„Durst nach Reichthum und Ehre zu stillen?
„Du nimmst den Eltern ihre Kinder mit Gewalt
„hinweg; du beraubest sie ihres Leichenbegäng-
„nisses; du entheiligest die Gräber; du laufest,

„wie

„wie ein Rasender, nach dem Ort, wo die Son-
„ne aufgehet, als wolltest du sie mit der Hand
„aufhalten. Du wirfst die Throne übern Hau-
„fen, und schleppest die gefangenen Könige mit
„dir, um deinen Triumph mit ihnen zu zieren.
„Aus einer wunderlichen Neigung pflegest du
„aus freyen Bürgern Sclaven zu machen, und
„hingegen Leibeigenen die Freyheit zu geben. Du
„bildest dir ein, du eroberst die Städte mit Ge-
„walt, da du doch die Befehlshaber darinnen mit
„Geld auf deine Seite bringest. Ohne Zweifel
„hoffest du auf gleiche Weise den Wächter, und
„endlich den GOtt der Hölle selbst, zu bestechen.

„Ich mag dir jetzo deine Abbildung nicht wei-
„ter vor Augen stellen, damit ich fortfahren könn-
„te, dir von unsern Sitten Nachricht zu geben.
„Diese Zusammenkünfte voller Lermen, diese
„Spiele und Schauspiele, die eure gröste Ergötz-
„lichkeit ausmachen, sind uns gänzlich unbekannt.
„Was sollten eure Comödianten, bey einem
„Volk, das ihre Profession ganz und gar verach-
„tet, und das gar nichts thut, was man lächerlich
„machen könnte? Keine grausame Begeben-
„heiten fallen bey uns vor, die sich zum Stoff vor
„eure Trauerspiele schickten. Die Brachma-
„nen würden sich entsetzen, wenn sie sähen, daß
„junge Leute wilden und grimmigen Thieren aus-
„gesetzet würden; oder wenn starke und tapfere
„Leute einander ganz kaltsinnig angriffen, sich
„mit einander schlügen, und einer dem andern das
„Leben nähme. Der Himmel ist unser allerun-

„genehmstes Schauspiel; wir bewundern an „demselben, mit empfindlichster Lust, seine Ord„nung, seine schöne Einrichtung, seine Regelmäs„sigkeit, und seine Bewegungen; wir werden ganz „entzückt, wenn wir die Sonne ansehen, wie sie „auf ihrem purpurrothen Wagen daher fähret, „wie sie ihre Lichtstrahlen gegen alle Gegenden aus„breitet, und jährlich an ihren vorigen Ort wieder „zurück kommet. Vom Anschauen des Himmels „wenden wir unsere Augen auf die Natur, deren „Werke uns allezeit gleich schön, gleich wunder„würdig, gleich unbegreiflich vorkommen. Der „Gesang der Vögel, die Brunnquellen, eine „Blume, ein Fäsergen an einer Pflanze, das al„les erschöpfet unsere Betrachtungen, und brin„get uns auser uns selbst.

„Wir sind zufrieden mit dem, was in unserm „Land wächst, und suchen nicht an weit entlege„nen Orten vielerley Seltenheiten, die ein neuer „Himmel und ein neuer Erdstrich hervorbringet. „Daher rühret uns nichts so sehr, als was eben „vor uns gewachsen ist. Wir verachten das „blühende Wesen in eurer Beredsamkeit, und „verwerfen es, als eine schädliche Kunst, die „gemeiniglich ihre Reichthümer nur zeiget, um „denen Lügen die Farbe der Wahrheit anzustrei„chen, das Laster zu vertheidigen, die Unschuld „anzuklagen, und nicht selten Mordthaten zu „rechtfertigen. Unsere ganze Beredsamkeit be„stehet darinnen, daß wir aufrichtig sind, und nie„mals Lügen von uns hören lassen.

„Hier

„Hier siehest du in der Kürze unsere Sitten; „nun sollen die Lehren nachfolgen, die wir glau„ben. Es ist ein Grundsatz der Brachmanen, „daß sie ihre Opfer nicht mit Blut färben, indem „sie unschuldige Opferthiere schlachten; sie ver„zieren nicht ihre Tempel mit Gold oder Silber„blech, noch durch den Glanz kostbarer Steine. „Sie glauben, das würde eben so viel seyn, als „die Gottheit beschimpfen, gleich als wolte man „ihr etwas geben, das sie an und vor sich selbst „nicht hätte; oder als ob man zeigen wolte, daß „man eben so mächtig wäre, als sie selbst, indem „man mit grosser Einbildung alle Reichthü„mer zur Schau stellet, die sie nur haben kan. „GOtt verlanget, daß man ihm eine reine, nicht „aber eine blutige Verehrung erweise; er will „sich durch das Gebet und Demüthigung der „Menschen erweichen lassen. Er ist selbst dieses „Wort (p), durch welches er die sichtbare Welt „erschaffen hat, wodurch er sie erhält, alles len„ket und ihr Leben und Bewegung mittheilet. Er „ist nichts anders, als ein Geist, und verlanget „daher nichts, als die Darlegung unserer guten

(p) Nam verbum Deus est, hoc mundum creavit, hoc regit et alit omnia. Hoc nos venemur, hac diligimus, ex hoc spiritum trahimus; si quidem ipse Deus spiritus est atque mens, *Origenes* leget ihnen eben diese Meinung bey, in Philosophicis, apud Gronovium antiq. Graec. Tom. X.

„Werke, unserer Tugenden und unserer Dank-
„sagungen.

„Nach dieser Erklärung unserer Religion, stelle
„einmal zwischen derselben und deiner eine Ver-
„gleichung an, oder erlaube mir wenigstens, daß
„ich solches thue. Ich kann eure Verblendung
„nicht ertragen, da ihr nicht erkennen wollet, daß
„euer Ursprung vom Himmel kommt, und euch
„mit dem höchsten Wesen auf das genaueste
„vereiniget. Ihr glaubt keine Hoheit zu finden,
„als wenn ihr von berühmten Geblüte herstam-
„met; ihr schändet den Adel eurer ersten Geburt,
„ihr schreibet allen Adel eurem Körper zu; und
„an ihm suchet ihr all euer Vergnügen. Ihr
„pfleget seiner mit aller Sorgfalt; ihr verzärtelt
„ihn, und liebet nur ihn allein: und was noch weit
„sündlicher ist, so haltet ihr ihn vor würdig, dem
„unsterblichen Geist als ein Opfer dargestellet
„zu werden. Ihr kennet nicht den einzigen
„GOtt, welcher ist; und betet dagegen eine
„grosse Menge anderer an, welche nicht sind.
„Ihr setzet einige in den Himmel, denen ihr die
„Sorge auftraget, den verschiedenen Theilen
„eures Leibes vorzustehen. Minerva sitzet im
„Gehirne, als dem Aufenthalt der Weisheit;
„Juno hält die stürmischen Bewegungen des
„Herzens auf; Mercur, euer GOtt der Be-
„redsamkeit, sitzet auf den Lippen; Hercules
„theilet seine Stärke euren Gliedern mit; Cu-
„pido bringet zärtliche Gedanken in euch hervor;
„Bacchus giebet euch den Geschmack; Ceres
„lässet

"lässet die Nahrung auflösen; Venus verschaf-
"fet euch Fruchtbarkeit; Jupiter eröfnet die
"Werkzeuge des Athemholens; und Apollo,
"den seine Geschicklichkeit berühmt gemacht, ma-
"chet eure Finger zu musicalischen Instrumen-
"ten, und andere zarte Dinge auszuarbeiten
"geschickt.

"Was sind das vor Gottheiten, deren Macht
"in so enge Grenzen eingeschränket ist, und da-
"von die eine die Verrichtungen der andern nicht
"über sich nehmen wolte, oder vielleicht gar nicht
"könnte! Daß sie einander zuwider sind, das
"veroffenbahret sich sogar selbst in der Vereh-
"rung, die ihr ihnen erweiset. Man soll dem
"Jupiter einen Stier opfern, der Juno einen
"Pfau, dem Mars einen wilden Eber, dem
"Bacchus einen Bock, dem Apollo einen
"Schwan, der Venus eine Taube, der Miner-
"va eine Nachteule, der Ceres Kuchen, und
"dem Mercur endlich Honig. Hercules ver-
"langet Sträuche vom Pappelbaum um seine
"Bildseulen und auf seine Altäre; und Cupido
"will nichts als Rosensträuche haben. Diese
"Ordnung könnet ihr nicht verändern, wo ihr
"euch nicht ihre Ungnade zuziehen wollet. Be-
"denket über das einmal, wie sehr ihre Ge-
"müthsneigungen einander entgegen sind: sie
"scheinen sich um deswillen mit einander vereinigt
"zu haben, damit sie euch recht mit einander
"ängstigen möchten. Der eine locket euch zum
"Krieg, der andere zu Ergötzlichkeiten; der eine

will

"will euch zur Kaufmannschaft, der andere zu ei-
"nem lustigen Leben anreitzen. Alle verlangen
"von euch, was sie gerne haben möchten; sie bit-
"ten euch darum, sie nöthigen euch, sie setzen euch
"mit Drohungen deswegen zu, und lassen euch
"nicht ehe einige Ruhe, bis ihr ihnen Folge leistet.
"Sind das nun Götter, die das menschliche Ge-
"schlecht glückselig machen sollen? Gestehet es
"doch nur: es sind nichts anders, als eure eigene
"Leidenschaften, die ihr vergöttert habt.

"Ihr erkennet selbst dasselbe bey den Gotthei-
"ten, womit ihr eure Hölle angefüllet habt. Es
"fällt gar nicht schwer, eure eigene begangene
"Laster, unter ehrbaren Sinnbildern, daselbst
"wieder anzutreffen. Die Furien sind eure
"unreine Gedanken; Tisiphone stellet die Bis-
"se eures Gewissens vor, das eure Uebelthaten
"erkennet; Tantalus aber ist euer unersättlicher
"Geitz. Am Cerberus erkennet man die Züch-
"tigung der mit dem Mund begangenen Sün-
"den; die Hydra bezeichnet eure Laster, so jeden
"Augenblick wieder neu herannwachsen; die Kro-
"ne von Schlangen geflochten, eure abscheuliche
"Missethaten. Pluto selbst, der des Himmels
"verlustig worden, lehret, daß ihr aus der Art
"schlaget, wie er, indem ihr das einzige Wesen,
"dem ihr euren Ursprung zu danken habt, nicht
"erkennen wollet. O unglückselige Völker! de-
"ren Religion bey eurem Leben nichts als Laster
"ist, und auch nach eurem Tod eure Strafe
"ausmachet." Alexander antwortete dem

Brach-

Brachmanen hierauf gar nichts, auser, daß er ihn des Hochmuths und der Gottlosigkeit beschuldigte.

Andere Ordnung. Von den Arbeitern.

Nach diesen Gesellschaften der Weltweisen befanden sich die Arbeiter und Taglöhner bey denen Indianern in dem zweyten Rang (q). Sie machten die zahlreichste Ordnung im ganzen Staat aus; und die Erkänntniß der wesentlichen Dienste, so sie dem gemeinen Wesen leisteten, nebst ihrer ungemein seltenen Redlichkeit, brachte ihnen auch das allergröste Ansehen zuwegen. Wie ein schwerer Krieg auch immermehr in dem Reich, entweder unter den Gliedern desselben selbst, oder mit Fremden entstunde; so konnten sie doch niemalen gezwungen werden, die Waffen zu ergreifen; und die Feinde hätten sich auch niemals unterstanden, sie in ihrer Arbeit zu stören, ohne dadurch das gröste Verbrechen wider das Völkerrecht zu Schulden kommen zu lassen. Es truge sich wohl zu, daß man in einer einzigen Ebene auf einer Seite das allerblutigste Treffen sehen konte, auf der andern aber Menschen, die ohne die geringste Hinderung ihrer Arbeit abwarteten. Diese Hochachtung gegen sie machte auch, daß sie von allen Abgaben und Verrichtungen, die das gemeine Wesen betrafen, befreyet waren: ein Vorrecht, daß dieser Ord-

(q) *Megasthenes*, apud Strabonem, pag. 704. et seq. et *Arrianus*, de Indicis, cap. II. et seq.

Ordnung einig und allein zugestanden wurde. Wie aber alle Ländereyen ein Eigenthum des Königs waren; so waren sie auch eigentlich nichts anders, als seine Pachter, und behielten nur den vierten Theil von der Erndte vor sich.

Dritte Ordnung. Die Hirten und Jäger.

Die dritte Ordnung machten die Hirten, des grossen sowohl, als des kleinen Viehes, aus, und diesen allein war es erlaubt, Viehe zu ziehen, zu verkaufen, und Pferde zu verlehnen. Sie hatten noch eine andere Handthierung, die von nicht geringerer Wichtigkeit war: und solches war die Jagd. Indien ist voller Löwen, Tyger, Elephanten, Raubvögel, und anderer schädlichen Thiere. Die Nothwendigkeit, das Land einiger Massen davon zu säubern, um denen Menschen Sicherheit zu verschaffen, hatte Anlaß dazu gegeben, daß denen Hirten erlaubt, und mit Ausschliesung aller andern Personen das Recht ertheilet wurde, zu jagen. Ueber den Nutzen, den sie hieraus zogen, bekamen sie noch alle Jahre von dem König einen gewissen Theil von Getreyde, um sie davor zu belohnen, daß sie die Vögel ausrotteten, welche ohne ihre Sorgfalt den grösten Theil der Aussaat würden aufgefressen, und die Erndte verwüstet haben. Der grösste Theil der Elephanten war eine Ausbeute von ihrer Jagd: allein diese immerfort herumschweifende Lebensart war auch die Ursache, daß sie weder in Städten, noch Dörfern wohnen konten: daher gemeiniglich ihr Aufenthalt in Wäldern und Gebürgen zu suchen war, woselbst ihre

Heer-

Heerden dem Anbau des Feldes gar nicht hinderlich seyn konnten.

Vierte Ordnung. Die Handwerker und Kaufleute.

Zur vierten Ordnung gehöreten die Handwerksleute und Kaufleute. Sie gaben dem Fürsten eine Schatzung von ihrem Handwerk oder Gewerbe; wenn man nur diejenige davon ausnimmt, welche an Verfertigung der Waffen, oder Erbauung der Kriegsschiffe arbeiteten: denn diesen wurde vom König ihre ganze Arbeit bezahlet. Dabey hatte ihnen in Ansehung ihrer Kunst, auch Einrichtung und Anordnung ihrer Arbeit, niemand etwas zu sagen, ausgenommen der oberste Feldherr, und der Admiral der Flotte.

Fünfte Ordnung. Die Kriegsleute.

Die fünfte Ordnung begriffe die Kriegsbefehlshaber und Soldaten in sich. Da sie einzig und allein zur Erhaltung des Staats und der öffentlichen Sicherheit dienen solten; so hatten sie gar nichts anders zu thun, noch sich im geringsten um etwas weiter zu bekümmern: sie waren aber dagegen verbunden, auf das erste Zeichen die Waffen zu ergreifen. Der König durfte ihnen nichts geben, als die Quartiere; vor alles andere, so zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehöret, vor den Unterhalt ihrer Familien, oder den Krieg selbst, muste das Volk sorgen. Ein jeder truge hierzu nach seinem Vermögen in Natur die Dinge bey, so erfordert wurden: einige gaben Elephanten, andere Pferde; ein Theil Lebensmittel, der andere Theil aber Waffen. Die Megallier (r), ein Volk jenseits des Hyphasis,

(r) *Plinius*, Historia nat. Lib. VI, cap. 20.

phasis, unterhielten fünf hundert Elephanten, und eine beträchtliche Anzahl Kriegsvölker. Die Chrysäer, die Asanger und Paransanger, so alle einem Prinzen unterworfen waren, hielten ihm beständig ein Kriegsheer von dreyssig tausend Mann auf den Beinen, acht hundert Pferde, nebst drey hundert Elephanten. Nach geendigtem Krieg kamen sie wieder in ihre Städte zurück, wo sie sich mit nichts, als ihren Kriegsübungen beschäftigten, ob sie gleich ihre Waffen und Pferde wieder zurücke geben musten.

Sechste Ordnung. Die Aufseher.

Im sechsten Stand befanden sich die Aufseher. Sie gaben auf das Thun und Lassen der andern, so wohl in den Städten, als auf dem Lande, fleissig Acht; sie wandten ihre Sorgfalt auf Verbesserung der Künste und der Handlung, jeder in seinem angewiesenen Bezirk: sie erhielten einen, wie den andern in seiner Vollkommenheit und Treue; sie statteten dem König von ihrer Verrichtung Bericht ab, wenn die Regimentsform monarchisch war; oder aber, wenn es in einer Republic war, gaben sie bey dem Magistrat der Städte Rechenschaft. Man würde die Glückseligkeit und Weisheit der Indianer nie genug bewundern können, wenn man sich von der Wahrheit desjenigen, so die Geschichtschreiber von diesen Bedienten melden, zu überzeugen vermöchte. Sie berichten, man habe niemals gesehen, daß einer von ihnen seine Pflicht übertreten, den König durch falsche Berichte hintergangen, rechtschaffene Leute verleumdet und die

Bos-

Boshaften beschützet habe. Solchergestalt müste es in Indien Menschen ohne Leidenschaften, und solche Leute gegeben haben, wie der erste Mensch, als der aus der Hand GOttes kam. Um diesen Aufsehern ihr Amt einiger massen zu erleichtern, waren auch Weiber verordnet, die auf ihr Geschlecht Achtung geben, dem übermachten Pracht und bösen Gewohnheiten desselben steuern, und dem König davon Bericht abstatten musten.

Aus der Eintheilung dieser Bedienten kan man erkennen, wie die Policey dieses Reichs beschaffen war. Einige (s) führten die Aufsicht über das Land, andere über die Städte, und wieder andere über die Kriegsleute.

In diesem Land pflegen sich eben solche Ueberschwemmungen zu ereignen wie in Egypten, und vielleicht sind sie noch weit stärker. Es sey nun, daß dieselben, durch das Schmelzen des Schnees (t) auf dem Paropamisus, dem Caucasus, dem Imaus oder denen Emodischen Gebürgen, verursachet werden; oder durch den häufigen Regen, der sich in den Monaten April, May und Ju-

(s) *Strabo*, p. 707.
(t) *Arrianus*, de Expeditione Alexandri Lib. V. cap. 9.

Junius (u) einfindet: so ist doch so viel gewiß, daß in dieser Jahreszeit die Felder daselbst gänzlich mit Wasser bedecket sind; und daß es nach ihrem Verlaufen sehr schwer ist, die Grenzen der Ländereyen eines jeden wieder zu erkennen. Um nun den Streitigkeiten, die hieraus entstehen konnten, vorzubeugen, waren in jedem Bezirk gewisse Männer, die vollkommen inne hatten, was dem einen, oder dem andern zugehörte, und die Grenzen der Felder wieder abtheileten, wenn sie ausgelöschet waren. Wie in Egypten ein Theil dieses Wassers in grossen Seen (x) aufbehalten wurde, um hernach in denen Monaten, da der Himmel keinen Regen verliehe, die Aecker damit zu wässern; so war es auch hier eine Verrichtung eben dieser Aufseher, daß sie die Schleussen zu gehöriger Zeit öfnen, und die benöthigte Menge Wassers auslaufen lassen musten. Ihnen war es auch aufgetragen, die Aufsicht über das Jagen der Hirten, wie auch über die Arbeiter in den Bergwerken und Wäldern zuführen; sie erhoben die Auflagen; sie musten vor die Landstrassen Sorge tragen, an welchen sie von halber

(u) Diese drey Monate sind der Winter in diesem Land; und der Sommer fängt sich gegen das Ende des Septembers an. Ich werde in dem zweyten Theil weitläuftiger davon reden.

(x) Dieser Gebrauch wird auch noch heutiges Tages in Acht genommen. *Tavernier*, Tom. III. pag. 127. et alii.

halber Meile zu halber Meile Seulen aufrichten liessen, an welchen die Reisende sehen konnten, welchen Weg sie zu nehmen hätten, die Orte, wo sie über Nacht verbleiben könnten, und die Entlegenheit eines Orts von dem andern.

Die sich in den Städten aufhielten, waren in sechs Classen eingetheilet. Ein Theil muste die Aufsicht über die Künste und Handwerke führen: und ein jedes Handwerk hatte wiederum seine besondere Aufseher. Andere musten vor die Wirtshäuser sorgen, in welche sie die Fremden führeten, sich nach der Ursache ihrer Reise erkundigten, und sie nicht länger als drey Tage in einer Stadt (y) bleiben liessen. Sie gaben Acht, daß man nichts wider den Wohlstand laufendes begienge; sie besuchten die Kranken, und untersuchten ob etwann eine ansteckende Seuche zu befürchten wäre; ihnen war auch die Sorge vor die Begräbnisse der Verstorbenen und Vollstreckung der Testamente aufgetragen. Einige führten ein Verzeichniß von allen gebohrnen und verstorbenen Bürgern: sie bemerkten dabey den Ort, die Zeit und andere Umstände. Andere untersuchten die Maasse und Gewichte, wie auch die Beschaffenheit der ganzen Handlung. Einem Kaufmann erlaubten sie nicht, mit zwey verschiedenen Sachen zu handeln, woferne er nicht gleichfals eine doppelte Schatzung geben wollte. Einige besorgten die Bezahlung der Handwerks-

(y) *Philostratus*, Lib. II, cap. 40.

leute, und hatten die Aufsicht über alle kostbare Waaren, dabey sie jedes Ding mit einem besondern Siegel bemerkten, um alle Verwechselung und Streitigkeiten zu vermeiden. Endlich waren auch einige zu nichts anders angewiesen, als die Einkünfte des Königes einzunehmen. Aber, was noch das billigste zu seyn scheinet, so durfte ein Kaufmann oder Handwerksmann von nichts eine Abgabe entrichten, als von dem was er verkaufte, ohne nur im geringsten den Werth seines ganzen Vermögens dabey zu betrachten. Wenn jemand eines Betrugs oder Verstellung, da er weniger anzeigte, als er verkauft hatte, überwiesen wurde: so wurde er mit Todesstrafe angesehen.

Es war bey denenjenigen, so die zum Krieg gehörige Sachen zu besorgen hatten, eine nicht geringere Ordnung wahrzunehmen. Einigen war es aufgetragen, vor die zum Uebergang über Flüsse benöthigten Schiffe zu sorgen; andere musten allezeit eine gewisse Anzahl Lastviehes, zu der Zufuhr der Lebensmittel und dem Nachbringen der Bagage, in Bereitschaft halten. Ein Theil war mit der Sorge vor die Waffen und Kriegsmaschinen beladen; ein anderer muste vor die Soldaten; einige vor die Wagen, und wieder einige vor die Elephanten sorgen.

Siebende Ordnung. Die Räthe.

Es ist wunderbar, daß die Personen, so den Rath des Königes ausmachten, in die siebende und unterste Ordnung geworfen worden. Indessen weil sie doch dem Thron am nächsten sassen,

so

so wurden sie auch seiner Mühseligkeit und seiner Ehre theilhaftig. Sie wohneten allen Berathschlagungen bey, ihr Ansehen drange zuweilen so gar dem Ansehen des Scepters vor; sie fälleten Urtheile über Leben und Tod; sie besassen endlich auch die höchsten und wichtigsten Bedienungen im ganzen Staat.

Diese Räthe schienen desto vornehmer und ehrwürdiger zu seyn, da ihre Geschlechter von undenklicher Zeit her in dem Besitz dieser Ehrenämter waren. Denn in dem ganzen Reich war die Einrichtung gemacht, daß es nicht erlaubt war, von einer Ordnung zu der andern überzugehen, auch nicht einmal durch eine Heurath. Ein Taglöhner konnte kein Handwerksmann werden, noch dieser sich in Handlung einlassen, oder ein Soldat werden. Eine weise Einrichtung, wo die Kinder sich der Einsicht ihrer Väter theilhaftig machen, und ihren Verstand um desto mehr erheben konnten; wo sie von Geburt dasjenige waren, was sie werden sollten, wo sie ihre Geschlechter vor andern hervorzubringen trachteten, daß es ihnen nicht fehl schlagen konnte, alle Künste zur Vollkommenheit zu bringen!

Diese Eintheilungen des Staats bestehen noch bis auf den heutigen Tag: und das ist es, was die Indianer Castes nennen.

Fünfter Abschnitt.

Von der Gemüthsart und den Sitten der Indianer.

Die ältesten Indianer.

Eine alte Ueberlieferung (z) malete die ersten Indianer als eine wilde und barbarische Nation ab, die in vielen Stücken mit den Scythen eine Aehnlichkeit gehabt habe; einem Volk, das keinen ordentlich eingerichteten Gottesdienst, und auch keine Tempel hatte: dem die Gesetze und die Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens etwas unbekanntes war; das die Anbauung des Feldes ganz und gar verabsäumte, oder nicht wuste, wie solches anzugreifen wäre; das von nichts anders lebte, als was ihm sein Bogen und Wurfspieß eintruge, und nicht so wohl asse, wie andere Menschen, als das rohe Fleisch hinunter schluckte. So war es, nach Aussage der Griechen, um die Lebensart der Indianer beschaffen, bis auf die Zeit da Bacchus, in ihr Land kam, und ihm ein ganz anderes Ansehen gab. Seine erfochtene Siege waren ein Glücke vor sie. Er stellete ihnen das Elend und die Schande eines Lebens, das die Menschlichkeit verunehrete, auf das empfindlichste vor, und malete ihnen die Annehmlichkeiten des Umgangs mit andern Menschen vor Augen. Da er sie nun auf diese Wei-

se

(z) *Arrianus*, in Indicis, cap. 7.

se von ihrem vorigen Leben abbrachte; so gab er ihnen Gesetze, Könige und auch Götter (a).

Es mag nun an dieser Erzählung seyn, was es nur wolle, in was vor einer Zeit auch immermehr die Sache vorgegangen sey; so ist doch so viel wahr, daß Alexander, als er nach Indien kam, diese Völker sehr wohl civilisiret befande; daß sie schon damals in allen im gemeinen Leben so wohl nützlichen, als nothwendigen Künsten geübt waren; daß ihre Geschicklichkeit sich auch auf den Gebrauch der Waffen erstreckte; daß sie vollkommen wohlbefestigte Städte bewohnten, und endlich auch durch weise Gesetze regieret wurden. Das wenige, was uns von den Geschichtschreibern dieser Zeiten übrig geblieben, ist hinreichend genug, um uns eine Vorstellung davon zu machen.

Leibesgestalt und Kleidung der Indianer.

Selbst diejenige (b), denen es sonst eben nichts ungewöhnliches ist, die Fabeln zu verwerfen, durch welche die Geschichte dieser Völker verstellet worden, müssen doch versichern, daß die Indianer von einer ausserordentlichen Leibesgrösse gewesen, und daß ihre Länge meistentheils fünf Ellenbogen oder sieben Fuß und einen halben betragen. Kein einiger leget dem Porus, (c) eine

(a) Es wäre überflüßig die Gelehrten hier zu erinnern, daß dieses alles das Vorgeben der Griechen ist.

(b) *Arrianus*, Lib. V. cap. 4.

(c) *Ibidem*, c. 9. *Plutarchus*, in Alexandro. Q. *Curtius*, Lib. VIII. *Philostratus*, Lib. II. c. 4.

geringere Grösse bey. In denen niedrigen Theilen des Landes (d), längst dem Fluß Indus, waren die Leute so schwarz, wie die Ethiopier, mit dem einzigen Unterscheid, daß die Indianer lange und starke, die Ethiopier hingegen überaus kurze und krause Haare hatten. Ihre Bärte liessen sie wachsen, und machten einen ihrer Hauptzierrathe daraus. Einige färbten ihn weiß (e), andere röthlich; einige hochroth, oder purpurfarb, andere gaben ihm wohl gar eine grüne, oder noch andere Farbe. Ihre Kleidung war nicht einerley. An einigen Orten hatte man die Gewohnheit Löwen- oder Tygerhäute zu tragen beybehalten; an anderen bedeckte man sich mit einem grossen Stücke Tuch, so von dem Kopf an bis auf die Knie reichte; und die Soldaten trugen einen Turban und ein sehr leichtes Kleid. Was vor eine Forme man auch diesen Kleidungen gab, so waren sie doch gemeiniglich weiß, und von Wolle, oder dem Bast eines Baums, oder vielmehr von einer Baumwolle gemacht, die um einen gewissen Baum wächst, und die von einigen Flachs genennet worden, ohnerachtet diese Pflanze, so wie wir sie in unsern Ländern haben, nicht

(d) *Arrianus*, Lib. V. cap. 4. & in Indicis, cap. 6. *Cteſias*, apud *Laurentium Rhodomannum*. n. 23. *Herodotus*, Lib. III. cap. 101. *Strabo* pag. 630.

(e) *Nearchus*, apud Arrianum in Indicis, cap. 16. *Pomponius Mela*, Lib. III. de India.

nicht in Indien zu finden ist. Man erkannte die reichen Leute an ihren Helfenbeinernen Ohrgehängen, an ihren purpurfarbenen Kleidern, an ihren weissen oder buntgestreiften Schuhen, und an dem Sonnenschirm, den man über ihren Häuptern truge, weil das Land sehr nahe bey dem Wendezirkel lieget, und daher viel heisser ist, als das unserige. Als aber die Griechen, so von dem Kriegsheer Alexanders in diesen Landen geblieben waren, ihren Pracht, nebst dem, welchen sie von den Persern bekommen hatten, hieselbst einführeten, so bekam alles ein stolzeres Ansehen, und die Leute verliebten sich mehr in einen prächtigen Putz, als alle andere Völker in den Morgenländern (f). Von der Zeit an fiengen die Indianer an, ihre Kleider mit Gold und kostbaren Steinen zu zieren, und alles hierbey anzuwenden, was ihr Land nur an Kostbarkeiten hervor brachte.

Ihre Gemüthsart.

Indessen scheinet es doch, die Einführung eines solchen Staats habe nur allein die Augen vordroben, ohne die angebohrne Liebe zur Tugend, die Aufrichtigkeit, die Ordnung, die Gemüthsruhe und Mäßigkeit, die den eigentlichen Character der Indianer ausmachten, zu verändern.

Ihre Liebe zur Tugend.

Unter dem Namen der Tugend verstunden die Heyden nichts anders, als eine gewisse Hoheit der Seele, die alle Gefahr und den Todt selbst verachtet, und nur den zu erlangenden Ruhm be-

(f) *Strabo*, p. 709. *Q. Curtius*, Lib. VIII. c. 9.

trachtet; welche die Ruhe und Bequemlichkeiten des Lebens unter die Füsse tritt; welche nichts anders als die Hochachtung und Bewunderung der Menschen suchet; welche einen Abscheu bezeuget vor allen groben Lastern, und sich bestrebet, das Wohl eines Staats zu befördern, oder besondern Gesetzen, die man sich selbst vorgeschrieben hat, nachzuleben. Dieses äuserliche Ansehen ist so beschaffen, daß es einen leicht verblendet; und wenn man nicht bedenket, daß allein das Herze und eine vollkommene innerliche Neigung zur Tugend diesen Dingen einen Werth geben kan: so wird man sich auch gemeiniglich betrügen, und einem nachäffenden Gespenste der Tugend diejenige Ehre erweisen, welche doch nur der Tugend selbst zugehöret. Das ist aber nicht nur eine Würkung der Verblendung, sondern auch eines Unglücks. Daher kam diese Ehrfurcht der Indianer gegen ihre Brachmanen, welche sie als ihre Orakel ansahen, und von denen sie allen Nutzen ihrer Opfer erwarteten, welche sie auch bey zweifelhaften Sachen um Rath fragten, und sonsten als Götter ehreten. Daher kam es auch, daß sie dem Alexander so grosse Ehre bezeugten, als sie seine Tapferkeit, seine Siege und seine Gnade gegen die Ueberwundenen erfuhren. Porus widersetzte sich ihm mit einer Großmüthigkeit, die des erhabensten Herzens würdig war; und an statt daß sonst seine Niederlage die Hochachtung gegen ihn hätte schwächen sollen, so würkte sie hier gerade das Gegen-

theil

theil. Die Indianer, so von Verwunderung über diese zwey Helden ganz eingenommen waren, richteten beyden ein gemeinschaftliches Siegszeichen auf (g), welches den Ruhm des einen so wohl, als des andern verkündigte. Nachmals wurden die Könige durch die Geschicklichkeit und die Betrügereyen des Apollonius von Tyanen verführet, daß sie ihn vor einen göttlichen Mann hielten, und sichs vor eine grosse Ehre schätzten, wenn sie ihn an ihrer Tafel sehen konnten: selbst ihre Weisen hörten ihm mit äuserster Verwunderung zu, und betrachteten ihn als ihren Lehrer und als ein Beyspiel, dem sie nachahmen müsten.

Eben diese Hochachtung der Tugend hatte ihnen zu dem Gesetze Anlaß gegeben, nach welchem ausdrücklich dazu verordnete Bediente befehliget waren, sich in das Haus jedes Mitbürgers gleich nach desselben Tod zu verfügen (h), um die vornehmsten Handlungen, so er Zeit seines Lebens unternommen, zugleich nebst seiner Gemüthsbeschaffenheit, aufzuschreiben, damit das Angedenken des Frommen nicht mit dem Andenken des Gottlosen vermenget würde. Das Urtheil muste nach der grösten Strenge abgefasset werden; und wenn die Bediente, denen solches abzufassen oblage, überwiesen wurden, daß sie nicht redlich dabey verfahren hatten: so wurden sie öffentlich vor unehrlich erkläret, und vor untüchtig gehalten,

(g) *Philostratus*, in vita Apollonii Lib. II. c. 42.
(h) *Ibidem*, cap. 30.

ten, jemals wieder eine Bedienung zu verwalten. Allein, nach dem Bericht aller Alten muß man ihnen das Zeugniß geben, daß es etwas über die Massen seltenes bey ihnen gewesen, daß sie einen falschen Bericht abgestattet hätten. Sie bauten den Todten keine Grabdenkmaale auf (i); weil sie davor hielten, die erlangte Ehre müste statt prächtiger Monumente dienen.

Ihre Liebe zur Ordnung.

Sie liebten die Ordnung, und waren von Natur zu allem geneigt, was selbige unterhalten konnte. Das ordentliche, so bey den Indianern herrschte, hatten sie gar nicht von fremden Völkern gelernet. Da sie gleichsam in einer ganz besondern Welt eingeschlossen waren; so wusten sie auch nicht, was in andern Ländern vorgienge: und doch waren nirgends dergestalt weise Gesetze und Verordnungen. Egypten, Sparta und Rom hatten wohl ausgedacht, wie sie das Volk in gewisse Zünfte eintheilen möchten; aber sie hatten doch keine so genaue Ordnung gemacht, wodurch dem Oberhaupt nichts wäre verborgen geblieben; noch vielweniger hatten sie es so weit gebracht, daß ihr Staat so wohl wäre eingetheilet gewesen, wie in Indien. Hier wuste man die Beschaffenheit und den Preiß derer Kleidungen vor jeden Stand (k); und niemand durfte sich in einer Stadt, oder auf einer Reise in einem Aufzuge, der über seinen Rang gewesen wäre, an-

(i) *Arrianus*, de Indicis, cap. 10.
(k) *Ctesias*, in Indicis, cap. 23.

antreffen lassen. Die vornehmsten Herrn ritten, wie der König selbst, auf einem Elephanten (l) daher; die von dem zweyten Rang, durften einen Aufzug von vier Pferden haben; die von dem dritten Rang sassen auf Kameelen; und das gemeine Volk ritte auf Pferden oder Eseln.

Wie vielen Streitigkeiten wurde aber nicht dadurch vorgebauet, daß man den Stolz so sehr unterdrückte? Denn von diesem wird alle Uneinigkeit gebohren, und von ihm erhält sie auch alle ihre Nahrung. Man erduldete gar keinen Proceß bey den **Indianern**. Wenn einige Streitigkeit unter ihnen vorfiele, so waren sie verbunden, dem König davon Nachricht zu geben, der sie mit Zuziehung seines Raths in einer öffentlichen Audienz entschiede. Man fande bey ihnen weder Advocaten noch Richter, noch auch Gerichtsstuben, und folglich auch nichts von dem Haß unter den Familien, den die Processe und die Bosheit in Ewigkeit unterhalten. Hierinnen giengen die Könige ihren Unterthanen mit ihrem Beyspiel vor. Wenn sie gleich allezeit Truppen auf den Beinen hatten; so liessen sie doch gar selten dieselben ins Feld rücken. Wenn man auch das Treffen, so **Porus**, der im Ruf stunde, daß er ein kriegerischer Fürst wäre, mit Alexandern hielte, ausnimmt, so findet man weder Geschicklichkeit, noch Erfahrung im Kriegs-

Ihre Neigung zum Frieden.

(l) *Arrianus*, in Indicis, Cap. 17.

Kriegswesen bey den Indianern: Die grosse Menge, die Liebe zur Freyheit und der Muth waren es, die ihren ganzen Widerstand ausmachten, und ihnen den Namen eines kriegerischen Volks zuwegen gebracht haben.

Ihre Mässigkeit.

In einem so glückseligen Land war es leicht, niedlich zu leben, und so wohl zugerichtete und überflüssig besetzte Tafeln zu haben, als in Persien immermehr. Aber die Neigung zur Mässigkeit, und die einmal angenommene Lehrsätze von der Religion, schränkten den Gebrauch derselben ein. Bey Ermangelung des ordentlichen Weins (m), als welcher in Indien nicht wächst, bediente man sich einer Art von Bier, das aus Reiß gemacht wurde, oder des Safts vom Cocosbaum. Weil aber eines so wohl, wie das andere, sehr leicht betrunken macht; so brauchte man dasselbe gemeiniglich nur beym Opfern, und auf der Tafel des Königs, doch in geringer Quantität. Denn wenn der König so viel trunke, daß er darüber die Vernunft verlohre; so war es denen Weibern, die ihn bedienen musten, erlaubt, ihn in seiner Vollheit zu tödten (n); und diejenige, welche ihm den tödtlichen Stich beygebracht hatte, muste zur Belohnung den Prin-

(m) *Strabo*, pag. 709. *Athenaeus*, Deipnosoph. Lit. XII. *Plinius*, Historia naturalis, Lib. VI, cap. 28. et Lib. XIV. cap. 16. *Philostratus*, Lib. II. cap. 7.

(n) *Onesicritus*, apud Strabonem, pag. 710.

Prinzen heurathen, der auf dem Thron nachfolgete. Ihr gewöhnliches Getränke bestund in Wasser und in Milch (o). Das fast durchgehends angenommene Lehrgebäude der Seelenwanderung liesse nur den Gebrauch der Feldfrüchte zu, und untersagte ihnen alles Fleischessen: aber diejenige, welche dasselbe enger einschrenkten, assen von Löwen, Tygern, noch einigen andern Thieren, wie auch von Fischen; doch wusten sie nicht, wie eine Speise recht niedlich müste zubereitet werden (p). Bey dem Essen hatten sie keine Küssen, sondern nur Matten, oder Häute von Thieren (q), die sie auf die Erde ausbreiteten, um auch hierbey ihre Sparsamkeit zu beobachten. Ihre Häuser waren ungemein niedrig (r), von Brettern, oder Binsen, ohne einige Zierrathen gemacht, und mit Schilden von Schildkröten gedecket.

Unter allen diesen Gewohnheiten, ist wenig zu finden, das denen **Indianern** nicht zum Lob gereichen sollte: im Gegentheil aber wird man es keinesweges entschuldigen können, was einige von ihnen von dem Tod vor Gedanken hegten. Ihre Gedanken von dem Tod.

Sie

(o) *Ctesias*, in Indicis.

(p) *Mela*, Lib. III. *Arrianus*, Lib. V, cap. 4. *Philostratus*. Lib. III, cap. 27. et Lib. II, cap. 6.

(q) *Ctesias*, in Indicis, cap. 23.

(r) *Arrianus*, in Indicis, cap. 10. *Plinius*, Lib. VI, cap. 22.

Sie sahen ihn mit so gleichgültigen Augen an, daß sich die Natur darüber entsetzen muß, wenn die Vernunft und Offenbarung keine Hofnung zu einem glückseligern Zustand machet. Wir wissen schon die grausame Gewohnheit der Brachmanen, durch das Feuer die Anzahl ihrer Lebensjahre abzukürzen. Diese vorgebliche Stärke des Geistes verführete viele andere Menschen, daß sie sich einen besondern Ruhm daraus machten, denselben nachzufolgen: und weil es in diesen Ländern der Gebrauch war, die Toden zu verbrennen, an statt des Begräbnisses: so stürzten sich die Weiber in eben die Flammen, die ihre Männer verzehren, um damit ihren Schmerz über sein Absterben kund zu thun, und ihm dadurch die letzte Versicherung ihrer Treue zu geben. Wenn ein Mann mehr als eine Frau hinterliesse, so eilte diejenige, welche davor angesehen seyn wollte, als hätte sie ihn am meisten geliebt, voran, um sich eher als die andern mitten in die Gluth zu werfen. Die, welche sich nicht dazu verstehen wollten, dem gemeinen Gebrauch nachzufolgen, lebten hernach in der grösten Verachtung; und wenn sie starben, überließ man ihren Leib den wilden Thieren des Feldes. Woferne man den Alten Glauben beymisset (s); so hatten sie selbst zu diesem grausamen Gebrauch Anlaß

(s) *Strabo*, pag. 699. *Diodorus*, Lib. XVII. pag. 561. et 678. *Q. Curtius*, Lib. VIII. cap. 9. *Pompon. Mela*, de India, Lib. III.

Anlaß gegeben. Man wurde nämlich innen, daß viele so barbarisch gewesen waren, ihre Männer mit Gift aus dem Weg zu räumen, damit sie andere heurathen könnten. Die Nothwendigkeit einem Mißbrauch Einhalt zu thun, der so gemein zu werden anfienge, als gottloß er ist, machte nun, daß die Obrigkeit das Gesetze gab: eine jede Frau, die ihren Mann überlebte, sollte verbunden seyn, ihm auf den Scheiterhaufen zu folgen. Dergestalt wurde nun dasjenige, so anfänglich nur ein Zeugniß der Freundschaft, oder eines großmüthigen Herzens war, in der Folge der Zeit in ein unverbrüchliches Gesetze verwandelt; und heut zu Tage (t) ist es ein Stück mit von ihrer Religion; wir werden in dem andern Theil weitläuftiger hiervon reden (tt).

Einige andere Gesetze, die uns noch von diesem Volk übrig geblieben sind, beweisen ihre ungemeine Neigung zur Billigkeit, und zugleich die grosse Strengigkeit ihrer alten Verordnungen. Demjenigen, von welchem man wuste, daß er vor Gerichte ein falsches Zeugniß gegeben hatte

Strengigkeit ihrer Gesetze.

(t) Histoire de la Navigation de *Jean Hugues*, cap. 30.

(tt) Daß es heut zu Tage noch ein Stück von der Religion der heydnischen Indianer sey, solches ist gar nicht zu leugnen; wiewohl es doch ohne die in der Anmerk. * zu Ende des ersten Abschnitts vorgebrachte Einschränkung nicht zu verstehen ist.

hatte (u), sollten nach denselben die Finger an den Händen und die Zehen an den Füssen abgehauen werden. Derjenige, so einen Bürger des Gebrauchs eines Gliedes beraubt hatte, empfienge erstlich seine Strafe nach dem Wiedervergeltungsrecht, und verlohre noch überdas die Hand, so das Böse gethan hatte. Wer einem Handwerksmann einen Arm abgehauen, oder ein Auge ausgeschlagen hatte, wurde mit dem Tod bestraft. Auf gleiche Weise verfuhr man mit demjenigen, der ein Gift erfand, und nicht auch das Gegenmittel desselben entdeckte.

Sechster Abschnitt.

Von den Thieren in Indien.

Nicht an den Menschen allein lässet sich eine grosse Verschiedenheit der angebohrnen Gaben und Neigungen bemerken; sondern die ganze Natur ist voller ähnlichen Beyspiele. Es können nicht in jedem Land alle Früchte wachsen; dasjenige ist glückselig, so die besten hervorbringet. Nun ist es zwar an dem, daß Indien an gewissen Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens einen Mangel hat; aber es wird deshalben durch den Ueberfluß an allem, was ihm nöthig ist, und durch die Erzeugung solcher Sachen, die einig und allein in diesem Land angetroffen werden, und derentwegen alle andere Völker der Welt dahin reisen, entweder um seine Seltenheiten

(u) *Strabo*, p. 710.

heiten nur in Augenschein zu nehmen, oder auch sich seiner Reichthümer und Fruchtbarkeit theilhaftig zu machen, noch mit Wucher schadlos gehalten. Es ist ja kein Volk, das nicht seine Dürftigkeit, oder seine Begierde nach Reichthum nach Indien treibet; aber die Indianer sehen sich im geringsten nicht, so wie jene, gezwungen, in fremde Länder zu reisen, und daselbst Beweise von ihrer Armuth abzulegen. Vielmehr können sie sich rühmen, ohne daß man es ihnen streitig machen wird, daß sie weit mehrere Seltenheiten besitzen, als alle andere Völker. Man wird dessen überzeuget werden, wenn man die Natur einiger Thiere genauer kennen wird, die bey ihnen häufig angetroffen werden, und wenn man erfähret, was sie vor Früchte aus ihren Feldern einsammlen.

Das einzige Ost-Indien, nebst einigen gegen Mittag gelegenen Ländern von Africa, haben Elephanten genug vor die ganze Welt (x); aber die aus Indien sind doch besser, als alle andere (y). Dieses Thier, welches das allergrösseste auf der ganzen Welt ist, und dessen Natur so viele gar besondere Eigenschaften an sich hat, verdienet wohl, daß wir es vor allen andern in Betrachtung ziehen. Da es von Natur so wild ist, wie der Tyger und Löwe immer-

Der Elephant. Wie er gefangen wird.

(x) Bochart hat davon weitläuftig gehandelt, in Hierozoic. Part. I. Lib. II.

(y) *Titus Livius*, Lib. XXXVII, cap. 39.

mehr, so wird es auch gejaget, wie alle wilde Thiere, und es war bey denen Indianern allein den Hirten erlaubt, sie zu fangen. Sie schlossen ein Stück Feldes, von ohngefehr einer viertel Meile, mit einem breiten und tiefen Graben ein (z), über welchen sie eine hölzerne Brücke machten; und innerhalb dieses Raums richteten sie vor sich kleine Hütten auf. In diesen eingeschlossenen Bezirk brachte man einige zahmgemachte Weibcher (a), die in der Nacht von wilden Elephanten besucht wurden. Sobald diese hereingetreten waren, machten sich die Jäger aus ihren Schranken, hoben die Brücke auf, und lieffen in die nächsten Dorfschaften, um Hülfe herbey zu bringen. Viele Tage hernach, wenn sie sahen, daß die Thiere durch Hunger und Durst geschwächet waren, kamen sie auf zahmen Elephanten wieder, mit welchen sie jene herum jagten, und so lange abmatteten, bis ihre Kräf-

(z) *Strabo*, Lib. XV. p. 704. *Arrianus*, in Indicis, cap. 13. *Plinius*, Hist. nat. Lib. VIII, cap. 8. *Philostratus*, Lib. II, cap. 6. Memoires de l' Academie des sçiences, tom. 3. part. 3. *Ruysch.* Theatrum animalium. Obgleich dieses Werk eigentlich Herrn Jonston zum Verfasser hat, so werde ichs doch unter Ruyschs, seines Herausgebers Namen anführen.

(a) Mandelslo Reisen nach Indien, p. 319. vers. Gall.

Kräfte völlig erschöpfet waren. Alsdenn legten sie ihnen ein Gebiß an (b), und gaben ihnen einige Schnitte an dem Maul, und um den Hals, damit es ihnen desto weher thue, und sie angehalten werden könnten, wenn sie noch zuviel Stärke anwendeten, um wieder durchzubrechen: hiernächst setzten sie sich auf dieselben, und trieben sie mit Prügeln in die Ställe.

An andern Orten pflegte man sie aus ihren

(b) Dieses ist so ungegründet, als unmöglich. Ich habe mich hier durch die Verfasser, so angeführet werden, verführen lassen. Alleine Leute, so sich lange Zeit in Indien aufgehalten, haben mich versichert, daß man denen Elephanten niemals ein Gebiß anlege, und sich nur eines Haackens bediente, um sie zu leuken. Die Erzählung des Arrianus, in Indicis cap. 13. weiß nichts von einem Gebiß, wie es der Herr Verfasser hier verstanden hat. Denn Arrian sagt: sie, die Indianer, legen alsdenn denen Elephanten Stricke um den Hals, und steigen auf sie, in dem die Thiere liegen. Damit aber die Reuter nicht herunter geworfen, oder beschädigt werden, so schneiden sie ihnen in den Hals rings herum mit einem scharfen Messer, und binden den Strick herum in den Schnitt, daß sie den Kopf und Hals wegen der Wunde stillhalten müssen. Denn wenn sie sich umkehren, wird ihnen die Wunde von dem Strick gerieben, u. s. f.

Wäldern zu locken (c), und jagte sie sodann den ganzen Tag umher; gegen Abend aber triebe man sie mit gleicher Hitze wieder nach ihren Gebüschen. Indessen hatten die Jäger, die hier zurück geblieben waren, den Wald in Brand gesteckt. Die Elephanten, welche sich gar sehr vor dem Feuer scheuen, wurden durch den Anblick dieser Flammen über die massen erschreckt, und blieben in der Betäubung so stille stehen, daß sie ohne viele Mühe konnten gefangen werden; und darauf wurden sie so lange geprügelt, bis sie völlig zahm gemacht waren. Dem ohnerachtet waren sie damit noch nicht so ganz und gar überwunden. Man muste sie noch an Pfeiler anbinden (d), und aufs neue mit Schlägen und Hunger abmatten. Dadurch fielen einige in Traurigkeit, und man muste ihre Melancholie durch Singen, oder den Ton eines Instruments zu vertreiben suchen.

Es wird denen Naturkündigern nicht zuwider seyn, wenn sie die Erzehlung zweyer Jagden lesen, zu welchen der König von Siam den Herrn Abt von Choisy, nebst dem Pater Tachard, eingeladen hatte. Es wird dadurch dasjenige bestärket werden, was uns die Alten davon melden. Wir sind diesen Morgen,

(c) *Aelianus*, de animalium natura, Lib. VII, cap. 6.

(d) *Arrianus*, *Strabo* ubi supra, et *Aelianus* Lib. X, cap. 10.

gen, spricht der Herr Abt (e), auf der Elephantenjagd gewesen; dieselbe ist in Wahrheit eine recht königliche Ergötzlichkeit. Der grosse eingefaste Raum hat mehr als zwanzig Meilen in seinem Umfang. Es werden die ganze Nacht hindurch zwey Reihen Feuer unterhalten, bey deren jeglichem von zehen zu zehen Schritten zwey mit Spiessen bewafnete Männer stehen. Man siehet von Zeit zu Zeit grosse zum Krieg abgerichtete Elephanten, und einige kleine Canonen. In den eingeschlossenen Bezirk begeben sich bewafnete Leute, die die Thiere zusammen treiben; man gewinnet nach und nach immer mehr Erdreich, und die Schranken werden immerfort enger. Die Feuer, die Canonen, und zahme Elephanten, kommen immer näher, biß daß man den wilden Elephanten nahe genug kommen, und Schlingen werfen kan, in denen sie sich mit den Beinen bestricken. Wenn nun dergestalt einer gefangen worden, kommen ihm die zum Krieg bestimmte Elephanten, die auch hierzu abgerichtet sind, zu beyden Seiten, und geben ihm, wenn er wild thut, mit ihren grossen Zähnen gute Stösse, doch ohne ihn zu verwunden: wieder andere aber stossen ihn von hinten. Einige Menschen machen sodenn Stricke um ihn her auf allen Seiten, steigen auf ihn, und führen ihn an einen Pfosten, wo man ihn so lange angebunden lässet, bis er so zahm wie ein Lamm ist. Wir

(e) Journal du Voiage de Siam, p. 479.

haben ihrer zwanzig dergestalt fangen gesehen. Der König saß während der Zeit auf einem zum Krieg abgerichteten Elephanten, und befahle nur, was geschehen sollte. Er hat zuerst diese Art der Jagd wieder aufgebracht, die sonst nicht mehr gewöhnlich war. Herr Constans, der Ministre des Königs hat mir gesagt, daß dieser Prinz itzo zwey tausend zum Krieg abgerichtete Elephanten habe, und dabey ein Kriegsheer von fünf und vierzig tausend Mann auf den Beinen halte.

Der Pater Tachard schreibet (f), es befände sich ohngefähr eine viertel Meile von Louvo eine Gattung eines Amphitheatri, in der Figur eines grossen länglichten Vierecks; das mit hohen von Erde aufgeschütteten Wällen umgeben wird, auf welchem sich die Zuschauer aufhalten. Inwendig sind längst diesen Wällen her dicke Pfeiler, jeder zwey Schuhe weit von dem andern in die Erde geschlagen, hinter die sich die Jäger verbergen, wenn sie von den ergrimmten Elephanten verfolget werden. Gegen das Feld zu, hat man eine weite Oefnung gemacht; und gerade gegen über, gegen die Stadt zu, befindet sich noch eine, die aber kleiner ist, und in einen so engen Gang führet, daß ein Elephant kaum hindurch kommen kan. Am Ende dieses Ganges ist ein grosser nur von oben zugedeckter Stall, wo die Thiere vollends zahm gemacht werden.

Wenn

(f) Voiage de Siam, Lib. V, pag. 298.

Wenn der zu dieser Jagd bestimmte Tag herbey gekommen ist: so setzen sich die Jäger auf Weibcher von Elephanten, die hierzu abgerichtet worden, und bedecken sich mit grünen Aesten, damit die wilde Elephanten sie nicht sehen können, und solchergestalt reiten sie in den Wald. Wenn sie nun in dem Gebüsche an einen Ort gekommen, wo sie glauben, daß wilde in der Nähe sich aufhalten möchten: so können sie machen, daß die Weibcher auf eine gewisse Art zu schreyen anfangen, wodurch die Männcher herbey gelockt werden, die alsobald durch ein entsetzliches Heulen antworten. Sobald nun die Jäger merken, daß sie nahe genug gekommen, so kehren sie wieder um, und führen allgemach die Weibcher auf das Amphitheatrum zu, wohin ihnen allezeit die wilden Elephanten nachfolgen. Derjenige, den wir bezähmen gesehen, kame auch mit ihnen hinein, und sobald er darinnen war, wurde die Oefnung verschlossen. Die Weibcher setzten ihren Weg durch das Amphitheatrum fort, und giengen in einer Reihe durch den engen Gang, der auf der andern Seite war. Der Elephant, so ihnen bis dahin nachgegangen war, bliebe an dem Eingang desselben stehen, und man suchte auf allerhand Weise ihn auch hinein zu bringen. Man liesse die Weibcher ihr Geschrey wiederhohlen; einige Siamer machten ihn böse, indem sie mit den Händen klatschten, und immerfort schrien Pat! Pat! andere stachen ihn mit langen mit eisernen Stacheln versehenen Stangen; und wenn er auf sie

zuliefe, so nahmen sie die Flucht hinter die Palli-
saden. Endlich machte er sich in gröster Hitze an
einen von ihnen, der ihm am längsten Stand hiel-
te, und zuletzt in den Gang sprange. Der Ele-
phant liefe ihm nach; allein kaum war er darin-
nen, so liesse man zwey Fallthüren vor und hinter
ihm niederfallen. Wie das Thier weder vor
noch hinter sich konnte, so versuchte es mit erstaun-
licher Macht durchzubrechen, und machte ein ent-
setzliches Geheule. Man bemühete sich es zu be-
sänftigen, indem man ihm ganze Eymer Wassers
auf den Leib gosse, es mit Blättern riebe, Oel in
die Ohren schüttete, und andere Elephanten, so-
wohl Männcher, als Weiblein zu ihm ließ, die
ihm mit ihren Rüsseln schmeichelten. Inzwi-
schen aber machte man ihm Stricke um den Leib
und die Hinterfüsse, damit man ihn von dannen
ziehen könnte. Man brachte einen von denjeni-
gen zahmen Elephanten herbey, die ihre neue An-
kömmlinge unterrichten müssen. Auf demselben
sasse ein Bedienter, der ihn vorwärts und wieder
hinter sich gehen liesse, um dem wilden Elephan-
ten zu zeigen, daß er nichts zu fürchten habe, und
da hinaus gehen könnte. In der That wurde
ihm das Thor geöfnet, und er folgte dem andern
bis ans Ende des Ganges nach. Sobald man
ihn hieher gebracht hatte, führte man zwey Ele-
phanten ihm zur Seite, die man an ihn anbande.
Ein andrer gienge vor ihm her, und zoge ihn an
einem Strick in den Weg, den er gehen sollte, da
indessen noch einer hinter ihm herkam, der ihn mit
bra

braven Schlägen forttriebe, bis in den obengedachten Stall, wo man ihn an eine grosse Seule anbande, die so gemacht war, daß sie sich wie eine Winde auf den Schiffen herumdrehete. Daselbst wurde er bis den andern Tag gelassen, damit ihm der Zorn indessen vergehen möchte. Da er sich nun um diesen Pfeiler abquälete, so näherte sich ihm ein Bramine in weisser Kleidung auf einem Elephanten, der sodenn langsam um den angebundenen herum ritte, und mit einem gewissen nach ihrer Weise geweyheten Wasser, das er in einem goldenen Gefäß hatte, ihn besprengete. Man glaubt, diese Ceremonie mache, daß der wilde Elephant seine natürliche Grimmigkeit verliehre, und den König zu dienen geschickt werde. Gleich den andern Tag hernach fienge auch der wilde Elephant an, mit denen andern zu gehen, und nach vierzehen Tagen war er völlig gezähmet.

Ohngeacht der ungeheuern Grösse dieses Thiers, das wohl zwanzig Fuß dicke ist, ist es doch so gelehrig und begreift alles so leicht, daß man fast denken solte, es müsse Verstand haben. Es hält sich an einige Leute ganz besonders, liebet sie und ist auch erkänntlich; es zehret ganz aus vor Traurigkeit, wenn es den verlohren hat, der es zu regieren gehabt. Man siehet alsdenn, wie es voller Schmerz ist, und sich fast selbst tödten will, wenn es etwann zu einer Zeit, da es wild geworden, denselben selbst getödet, oder sonst übel zugerichtet hat.

Man kan diese Art einer Zärtlichkeit bey verschie-

schiedenen Gelegenheiten erkennen. Die Abwesenheit ihrer Gefährtin trägt mehr, als alle andere Mittel dazu bey, daß sie geschmeidig werden und ihrer eigenen Stärke nicht mehr eingedenk sind. Denn man giebt vor, sie hielten sich niemals wieder zu andern. An einigen Orten fängt man sie in tiefen Gruben, deren Oberfläche man ein wenig bedecket. Wenn nun ein Weibchen von den Elephanten sieht, daß ihr Junges hinein gefallen ist (g), so machet der Schmerz, den es darüber empfindet, und die Liebe gegen ihr Junges, daß es sich in eben die Grube stürzet, ob es gleich durch eine gewisse Ahndung gar wohl erkennet, daß es daselbst seine Freyheit und vielleicht gar sein Leben einbüssen werde. Es verlässet aber doch niemals sein Junges in einer Gefahr, und lässet sich vielmehr zuerst töden. Woferne das Weibchen einen Strom in seinem Wege findet (h), so nimmt es das Kleine mit seinem Rüssel, und läßt es nicht eher gehen, als bis es das gegenseitige Ufer erreichet hat. Hat das Junge Stärke gnug zum Schwimmen, so gehet es zuerst ins Wasser, bevor der Strom durch die ungeheuern Körper der Alten aufschwellen, und ihm das Schwimmen schwerer machen könne. Wenn diese Thiere eines von ihrer Art im Felde antreffen, das krank oder verwundet ist, so ist keine Gat-

(g) *Aelianus*, Lib. IX. cap. 8.
(h) *Aelianus*, Lib. VII, c. 15. *Plinius*, Lib. VIII. c. 5. *Philostratus*, Lib. II, c. 14. & 15.

Gattung von Liebesdiensten, die sie ihm nicht erzeigen sollten, indem sie ihm Kräuter suchen, die ihm wiederum zur Gesundheit verhelfen können. Wenn es aber stirbt, so lassen sie sein Aas nicht frey liegen, sondern scharren es in die Erde und bedecken die Grube mit Aesten von Bäumen.

Man wuste sie so abzurichten, daß sie dem König einer seiner Hoheit gemässe Ehrbezeugung machten. Sobald sie denselben erblickten (i), setzten sie sich auf die Knie, um ihn nach dem Gebrauch der orientalischen Völker zu verehren, und sodann stunden sie wieder auf. Einige indianische Könige hatten zwanzig Elephanten, die im Kriege wechselsweise um ihr Zelt die Wache hielten; und selbst in denen Schlachten hatten sie keine eifrigere Beschützer, als diese Thiere. Was man von dem Elephanten, auf welchem Porus ritte, erzählet, ist bey nahe unglaublich. Als derselbe nämlich merkte, daß sein Herr von denen empfangenen vielen Wunden ganz entkräftet war (k): so kniete er von sich selbsten nieder, um ihn abzuheben, ohne ihm doch Schaden zu thun, und zoge mit seinem Rüssel die Pfeile aus seinem Leib, deren er voll stacke. Da aber der Elephant sahe, daß sein Herr gar zu viel Blut verlohr: so lude er ihn wieder auf seinen Rücken, und trug ihn in sein Lager.

Aelia-

(i) *Philostratus*, Lib. XIII, cap. 22. *Plinius*, Lib. VIII, cap. 1.

(k) *Plinius*, Lib. XIII, cap. 22. *Q. Curtius*, Lib. VIII, cap. vlt.

Aelianus erzehlet (l) eine ähnliche Begebenheit von einem indianischen Herrn. Derselbe hatte einen jungen weissen Elephanten gefunden, den er mit grosser Sorgfalt aufzoge. Er ritte hernach gemeiniglich auf demselben, und erzeigte ihm alle Merkmaale einer grossen Wohlgewogenheit. Als nun der König die Sanftmuth und Geschicklichkeit des Thieres erfuhre: so verlangte er solches vor sich zu haben. Allein der Herr, dem er zugehörete, konnte sich desselben nicht entschlagen; und um den üblen Folgen seiner abschlägigen Antwort zu entweichen, entflohe er in das Gebürge. Man setzte ihm auf Befehl des Königs dahin nach; und da er sich auf die Spitze eines steilen Felsens gemacht hatte, so hielte er daselbst einen starken Anfall aus, indem er den Pfeilen auswiche, und sich mit Steinwerfen wehrete; bey welchem allen ihm sein Elephant getreulich beystunde, und gleichfalls aufs beste unter die Angreiffenden warfe. Indessen kamen dennoch die Soldaten, dieser tapfern Gegenwehr ungeachtet, hinauf. Der Elephant stürmte bey diesen Umständen mitten in sie hinein, schluge viele mit seinem Rüssel darnieder und zertrate sie; die andern trieb er in die Flucht, legte seinen verwundeten Herrn auf den Rücken und begab sich mit ihm in Sicherheit. Eben der Naturbeschreiber setzt hierbey hinzu: welch ein Vorwurf ist das vor diejenige undankbare Menschen,

(l) Lib. III, cap. 46.

schen, die ihre Erziehung, oder wohl auch ihren Unterhalt von Leuten empfangen haben, die sie ihrer Freundschaft theilhaftig gemacht; und die ihre Wohlthäter doch schändlich verlassen, so bald sie sehen, daß das Glücke sich von ihnen abwendet! Das sind aufs höchste nur Freunde unseres Wohlstands, und des Beystands, den sie von uns geniessen, welche unsere Freundschaft nur so lange suchen, als sie ihnen Nutzen bringet.

Als Pyrrhus mit gewafneter Hand in Argos eindrange, bekam einer von seinen Kriegsleuten, der auf einem Elephanten sasse, eine gefährliche Wunde, und stürzte zur Erden. Der Elephant, so seinen Herrn in dem Getümmel verlohren hatte, schluge den ganzen Haufen aufs schrecklichste aus einander, bis er ihn wieder gefunden hatte. Sodenn aber hobe er ihn mit seinem Rüssel auf, legte ihn auf seine Zähne, und kehrte ganz wild wieder nach dem Stadtthor um; wobey er alles, was ihm begegnete, übern Haufen warf und unter die Füsse trate (m).

Nebst dieser natürlichen Neigung zur Leutseligkeit besitzet der Elephant auch eine ausserordentliche Stärke, die der Grösse seines Leibs, nach welcher er das mächtigste von allen Thieren seyn muß, proportionirt ist. Man richtete ihrer zu Schlachten ab, die denn ein Schrecken des Feindes waren, wegen der Verwüstung, so sie anrichteten, so bald ihnen nur das Zeichen zum Angriff gege-

(m) *Plutarchus*, in Pyrrho.

gegeben wurde. Solches war entweder der Schall der Trompeten und Trommeln, oder der Anblick des schon vergossenen Bluts, wovon sie in Grimm geräthen, oder der Anblick einiger Säfte, die wie Blut aussehen, dergleichen der Maulbeersaft und rothe Weine sind (n). Darüber geriethen sie alsobald in Wuth, drangen in die Feinde ein, wo sie am dicksten stunden, und brachten an allen Orten Schrecken, Unordnung und Tod mit sich. Der Geruch und das erschreckliche Brummen dieser Thiere machten unter denen Pferden noch weit mehr Unordnung, als unter den Menschen. Gleich beym ersten Anblick wurden dieselbige vom Schrecken eingenommen, daß sie bebten; man konnte sie auf keine Weise näher hinzu bringen, vielmehr sprange eines über das andere, und warfen ihre Reuter ab. Caesar hatte kaum einen Elephanten (o), als er dem Cassonellan, dem König derer Britten, ein Treffen lieferte: doch war dieser einige schon genug, die ganze feindliche Kriegsmacht in die Flucht zu treiben. Hierzu bedienten sich ihrer sonderlich die Perser, Syrer und die Römer, die jenen nachahmten (p).

Zuweilen bauete man auf den Rücken dieser ungeheuren Bestien grosse Thürme von Holz, die viele

(n) *Machab.* cap. VI, v. 34.
(o) *Polyaenus*, Stratagem. Lib. VIII. in Caesare, n. 5.
(p) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 5.

viele Stockwerke hatten: in denselben waren die Bogenschützen, die da heraus ganz in Sicherheit schiessen konnten, weil ihnen fast der ganze Leib bedeckt war. In dem Treffen, welches Antiochus Eupator dem Judas Maccabäus lieferte (q), hatte dieser König von Syrien über dreyssig auf diese Art ausgerüstete Elephanten, auf deren jedem zwey und dreyssig Männer waren, die auf alle Seiten Pfeile fliegen liessen, nebst einem Indianer, der den Elephanten regierte. In Indien stellete man sie vor die Fronte des Kriegsheeres (r), hundert Schritte einen von dem andern, wo sie gleichsam die Stelle eines Walles gegen den Feind vertraten, bis es Zeit war, sie in Wuth zu bringen und anlauffen zu lassen. Porus stellte ihrer zwey hundert in eine Linie, als er vom Alexander angegriffen wurde (s).

Die Römer bedienten sich ihrer nachher in den Schranken, und bey denen Gefechten ihrer Fechter. Im Jahr 655. nach Erbauung der Stadt Rom, wurde das erste Schauspiel dieser Art in dieser Stadt gesehen (t). Anfänglich liesse

(q) 1. Macch. cap. VI, v. 27.
(r) *Aelianus*, de animalibus, Lib. XVII, cap. 29.
(s) *Arrianus*, de Expeditione Alexandri, Lib. V, cap. 15,
(t) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 7.

se man sie nur mit Stieren fechten; hernach aber wurden ihnen auch Menschen preiß gegeben. Pompejus liesse bey der Einweyhung des Tempels der Venus gegen die gefangenen Getulier, ein Volk in Africa, zwanzig Elephanten in den Circum; und die Umstände, so bey diesem Streit sich ereigneten, haben ihn auch der Nachwelt denkwürdig gemacht. Ein Elephant, dem die Beine abgehauen worden, krochе noch gegen einen Haufen Getulier zu, den er in einen Winkel triebe. Er risse ihnen ihre Schilde hinweg, und warf sie mit solcher Stärke und Geschicklichkeit in die Luft, daß keiner auf die Zuschauer niederfiele. Man hätte fast denken sollen, er entwafne sie nicht so wohl aus Zorn oder Rachgierde, als um das Volk zu ergötzen. Einer von ihnen starbe durch den Wurf eines Wurfspieses, der ihm ein Auge nebst dem Schlaf durchdrange; und darüber wunderte sich jederman. Endlich befanden sich die Getulier ohne Waffen, und waren alle entweder verwundet, oder durch ein so langes verzweifeltes Gefechte gänzlich entkräftet, und demnach nicht mehr im Stande einigen Widerstand zu thun. Dadurch wurde das Volk von Mitleiden gerühret, und bathe den Pompejus, daß er sie möchte aus dem Kampfplatz gehen lassen: allein er wollte es nicht erlauben, und liesse sie mit einander zu Grunde richten, ohngeachtet des Geschreyes und Wehklagens des ganzen Volks, das ihm alle nur erdenkliche Flüche auf den Hals wünschte. Cäsar gabe

auch

auch ein solches Schauspiel von zwanzig Elephanten gegen fünfhundert Menschen. Die Kayser Claudius und Nero wiederhohlten sie in eben der Verhältniß, nur daß die Elephanten Thürme aufhatten.

Man muste dieses Thier lange Zeit herausfordern und erhitzen, ehe es in Wuth gerieth. Die Grausamkeit war sonsten seinem natürlichen Trieb völlig entgegen. Ein gewisser Fürst wolte einstmalen dreyssig Menschen, die ihn beleidiget hatten, in Stücken zerreissen lassen (u); er ließ sie an Pfäle anbinden, und eben so viel Elephanten zu ihnen hinein, die von seinen Trabanten immerfort angegriffen wurden, um sie in Hitze zu bringen. Sie wurden auch in der That endlich wild; aber nur gegen diejenigen, die sie nicht in Ruhe liessen, und der Prinz konte sie nicht dahin bringen, daß sie seine Leidenschaften vergnügt hätten. Dieses Thier lässet die Schwachen unangetastet, und greifet keinen Feind an, der ihm an Stärke nicht gleich kommt. Wenn es mitten durch eine Heerde Schaafe gehet, so treibet es dieselben mit seinem Rüssel aus dem Wege, aus Furcht es möchte sie übern Haufen werfen, und ertreten. Wenn sie mit einander selbst uneinig werden; so beschädigen sie einander die Zähne niemals, um sich gegen andere Feinde nicht selbst der Waffen zu berauben.

Man sollte kaum glauben, daß diese unge-

(u) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 7.

schickte und ungeheure Körper eines solchen Gedächtnisses, einer solchen Geschicklichkeit, und Gelehrigkeit fähig wären, als man doch an vielen bewundert hat. Mutianus, der dreymal das Burgermeisteramt zu Rom bekleidet hat (x), versicherte, daß er einen gesehen habe, der die griechischen Buchstaben gekennet, und der gewisser massen schreiben gekonnt, indem er die Buchstaben von den Wörtern, die man ihm vorsagte, geordnet habe. Ein anderer, der einmal von seinem Wärter sehr war geprügelt worden, weil er nie seine Lectionen behalten konnte, bliebe die ganze Nacht hindurch in einer tiefsinnigen Leibesstellung stehen, und den andern Tag konnte er dasjenige vollkommen wohl hermachen, was ihm den Tag vorher gar nicht von statten gehen wollen.

Fast durchgehends verstunden sie den grösten Theil der indianischen Sprache, in den Stücken, die sie betrafen. Einige waren so geduldig, daß Kinder von zwölf bis dreyzehen Jahren sie besteigen (y), auch ohne Mühe regieren und mit ihnen machen konnten, was sie nur wollten. Es scheinet, man könne alles glauben, wenn man erweget, was Arrianus, der aufrichtigste von den Alten, der zugleich die Sachen am meinsten untersuchet, und am wenigsten Fabeln hat,

davon

(x) *Idem*, cap. 3.

(y) *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. II, cap. 11.

davon berichtet. Er sagt (z), er habe einen gesehen, der zwey Cymbeln an den Beinen gehabt, auf welchen er mit seinem Rüssel ein ordentliches Lied gespielet, nach dessen Tact andere um ihn her getanzet †).

Es ist eine Schande vor die Menschen, daß dieses Thier sie an Schamhaftigkeit gar weit übertrift ¡ (a). Man wird sie niemalen sehen

(z) In Indicis, cap. 14. Item *Philostratus*, Lib. II. cap. 13. in fine.

†) Beym Arrianus lautet es ein wenig anderst. Er sagt l. c. „ich habe selbst einen Elephanten gesehen auf Cymbeln spielen, und andere tanzen. Dem Spielenden waren zwey Cymbeln an die beyden Förderschenkel, und eine andere an den Rüssel angehangen. Er schlug aber eins ums andere mit dem Rüssel die Cymbel nach dem Tact an die beyden Schenkel: indessen die Tanzenden im Kreiß herum tanzten, so, daß sie die Förderschenkel einen nach dem andern aufhuben und beugten, auch nach dem Tact giengen, wie ihnen der Cymbel-Schläger vorspielete.„ Ich lasse die ganze Erzehlung an ihren Ort gestellet seyn.

(a) *Aelianus*, Lib. VIII, cap. 17. Quemadmodum moderate Elephanti suas libidines contineant explicare conuenit. Ii igitur ab omni immoderata libidine castissimi sunt. Nunquam enim neque vi aut proteruius, neque nimis lasciue societatem veneris cum foe-

ihre Weibcher berühren. Seine Natur giebt ihm einen ganz besondern Abscheu vor dem Ehbruch ein: und man erzehlet verschiedene Dinge, die es genugsam beweisen. Ein Indianer war einstens seines Weibs überdrüssig geworden, weil ihr die zunehmenden Jahre die Gabe zu gefallen geraubt hatten. Er beschlosse deswegen sie zu tödten, und eine andere, in die er sich äuserst verliebt hatte, zu heurathen. Er ermordete sie auch, und verscharrete sie heimlich in dem Stall seines Elephantens. Als dieses Thier nach wenig Tagen die neue Frau zu sehen bekam, so nahme es sie mit dem Rüssel, und führte sie an den Ort, wohin das vorige Weib verscharret war. Es scharrete selbst das Grab auf, und zeigte der neuen Frau den Leichnam der ersten.

der

foemina faciunt: sed tamquam generis successione carentes, liberis procreandis dant operam: sic hi, sua stirps vt ne deficiat, complexu venereo iunguntur. Neque id sane plus quam semel in vita, et eo dumtaxat tempore quum se iniri foeminae patiuntur. Vt autem quisque eorum vxorem impleuerit, non eam amplius attingit. Aperte porro ac palam in aliorum oculis non coeunt, sed succedentes, aut sese in arbores densas et frequentes occultant, aut in concauum locum et profundum, ad occultandos eos idoneum abeunt. Haec de Elephantorum temperantia.

Der Elephant machte, daß sie den Körper aufmerksam betrachtete, und zeigte ihr durch dieses Probstücke der Grausamkeit, wie barbarisch die Gemüthsart desjenigen seyn müsse, den sie sich kürzlich zum Mann erwählt habe.

Ein anderer in eben dem Land sahe, daß die Frau seines Herrn mit einem andern einen ehebrecherischen Umgang hatte (b). Er gienge auf sie zu, und schlug einen seiner Zähne durch sie und ihren Liebsten, um dem Mann seinen Eifer und Treue dadurch kund zuthun. Eben eine solche Begebenheit hat man zu Rom unter der Regierung des Titus gesehen, nur mit dem Unterscheid, daß der Elephante eine Decke über das ehebrecherische Paar warf, um dadurch, so viel nur möglich, ihr Vergehen zu verbergen.

Dieses Thier ist (c) sechzehen bis achtzehen Monate in dem Bauch seiner Mutter verborgen, nach welcher Zeit es in der Grösse eines Kalbs zur Welt kommt. Es bekommt seine völlige Stärke nicht vor dem funfzigsten oder sechzigsten Jahr: und alsdenn kan man erst einen Thurm auf seinen Rücken setzen. Von seiner Nase hänget ein langes, grosses und holes Stücke Fleisch herunter, das man seinen Rüssel, zuweilen auch seine Hand (d) nennet; weil es

(b) *Aelianus*, Lib. XI, cap. 15.
(c) *Idem*, Lib. IV, cap. 31. *Arrianus*, Indicorum Cap. 14.
(d) Manus data Elephanti, quia propter magni-

ihm überaus viele Dienste thut, so wohl in Ausübung seiner Geschicklichkeit, als seiner Stärke. Es bedienet sich desselben, um seine Speise zum Maul zu bringen. Aus diesem stehen zwey Zähne, oder vielmehr wunderſame Hauer hervor, die wohl sechs Fuß lang wachsen; und dieselbe sind unser Helfenbein. Wenn sie ihm vor Alter, oder sonst durch einen Zufall ausfallen, so verbirgt sie der Elephant in die Erde: eben, als wenn dieses Thier ihren Wehrt erkennete, oder befürchtete, deswegen getödet zu werden (e). Die Alten haben sie vor seine Hörner gehalten (f). Auf dem Rücken ist seine Haut wie ein dickes Tuch (g), oder vielmehr wie ein Panzer, den man kaum zu durchdringen vermag: aber unter dem Bauch ist sie viel weicher; welches auch dem Eleazar Anlaß gab (h), sich unter denjenigen zu wagen, auf welchem er glaubte, daß Antiochus sitzen würde, um ihm sein Schwerd in den Leib zu stossen, ob er gleich wohl vorher-

sahe,

gnitudinem corporis difficiles aditus habeant ad pastum; *Cicero, de Natura Deorum*, Lib. II, n. 123.

(e) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 3.

(f) v. *Philostratus*, Lib. II, cap. 13. Bochart ist eben der Meynung zugethan, weil sie seinem Vorgeben nach aus dem Gehirne hervorkommen sollen. Hierozoic. Part. I, Lib. II, cap. 24.

(g) *Ibid.* cap. 10.

(h) 1. Mach. cap. VI, v. 43.

sahe, daß der Elephant niederfallen und ihn zugleich zerschmettern werde. Jederman weiß übrigens schon, daß er sich nicht niederleget, wenn er schläfet (i).

Seine ordentliche Speise sind Kräuter und Feldfrüchte; er liebet aber alles süsse, dergleichen ein aus Gersten gekochter Zucker ist (k), gar sehr, und hiervon giebt man ihm auch, wenn man ihn zähmen will. Denenjenigen, die man zum Krieg brauchen will, giebt man von dem im Land gewöhnlichen Wein (l), welcher nichs anders, als ein Bier ist, zu trinken. Die andere, welche nicht so stark sind, und deren man sich nur zu anderer Arbeit bedienet (m), bekommen nichts als Wasser zu trinken, das sie am liebsten haben, wenn es trübe ist. Sie sind verschiedenen Krankheiten unterworfen, deren Gegenmittel aber den Indianern gar wohl bekannt sind; daher auch diese Thiere zwey bis drey hundert Jahre alt werden (n). Apollonius von Tya-

(i) Man sagt, das wäre darum, weil der Elephant an den Beinen keine Gelenke habe. Man lese aber hiervon das Traité des erreurs populaires, tom. I. pag. 241. seqq. nach.

(k) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 7.

(l) *Aelianus*, Lib. XIII, cap. 8.

(m) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 1.

(n) *Plinius*, cap. 10. *Aelianus*, Lib. IV. cap. 31. *Strabo*, Lib. XV. pag. 705.

nen, oder Damis (o), sagten in ihrer Reisebeschreibung, daß sie in der Stadt Taxila den Elephanten des berühmten Porus gesehen hätten, der zwey goldene Ringe um seine Zähne gehabt, auf welchem in griechischen Buchstaben zu lesen gestanden, Alexander habe ihn aus Hochachtung der Sonne geweyhet. Er müste damalen über vierhundert Jahre alt gewesen seyn. Allein diese Nachrichten haben sich, durch allzugrosse Neigung zum wunderbaren, schon verdächtig gemacht.

Das Nasenhorn.

Das Nasenhorn, welches die Indianer heutiges Tages Abadu nennen (p), kommt dem Elephanten sowohl in Ansehung der Grösse, als der Gestalt, sehr nahe. Man findet ihrer in der Insel Java, und in den Königreichen Bengala und Patane ist es sehr häufig anzutreffen. Die Alten haben desselben oftmals Meldung gethan, doch ohne eine genaue Beschreibung davon zu machen. Die Schrift bedienet sich seiner, als eines Beyspiels, uns durch dasselbe selbst die Kraft GOttes vorzustellen (q) *). Cuius fortitudo similis est Rhinocerotis. Plinius (r) meldet nur, daß es ein Horn auf der Nase habe, wie sein Name

(o) Apud *Philostratum*, Lib. II, cap. 21.
(p) Mandelslo Reisen nach Indien. III. B. pag. 376. v. g.
(q) Numer. cap. XXIII, v. 22.
*) Die teutsche Uebersetzung giebt es folgendergestalt: seine Freudigkeit ist wie eines Einhorns.
(r) Histor. natural. Lib. VIII, cap. 20.

Name es mit sich bringet; daß es dasselbe an Steinen wetze, wenn es gegen den Elephanten streiten wolle, gegen den es von Natur eine beständige Feindschaft hege; daß es bey nahe eben so groß, wie jener seye; doch habe es kürzere Beine, und die Farbe seiner Haut wäre gelblich, wie Buchsbaumholz. Aelian, der doch in Beschreibung anderer Thiere, die viel gemeiner sind, so sehr weitläuftig ist, hat es vor unnöthig gehalten, das Nasenhorn zu beschreiben; weil zu Rom jedermann dergleichen Thiere in den Thier-Gefechten gesehen habe, welche die Kayser zur Ergötzlichkeit des Volks anstellen lassen. Strabo (s) berichtet, er habe eines zu Alexandrien gesehen; ist aber darum nicht weitläuftiger in Beschreibung desselben, als Plinius, ob er sich gleich auf den Artemidorus beziehet. Dio Cassius (t) ist damit zu frieden, daß er uns die Nachricht giebt, es seye vor dem Triumph des Augusts zu Rom noch niemalen eines gesehen worden †).

Damit man aber von einem so auserordentlichen Thier doch einige Kenntniß bekomme, siehet man sich gezwungen, seine Zuflucht zu den Neuern zu nehmen. Bontius (v), und der Pater le Comte

(s) Geogr. Lib. XVI. p. 774.
(t) Hist. Lib. LI, pag. 460.
†) Daß schon der grosse Pompejus eines nach Rom bringen lassen, erhellet aus Parsons natürlichen Historie des Nashorns.
(v) Medicamenta Indorum, Lib. XVI.

Comte (x), die es verschiedenemal zu sehen Gelegenheit gehabt, erzehlen fast einerley davon. Der Missionarius berichtet folgendes: Das Nasenhorn ist eines der sonderbaresten Thiere, die nur auf der Welt sind. Es ist, wie mir vorkommt, gewisser massen einem wilden Schwein ähnlich, nur daß es viel grösser ist, daß seine Füsse weit dicker, und sein ganzer Körper viel ungeschickter ist. Seine Haut ist ganz mit grossen und dicken Schuppen bedeckt, die von schwärzlicher Farbe, und ungemeiner Härte sind †). Auf den-

Seine Gestalt und Natur.

(x) Mémoires de la Chine.

†) Der Pater le Comte muß sich hier sehr versehen haben. Das Weibchen vom Nasehorn-Geschlechte, so vor kurzer Zeit durch Engelland, Holland und Deutschland geführet worden, hat an seiner Haut zwar sehr tiefe Runzeln, aber gar keine solche Schuppen gehabt. Eben sowohl gegründet ist, was im folgenden von den Flügeln dieses Thiers, die der Figur nach den Flügeln der Fledermäuse ähnlich seyn sollen, gemeldet wird. Man findet eine genaue Beschreibung dieses Thiers in *Caroli Augusti à Bergen*, Oratione de Rhinocerote; Francof. ad Viadrum. 1746. worinnen der Herr Verfasser auch zeigt, daß es mit Unrecht vor ein Schweinegeschlecht gehalten werde. Neuhofs Nachricht von denen Nasenhörnern, die er in der Provinz Suchuen gesehen, ist gleichfals des P. le Comte seiner vorzuziehen. Er sagt: die Haut dieses Thieres sey voller Streif-

denselben erblicket man kleine Vierecke oder Hügel, die ohngefehr eine Linie über die andere Haut erhaben sind, fast so wie man bey den Crocodillen findet. Die Haut um die Beine lässet bey nahe wie Streiffen und Falten, so über einander liegen, und so hart, daß man mit einem guten Japonischen Säbel kaum durchhauen kan. Es sey nicht mit Schuppen gewafnet, wie es gemalet werde; sondern die Falten seiner Haut wären nur wie Schuppen oder Schilde anzusehen. Das Horn wäre gemeiniglich schwarz, oder bräunlich grün, bisweilen aschenfarbig, und selten weiß. Elias Hessen in seiner Ost-Indischen Reisebeschreibung p. 98. sagt, wenn das Nasehorn einen Menschen niedergeworfen, lecke es ihn mit seiner scharfen Zunge todt, fresse alsdenn die Haut und Fleisch, und lasse die Knochen liegen. Der Doctor Parsons gedenket einer Stelle aus dem Martial Lib. IV. Epigr. 82. wo dem Nashern zwey Hörner zugeschrieben werden. Sie lautet also: Namque grauem gemino cornu sic extulit vrsum. Er hält demnach davor, die Asiatischen Nashörner hätten durchgehends nur ein, die Africanischen hingegen, dergleichen ohne Zweifel das Römische gewesen, zwey Hörner; welches von Peter Kolben, in seiner Reisebeschreibung nach dem Vorgebürg der guten Hofnung, auch durch zwey an einem Stück Haut hängende Hörner, so in des Ritter Sloane Museo verwahret worden, bestättiget wird. Die Abbildung, so bey D. Parsons natürlichen Historie des Nashorns befindlich sind, sind aller Aufmerksamkeit würdig.

wie Stiefel, und hänget hinten um den Kopf, wie eine niedergedrückte Mönchskutte; daher ihm auch die Portugiesen den Namen eines indianischen Mönchs beygelegt haben. Es hat einen grossen dicken Kopf, das Maul ist nicht allzuweit, seine Schnauze aber ist lang, und auf derselben stehet ein dickes und langes Horn, welches machet, daß sich so gar die Tyger, Büffeln und Elephanten vor ihm fürchten. Was aber noch eine grössere Bewunderung an diesem Thier verdienet, das ist seine Zunge, die die Natur in eine so rauhe Haut eingekleidet hat, daß sie bey nahe so scharf ist, wie eine Feile; daher es allem die Haut abziehet, was es nur belecket. Wie wir übrigens Thiere haben, die nichts lieber als Disteln fressen, deren Stacheln ihnen eine angenehme Empfindung erregen, wenn sie die Fiebern oder Warzen auf der Zunge stechen: so frißt auch das Nasenhorn nichts lieber, als Aeste von den Bäumen, die überall voller Dornen sind. Ich habe ihm oftmals dergleichen gegeben, an welchen alle Dornen sehr hart und lang waren, und habe mich gewundert, wie begierig und geschickt es dieselben in einem Augenblick in seinem Maul niederdrückte, und ohne einige Beschwerlichkeit zermalmte. Es ist zwar wahr, daß es zuweilen ein wenig blutig im Maul war; aber eben das machte ihm den Geschmack noch angenehmer, und diese kleine Verwundungen hatten vielleicht auf seiner Zunge keine grössere Würkung, als der Pfeffer oder das Salz auf unsern Zungen machet. Der

Ver-

Verfasser hätte noch hinzusetzen können, daß dieses Thier noch gleichsam zwey Arten von Flügeln habe, die aus einer ungemein heßlichen Haut bestehen, und seinen Leib wie eine Satteldecke einschliessen, und die in Ansehung ihrer Figur den Flügeln der Fledermäuse nicht unähnlich sind *).

Obgleich der übrige Leib gewisser massen geharnischt ist, wie man bey Ruyschen (y) sehen kan, und man sich in die gröste Lebensgefahr begiebt, wenn man es angreifet: so wird es doch von den Indianern wie andere Thiere gejagt, weil es ihnen, wenn sie es erlegt haben, von grossem Nutzen ist. Die Mohren essen sein Fleisch, so hart es auch immer seyn möge. Sein Horn ist eben so bewundernswürdig, als nützlich. Wenn man es in der Mitte durchschneidet (z): so bemerkt man auf beyden Seiten die Gestalt eines Menschen, von kleinen weissen Strichen formiret, wie auch die Bilder verschiedener Vögel oder anderer Dinge, wie in denen egyptischen Kieselsteinen.

Die

*) Hierbey ist die kurz vorhergehende Anmerkung nachzulesen, nebst des D Parsons natürlichen Historie des Nashorns, so im Jahr 1747. zu Nürnberg in deutscher Sprache herausgekommen, woraus erhellet, daß die Schuppen mehr mit Grindschuppen, als den Schuppen des Crocodils übereinkommen.

(y) *Ruysch*, Theatrum animalium, Tom. II, pag. 66. Tab. XXXVIII.

(z) *Herbelot*, Biblioth. Orient. pag. 959.

Die Könige in Indien trinken mehrentheils aus Bechern, die von solchem Horn gemacht sind; weil es anfängt zu schwitzen, so bald nur Gift, von was vor Art es auch seyn möge, nahe hinzukommt. Die Einwohner von Java machen auch ein grosses Wesen von diesem Thier, weil nichts an dem ganzen Körper ist, dessen sie sich nicht statt einer Arzney bedienten (a). Hierzu wissen sie sowohl sein Fleisch, als sein Blut, das Horn, seine Zähne, seine Haut, ja so gar seinen Koth zu gebrauchen *). Sie glauben gewiß, daß kein besseres Gegenmittel gegen alle Arten von Gift zu finden sey; und legen ihm alle Eigenschaften bey, welche die Alten von dem Einhorn gerühmet haben. Seine Haut mit den Schuppen wird oft gebraucht, Schilde daraus zu verfertigen †).

Das

(a) Mandelslo, p. 377.

*) Dieses wird nicht nur von mehrgedachtem Hessen l.c. p. 96. und andern; sondern auch noch dadurch bestättiget, daß, als währender Leipziger Ostermesse 1747. ein Rhinoceros in dieser Stadt zu sehen war, in den Zeitungen, so daselbst herauskommen, gemeldet wurde, es gebe dieses Thier etwas von sich, das ein gewisses Mittel wieder die fallende Sucht wäre. Vergl. Kolbens Beschr. des Vorgeb. der guten Hofnung, S. 161. folg.

†) Diese Stelle ist nach den obigen Anmerkungen zu beobachten.

Das Kameel und der Dromedarius leisten den Indianern (b), und den meinsten orientalischen Völkern eben die Dienste, dazu uns unsere Lastthiere dienen, doch mit diesem Unterscheid, daß sie tausend oder noch mehr Pfunde tragen, und den Tag funfzig Meilen gehen können, ohne sonderlich müde zu werden; aber Wagen zu ziehen sind sie gar nicht geschickt. Wie es sehr beschwerlich seyn würde, wenn man sie in ihrer natürlichen Stellung beladen sollte, weil ihre Beine so hoch sind: so werden sie bey Zeiten gewöhnet, daß sie niederknien, um die Sache dadurch zu erleichtern. So bald sie jung werden, leget man ihnen ihre vier Beine unter den Leib, und bedecket sie mit einer Decke, welche an dem Ende umher voller Steine geladen wird, damit sie zwanzig Tage lang nicht aufstehen können. Dergestalt übet man sie schon zu ihrem künftigen Gebrauch, bis sie mit ihrer Last wohl aufzustehen vermögend sind. Der Kameeltreiber singet und pfeiffet auf dem Wege ohne Unterlaß; und je stärker er singet, desto hurtiger gehen die Kameele drauf los. Sie können ohne einige Beschwerlichkeit vier bis fünf Tage ohne Wasser

Das Kameel und der Dromedarius.

(b) *Aristoteles*, Historia Animalium, Lib. V, cap. 1. & seq. *Philostratus*, Lib. II, cap. 6. *Plinius*, Lib. VIII, cap. 18. *Polyaenus*, Stratagem. Lib. VII, n. 6. *Ruysch*, Tom. II, p. 67. Voiages de *Tavernier*.

ser zubringen; selbst bey den stärksten Tagreisen werden sie darum nicht mehr von dem Durst geplagt: und um deswillen sind einige Naturkündiger auf die Gedanken gerathen, sie müsten einen Wasserbehälter in ihrem Magen haben. Allein die Falschheit dieses Vorgebens ist nicht nur durch Zergliederungen entdecket worden; sondern sie ist auch daher erweißlich, weil in Africa Kameele gefunden werden, die niemalen trinken, und keine andere Erfrischung haben, als die grünen Kräuter, davon sie erhalten werden. Das Kameel ist von Natur furchtsam, und den Pferden wegen seines üblen Geruchs unleidlich: es lässet sich ohne Widerstand von den Tygern und Löwen verschlingen. Man versichert, es lebe gemeiniglich hundert Jahre, wenn es nicht durch einen besondern Umstand umkommet. Es hat nur an dem untern Kinnbacken Zähne; und ist von dem Dromedarius darinnen unterschieden, daß dieser zwey Höcker hinter einander auf dem Rücken hat; da hingegen das Kameel nur mit einem versehen ist.

Ich will mir hier eine Zugabe zur Geschichte der Thiere zu Nutzen machen, die in den Schriften der Academie der Wissenschaften (c) befindlich ist. Sie enthält die Antwort des persianischen Abgesandtens auf die Fragen, so ihm von dem Herrn Constance von wegen der Missiona-

(c) Mémoires de l' Académie des Sciences, T. III, Part. I, pag. 80.

sionarien vorgeleget wurden, und meldet erstens: man fände zwar in Persien Kameele mit zwey Höckern auf dem Rücken; allein dieselben wären ursprünglich aus Turkestan, und von der Art derjenigen, die der König der Mohren aus diesem Land habe kommen lassen; denn dieses sey der einige Ort in ganz Asien, den man wisse, wo dergleichen eigentlich gezogen würden. Diese Kameele würden in Persien sehr hoch gehalten, weil sie wegen ihres doppelten Höckers geschickter zum Fortbringen grosser Lasten wären. Zweytens: Diese Höcker entstünden nicht von einer Krümme des Rückgrads, als welcher an diesen Orten nichts erhabener wäre, als an andern: sondern es wären nur Auswachsungen einer drüsigten Substanz, die ohngefehr um einen halben Fuß höher wären, als der übrige Rücken. Drittens: endlich wäre es ein Irrthum, wenn man davor halte, es befände sich in dem Magen dieses Lastthieres ein Wasser, dessen sich die Reisende in der höchsten Noth zu bedienen pflegten. Diese Erläuterungen wurden von dem Pater Gouye, einem Jesuiten, im Jahr 1688. bekannt gemacht.

Der Kamelopard ist uns nicht so wohl bekannt. Er siehet dem Kameel, davon ihm die Alten den Namen gegeben (d), nicht weiter ähn- Der Kamelopard.

(d) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 18. *Agatarchides* apud Photium cod. 250. Vide *Ruysch*, tom. II, p. 69.

ähnlich, als an dem Kopf und der Art, wie er denselben trägt: indem er ihn noch hochmüthiger und gerader in die Höhe hält. Sein Fell ist röthlich mit weissen Flecken, oder weiß mit rothen Flecken: sein Leib, der an einem grösser, als an dem andern ist, kommt fast einem schönen Pferde gleich; er wird aber am Bauch ungemein dünne, fast wie man an den Affen siehet. Der berühmte **Pachymerus**, der gegen das Ende des dreyzehenten Jahrhunderts, in Constantinopel lebte, als man unter der Regierung Michaels **Palaeologus** einen Kamelopard dahin brachte, malet ihn mit einigem Unterscheid, doch ziemlich umständlich ab. Der Kamelopard, spricht dieser Geschichtschreiber (e), ist von der Grösse eines Esels, weisser Farbe mit rothen Flecken besprenget, wie ein Panther. Seiner Gestalt nach, kommt er einem Kameel nahe, indem er einen Höcker hat, der von dem Schwanz an, bis an die Schulterblätter reichet; seine Förderbeine sind länger, als die hintere, der Hals ist überaus lang, und der Kopf klein, wie an einem Kameel; der Bauch ist weiß, und über den ganzen Rückgrad laufet ein schwarzer Streifen. Seine Füsse sind klein und gespalten, wie Hirschläufe. Dieses Thier ist so gedultig, daß es sich von Kindern betasten und führen läst. Wenn man es angreifet, kan sichs mit nichts, als seinen Zäh-

(e) *Pachymerus*, Historia Byzantina, Lib. III. cap. 4.

Zähnen, wehren: und da dieselben sehr breit sind, so bedienet sichs derselben mehr, diejenigen abzutreiben, die ihm beschwerlich fallen, als sie zu verwunden.

Die Pferde und das Einhorn.

Man findet in Indien zweyerley Gattungen Pferde; zahme oder gemeine, und denn auch wilde. Diese letztere sind eigentlich das Einhorn, Vnicornis, Monoceros. Ob nun wohl dieses Thier eines der allergefährlichsten und schlimmsten (f) in der Natur ist; so fangen es doch die Indianer auf ihren Jagden (g), und können es so gar zahm machen, und entweder zum Reiten brauchen, oder an Rennwagen anspannen, die sie ohne Unterlaß auf einem besondern Platz herum treiben. Es ist aber schlechterdings nicht mehr zu bezwingen, wofern es schon über zwey Jahre alt ist, wenn es gefangen wird: und wie zahm man es auch immermehr mag gemacht haben, so müssen doch allezeit eiserne Stacheln an seinem Gebiß seyn. Es hat ein schwarzes Horn, das zuweilen bey drey Schuhe lang ist; man machet Trinkgeschirre daraus, und versichert, daß das Getränke, so man einige Zeit darinnen stehen lassen, ein sicheres Mittel gegen das Gift sey.

(f) Ps. XXI, v. 22.

(g) *Aelianus*, Lib. XIII, cap. 9. et Lib. XVI, cap. 9. et 20. *Plinius*, Lib. VIII, cap. 21.

Die wilden Esel.

Das Horn von den wilden Eseln hat, wie man vorgiebt, eben die Tugend. Wenn man dem Ctesias (h) Glauben beymißt, so ist dieses Thier so groß, wie ein Pferd. Es hat einen weissen Flecken auf der Stirn, und ein Horn von anderthalb Schuhen, welches oben roth, weiterhin aber schwarz ist †). Der Kopf siehet fast purpurroth, die Augen sind blau, und der Leib weiß, und ist mit Streifen und Flecken von allerley Farben bezeichnet, daher denn seine Haut ungemein schön ist. Wenn es anhebt vor denen Jägern durchzugehen, so lauft es eben noch nicht sehr geschwinde; aber seine Leichtigkeit nimmt durch die Bewegung unvermerkt zu, und endlich springet es mit solcher Geschwindigkeit, daß es gar keinen Pferden möglich ist, es einzuhohlen.

(h) In Indicis cap. 25. *Aelianus*, Lib. IV, cap. 52. Vid. *Ruysch*, tom. II, pag. 14.

†) Daß nicht alle wilde Esel Hörner haben, ist unter andern daraus abzunehmen, daß Tavernier (Voiage en Perse. Liv. V, Chap. I.) als etwas besonderes und rares anmerkt, wie der Gouverneur von Schiras dem Schah Abas dem andern einen purpurrothen wilden Esel geschenket, der auf der Stirn ein Horn, ohngefehr einen Fuß lang, gehabt. Der Geschwindigkeit dieses Thiers gedenket auch Xenephon Rétraite des dix mille, (expeditione Cyri minoris, vers. gall, Ablancourtii) Lib. I, §. V. p. 39.

hohlen. Man muß es überfallen, wenn es seine Jungen zur Weyde führet; denn es liebet dieselben so sehr, daß es sie nimmermehr verläßt. Es setzet sich, um sie zu erhalten, aller Gefahr entgegen; es streitet mit einer unglaublichen Hitze gegen die Jäger, stösset mit seinem Horn und schlägt mit seinen Hinterfüssen Menschen und Pferde übern Haufen; es wird nicht eher besieget, biß es voller Wunden ist, und das Leben mit allem Blut verlohren hat. In dem Augenblick hauen ihm die Indianer das Horn an der Stirne und an den Füssen hinweg, welches vollkommen rosenroth, oder Zinnoberfarb seyn soll: worauf sie die Jungen auch hinwegführen, und nach und nach bezähmen.

Der Löwe.

Es ist auch eben kein Wunder, daß sie es dahin zu bringen wissen, da sie so gar im Stand sind, die Löwen zu bezähmen; und so abzurichten, daß sie sich ihrer auf der Jagd (i) an statt der Hunde bedienen, oder auch wohl an Wagen anspannen können (k) †). Seine Stärke, sei-

(i) *Aristoteles*, Histor. Anim. Lib. VI. cap. 31. *Aelianus*, Lib. XVII, cap. 26. *Ruysch*, pag. 78.

(k) *Plinius*, Lib. X, cap. 45.

†) Tavernier hat es zu Chitpour in Indien selbst mit angesehen, wie die Löwen zahm gemacht werden. Man führet sie auf einen Platz, woselbst sie mit einem Strick an ihren Hinterfüssen an einen fest in die Erde getriebenen Pfahl

ne Herzhaftigkeit und sein hohes Wesen, haben ihm inzwischen den Namen eines Königs der Thiere erworben. Er gehet auch mit ihnen um, wie mit seinem Eigenthum, und lebet von nichts anders. Dieselben verehren ihn, und erzittern alle vor seinem Anblick; aber ich weiß nicht, woher es kommt, daß er selbst vor einem Hahnen oder Elephanten erzittert (l). Er greifet niemals die Menschen an (m), auser, wenn er vor Alter keine andere Beute mehr einhohlen kan; sodenn aber

Pfahl gebunden werden, so, daß sie bis zu einer gewissen Weite herum gehen können. In dieser Entfernung wird ein Seil gespannet, bis an welches einige Leute hinzu gehen, und den Löwen mit Darwerfung kleiner Steine und Stücklein Holz zum Zorn reitzen. Wenn er aber auf sie loßfähret, springen sie zurück, und eine andere Person ziehet auch den Löwen an einem um seinen Halß angemachten Strick wieder zurücke. Diese Uebung wird so lange wiederhohlet, bis der Löwe völlig bezähmet ist; wozu ohngefehr 5. bis 6. Monate erfordert werden. *Tavernier*, Voiages aux Indes. Liv. I. Chap. V. Doch finde ich bey ihm nichts davon, daß sie an Statt der Hunde gebraucht, oder an Wagen gespannet werden, welche letztere in Indien nicht sehr gebräuchlich sind.

(l) *Aelianus*, Lib. III. cap. 31. et Lib. VII. cap. 36.

(m) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 16. Vid. *Bochart*, Hieroz. Part. I, Lib. III, cap. 2.

aber nähert er sich den Städten, und frisset die Menschen, so er auf den Feldern findet. Zuweilen räth ihm die Empfindung seiner Schwachheit an, sich zu andern zu halten, um einander zusammen beyzustehen; und dieses Bündniß wird um so gefährlicher, da man sie nicht wohl angreifen kan, ohne diejenigen herbeyzulocken, die noch bey vollen Kräften sind, indem man diese denen Alten gar bald zu Hülfe kommen sieht. Einer von den alten Schriftstellern sagt, er habe ihrer in Africa gesehen, die man an Kreutze geheftet gehabt, um denen andern eine Furcht einzujagen (n).

Zu einer andern Zeit fürchtet er sich auch vor dem fürchterlichsten Jäger gar nicht. Er blicket ihn mit Vertrauen und Hochmuth an, und hält den ersten Angriff aus. Hernach aber fängt er an mit seinem Schweif auf die Erde zu schlagen, schlägt sich hierauf denselben ein paarmal um die Lenden, und entzündet solchermassen nach und nach diejenige Furie, die ihres gleichen nicht findet, und womit man die allergewaltsamsten Unternehmungen vergleichet. Weil aber allezeit viele Menschen zugleich auf ihn losgehen, so giebt er mit gröster Aufmerksamkeit acht, aus welchen Händen die Pfeile abfliegen, die ihn verwunden, und woher die kommen, die ihn nur streifen, oder wohl gar vorbey gehen. Er macht sich hauptsächlich an die Jäger, so ihn getroffen haben, und

(n) *Polybius*, ap. eundem.

woferne er dieselbigen erwischet, so reisset er sie in Stücken: seine Rachgierde begnüget sich aber doch damit, daß er die andern darnieder wirft und nur ängstiget. Die Löwin ist weit blinder in ihrer Wuth. Sie ist so empfindlich über den Verlust ihrer jungen Löwen, als über ihre eigene Wunden; und stürzet sich daher mit niedergesenktem Kopf, und auf die Erde sehenden Augen auf diejenigen los, welche ihr dieselben rauben wollen: und es schläget ihr niemals fehl entweder sie zu retten, oder in ihrer Vertheidigung selbst zu Grunde zu gehen. Was die Naturbeschreiber (o) von ihrer Fruchtbarkeit erzehlen, ist etwas, das sonst in der ganzen Natur nicht gefunden wird. Sie sagen, sie werden nur fünfmal trächtig; das erstemal werfe sie fünf Junge; das anderemal, vier; das drittemal, drey; das viertemal, zwey; und das letztemal nur ein einziges. Zuweilen hält sie sich mit dem Leopard zusammen; und man kan die daher erzeugte Löwen daran erkennen, daß sie keine so schöne Mähne haben, wie diejenigen die aus keiner Vermischung mit andern Thieren entstehen. Beyde Gattungen fürchten sich ungemein vor dem Feuer. Es giebt in Ansehung der Farbe zweyerley, weisse und röthliche.

Wie viele Menschen sollten erröthen, wenn sie sehen, wie weit sie von diesem wilden Thier an Leutseligkeit und natürlicher Zärtlichkeit gegen ihres

(o) *Aelianus*, Lib. IV. cap. 34.

ihres gleichen, übertroffen werden! Ist es gleich das grimmigste von allen; so ist es nichts desto weniger auch das einzige, welches derjenigen nicht vergißt, von denen es das Leben empfangen hat. Woferne es siehet, daß sie wegen ihres hohen Alters auser Stand sind, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, so verlässet es dieselben nicht mehr (p), es jaget vor sie, und benachrichtiget sie durch sein Brüllen, daß es etwas vor sie zu fressen habe. Wie viele Mütter würden sich glücklich schätzen, wenn ihre Kinder ihnen, mit himmelschreyender Sünde, nicht ein Gut genommen hätten, daß ihnen ihr hohes Alter ganz unentbehrlich machet.

Der Leopard und Panther sind eine das Männchen und Weibchen (q) von einer einigen Gattung Thiere. Ob nun gleich dieselben nicht so groß sind, wie der Löwe, so sind sie doch nicht weniger grausam, und eben so gefährlich, wenn man sie angreift: es ist aber gar etwas seltenes, daß sie den Menschen zuerst anfallen sollten. Unterdessen verachten die Indianer seine Tollheit, und wissen sich solche zu Nutzen zu machen. Sie jagen die Leoparden, wie alle andere Thiere; sie essen ihr Fleisch, und behalten ihre Junge. Wenn sie dieselben besänftiget und zahm gemacht haben: so

Der Leopard und Panther.

(p) *Plinius*, Lib. IX, cap. 1.

(q) *Plinius*, Lib. VIII, cap. 17. *Aelianus*, Lib. IV. cap. 49. Lib. V, c. 40. & Lib. XV, cap. 14. *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. II. cap. 14. *Ruysch*, Tom. II, pag. 81.

so machen sie dem König ein Geschenke damit, oder behalten sie, und bedienen sich ihrer auf der Jagd. Der Leopard ist gleichsam von Natur dazu abgerichtet, und er hat etwas angenehmes an sich, das seinen Raub herbey ziehet. Es dämpfet aus seinem Leib ein so annehmlicher Geruch aus, daß die Rehe und Gemsen ganz davon eingenommen werden, und, ohne die damit verknüpfte Gefahr zu erkennen, herzukommen. Weil sie sich aber vor seinem Kopf entsetzen, und den Augenblick die Flucht ergreifen, so bald sie solchen erblicken: so ist der Leopard so listig, daß er ihn unter den Gesträuchen verbirgt, und sich nicht beweget, bis daß sie nahe genug bey ihm sind, da er sich denn unversehens über sie her macht. Diese Gattung der Jagd ist auch noch zu diesen Zeiten bey den Indianern üblich (r); doch ist es nur dem König erlaubt, dergleichen anzustellen. Man giebt vor, daß, wenn der Panther Jungen hat, der Leopard sich nicht mehr gegen sie zu wehren getrauet, ohnerachtet er stärker ist; und daß jener sich darauf stützet, und alles erdenkliche Uebel und Boßheit an den Leoparden ausübet. Weil dieses Thier den Wein sehr liebet, so haben es die Alten vor ein Sinnbild und Eigenthum des Bacchus angesehen (s).

Diese

(r) *Thevenot*, Voiages des Indes. Lib. I, cap. 5. pag. 32. edit. in 4. de 1684.

(s) v. *Philostratus*, Iconum Lib. I, n. 19. mit der Anmerkung des Olearius. *Pierius Valerianus*, Hieroglyphica, Lib. XI, fol. 84.

Diese Thiere insgesamt siehet man so häufig in Arabien und Lybien, als wie in Indien; aber in diesen letztern findet man doch hauptsächlich den Tyger, dessen Name schon seine Grimmigkeit kenntbar machet. Um ihn zu fangen (t) müssen die Hirten oder Jäger in diesen Ländern die Zeit abwarten, da die Mutter vor ihre Jungen etwas Nahrung suchet; alsdenn nehmen sie dieselben hinweg. Allein, wenn der Tyger seine Jungen nicht mehr findet; so wird er ganz rasend; durch den Geruch findet er die Spur gar leicht, worauf er ihnen mit unglaublicher Geschwindigkeit nachsetzet, bis er die Indianer antreffe, die auf den leichtesten Pferden vor ihm fliehen. Wenn er sie aber eben itzo erreichet, so lassen sie eines von den Jungen fallen, welches alsdenn der Tyger in das Maul nimmt, und wieder in sein Lager trägt. Die Hofnung, seine Jungen mit einander dergestalt wieder zu erlangen, verdoppelt seinen Eifer, und macht, daß er mit noch grösserer Hurtigkeit wiederkommt. Allein die Jäger halten schon Schiffe an dem Ufer eines Flusses in Bereitschaft, und entgehen auf diese Weise seinem Zorn. Sie machen die Jungen zahm,

(t) *Plinius*, Historia natur. Lib. VI, cap. 20. & Lib. VIII, cap. 18. v. *Bochart*, Hierozoic. Part. I, Lib. III, cap. 7. & 8. *Oppian.* von der Jagd, Lib. I. *Ruysch*, theatrum animalium, T. II, pag. 84. Mémoires de l' Académie des Sciences, Tom. III, part. 3.

zahm, und brauchen sie eben dazu, wozu sie sich der gefangenen Panther bedienen.

Dieses Thier hat eine besondere Neigung zur Hündin; und aus dieser Vermischung entstehet eine Mittelgattung, die zur Jagd überaus dienlich ist. Die Indianer führen viele Betzen in einen Wald, und binden sie an Bäume an. Wenn die Tyger kommen, so fressen sie einige davon, und vermischen sich mit den andern: daher entstehet eine Art Hunde, die von Natur grausam und zur Jagd tauglich sind, ja sich nicht einmal vor dem Panther und Löwen fürchten, und sich lieber zerreissen und ihre Glieder abhauen lassen, als daß sie ihren Raub sollten fahren lassen. Sopithus, ein König in Indien, machte Alexandern das Vergnügen (v) solches anzusehen: und dieser Held geriethe darüber in grosses Erstaunen.

Einig und allein auf den Glauben des Ctesias (x) haben die Alten von der Mantichora geredet (y): und wenn sie würklich in der Welt ist, so ist es das sonderbarste von allen Thieren. Man malet es ab, als wenn es ein Gesichte und Ohren

(v) *Diodorus Siculus*, Biblioth. Hist. Lib. XVII, pag. 661. & *Q. Curtius*, Lib. IX, c. 1.

(x) *Ctesias* in Indicis.

(y) *Aristoteles*, Historia animalium, Lib. II, c. 1. *Plinius*, Historia nat. Lib. VIII, cap. 21. *Aelianus*, de Animalibus, Lib. IV, cap. 21. *Pausanias*, Descriptio Graeciae.

Ohren wie Menschen, und blaue Augen habe, am Leibe aber roth sey, fast von der Grösse, Stärke und Gestalt eines Löwen. In seinem Maul soll es drey reihen Zähne haben, und so wohl Menschen als wilde Thiere fressen; daher es auch seinen Namen bekommen hat. Diese mörderische Waffen waren doch nur der geringste Theil dessen, was es fürchterliches an sich hatte. Sein Schwanz, der ohngefähr anderthalb Schuhe lang war, stacke voller Stacheln, von der Länge eines Schuhes und so hart, wie Stahl; welche es hinter und vorwärts schleuderte auf hundert Schritte weit, und vor deren Gift kein Gegenmittel zu finden war.

Nur die Haut des Elephanten konnten diese Stacheln nicht durchbohren: daher die Jäger es auch nicht angriffen, wenn sie nicht auf diesen Thieren sassen. Es mag nun seyn, daß Philostratus hier selbst redet (z), oder daß er getreulich erzählet, was er in dem Tagebuch des Damis gefunden: so sagt er (a), Apollonius habe den Jarchas gefraget, ob dasjenige, so man von der Mantichora erzählet, sich also befinde: und er setzt hinzu, der Indianer habe ihm zur Antwort gegeben, er habe niemals etwas davon gehöret.

Ruysch

(z) Denn es ist gewiß, daß das Leben des Apollonius, nach den Nachrichten mehr als einer Person, aufgesetzt worden. Man sehe davon die Vorreden des Olearius nach.

(a) Lib. III, cap. 45.

Ruysch glaubt, man habe dieses Thier mit dem Tyger vermischt (b).

Die Schlangen.

Wenn gleich die Ungeheuer nichts zur Schönheit eines Lands beytragen: so machen sie doch, daß es etwas sonderbares hat, und merkwürdig ist: und eben das kan man von den Schlangen in Indien sagen. So fruchtbar auch Egypten und Ethiopien an dergleichen Sachen gewesen: so brachten sie doch nichts hervor, das demjenigen beykäme, was man noch heut zu Tage in Indien siehet. Einige Egypter, welche wusten, wie neugierig Ptolomäus Philadelphus in Ansehung natürlicher Seltenheiten war, brachten ihm zwey Schlangen aus Ethiopien (c), davon die gröste ein und zwanzig Schuhe lang war; und das war das ungeheuerste Thier, daß man jemals gesehen hatte. Es war aber doch noch nichts gegen die zu rechnen, welche in Indien angetroffen wurden. Man hat ihrer gesehen, derer Länge sich auf fünf und vierzig Schuhe (d), ja wohl gar auf doppelt so viel, belieffe, wenn man verschiedenen Nachrichten davon trauen darf. Alexander trafe, nach dem Be-

(b) Theatrum animalium, Tom. II, pag. 85.

(c) *Aelianus*, Lib. XVI, cap. 39.

(d) S. *Ambrosius*, de moribus Brachmanum, pag. 63. *Strabo*, Geograph. Lib. XVI, p. 75. C. Bochart Hierozoic. Part. II, Lib. III, cap. 13.

Bericht eines Naturbeschreibers (e) eine an, die hundert und fünf Schuhe lang war, die man aus Ehrfurcht oder Neugierde in einer Höle verwahrete, und deren blitzende Augen, und Zischen die Macedonier in die gröste Furcht versetzte.

Der Drache ist seiner Gestalt nach eigentlich nichts anders, als eine Schlange, von ausserordentlicher Grösse. Es giebt ihrer dreyerley Gattungen. Die eine Art (f) hält sich auf den Gipfeln der Berge auf; die andere in Hölen und auf den Feldern, und die letzteren in Morästen. Die ersten sind auch unter allen die grösten; sie haben Schuppen, die wie vergoldet aussehen, und Haare, oder gleichsam einen Bart, der ziemlich lang über die Stirn und um das Maul her hänget; ihre Augenbräunen sind sehr groß, ihre Blicke gräßlich und fürchterlich; ihr Zischen ist ungemein durchdringend und scharf; auf dem Kopf stehet ein rother Kamm, der einer glüenden Kohle ähnlich kommt. Die in dem flachen Land sind nicht weiter von ihnen unterschieden, als an der Farbe ihrer Schuppen, die wie Silber glänzen, und daß sie auch pflegen in das Wasser zu gehen. Die, welche in den Pfützen und Morästen leben, sind fast ganz schwarz, und können nicht so schnell kriechen; sie haben auch keine Käm-

(e) *Aelianus*, de animal. Lib. XV, c. 21. *Ruysch*, Tom. II, de Serpentibus, pag. 34.
(f) *Philostratus*, Lib. III, cap. 6. & seq.

Kämme auf den Köpfen, wie alle Weibcher. Strabo meldet (g): es seye gänzlich gegen alle Wahrheit, daß die Maler ihnen Flügel ansetzen: allein die Naturbeschreiber und Reisende kommen heut zu Tage doch darinnen miteinander überein, daß es viele gebe mit Flügeln.

Alle diese Thiere sind sehr gemein, sie sind aber gar nicht gefährlich; denn, wie man sagt, so ist ihr Biß nicht vergiftet (h). Unterdessen beweiset Ruysch durch verschiedene Beyspiele das Gegentheil.

Kostbarer Stein in ihren Köpfen.

Man findet in dem Kopf dieses Thieres einen kostbaren Stein (i), der so stark blitzet, wie der Diamant, und ist von Natur vieleckigt gebildet, daß seine Seiten mit vielen Farben spielen. Um aber seine Beschaffenheit und seinen hohen Glanz zu erhalten, muß man ihn in dem Augenblick aus dem Kopf reissen, als man denselben dem Drachen abhauet, ohne welches er seinen ganzen Werth verliehret: und wenn der Künstler ihn nicht gleich in den ersten Tagen bearbeitet, so ist es ihm nachmals nicht mehr möglich, seine Härte zu bezwingen. Ficinus sagt, wenn man ihn einige Zeit in Weinessig liegen lasse: so bewege er sich

(g) *Strabo*, Lib. XVI, pag. 775.
(h) *Plinius*, Lib. XXIX, cap. 4. loco cit. pag. 32.
(i) *Idem*, Lib. XXVII, cap. 10. *Solinus*, Polyh. 5. de rebus mirabilibus, cap. 30. *Philostratus*, Lib. III. cap 8. *Isidorus*, Ori g. Lib. XVI, c. 13 *Marsilius Ficinus*, de triplici vita.

sich von sich selbst erstlich in gerader Linie, hernach aber beschreibe er verschiedene Cirkel *).

Der

*) Von dem Schlangenstein hätte der Herr Verfasser bey dem *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. II, chap. 24. eine weit richtigere Nachricht finden können. Dieser Autor meldet, der Schlangenstein seye bey nahe eines Pfennigs groß, und wären etliche davon länglich, seyen in der Mitte dick und an den Enden ganz dünn. Die Indianer gäben vor, sie würden in den Köpfen gewisser Schlangen gefunden; es wäre aber glaublicher, daß ihnen solches von ihren Priestern weiß gemacht würde, und daß dieser Stein eine Vermischung von etlichen Materialien sey. Es seye an dem, daß er die vortrefliche Tugend habe, alles Gift, wenn man von einem vergifteten Thier gebissen worden, aus der Wunde zu ziehen. Wenn der Ort, wo der Biß geschehen, nicht offen sey, müsse man darein schneiden, damit das Blut herausgehe; und wenn der Stein darauf geleget werde, so falle er nicht eher ab, bis alles Gift herausgezogen worden. Der Stein werde darauf mit Milch wieder gesäubert, und wenn sich der Gift in die Milch gezogen, so werde sie wie Eiter. Um zu versuchen, ob der Stein gut ist, oder ob ein Betrug mit unterlaufe, bediene man sich zweyer Mittel. Das erste wäre, daß man den Stein in den Mund nimmt; und wenn er gut wäre, so springe er auf, und hänge sich an den Gaumen. Das andere Mittel wäre, daß man ihn in ein Glaß mit Wasser lege; und wenn er nicht verfälschet ist, so fange das Wasser an zu sieden, und stiegen einige

Vorgegebene Tugend ihres Fleisches.

Der Aberglaube legte dem Leib dieses Ungeheuers vielerley Tugenden bey. Er gabe vor (k), sein Kopf, wenn er unter die Thüren der Häuser vergraben werde, mache dieselben reich; seine Augen, wenn sie unter Honig gerieben würden, wären gut vor das Erschrecken im Schlaf; wenn man das Fett von seinem Herzen in Gemsenleder thäte, und mit der Sehne von einem Hirsch an den Arm binde, so würde ein Proceß glücklich vor einen ausfallen; seine Zähne, wenn sie in Ziegenfell gewickelt, und mit einer Hirschsehne gebunden würden, besänftigten den Zorn eines aufgebrach-

kleine Blasen von dem auf dem Grund liegenden Stein in die Höhe. Es gäbe noch einen Stein, der von einer Schlangen kommen sollte, die eine Haut, fast wie eine Haube gestaltet, hinter dem Kopf hängen habe. Man finde keine dieser Steine, als bey denen Schlangen, welche zum wenigsten zwey Schuhe lang seyen. Dieser Stein, so nicht hart wäre, gebe, wenn er an einem andern Stein gerieben werde, einen gewissen Saft, welcher mit Wasser vermischt, und von der Person, so Gift im Leibe habe, getrunken werde, da er denn das Gift austreibe. Es gäbe aber dieser Schlangen nirgend, als an denen Melindischen Stränden, und man könne dergleichen Steine durch die Portugiesischen Bootsleute und Soldaten, so von Mozambique wieder kämen, bekommen. Hiermit ist P. Kolbens glaubwürdigere Nachricht, in seiner Beschreibung des Vorgebürgs der guten Hofnung, S. 214. folg. zu vergleichen.

(k) *Plinius*, Lib. XXIX, cap. 4.

brachten Herrn; sein Fleisch, wenn es gerieben würde, mache alle Macht der Zauberey unkräftig, heile mancherley Krankheiten, und wäre ein sicheres und allgemeines Gegenmittel wider den Gift.

Art, wie er gefangen wird.

Daher kommts, daß die Indianer so sehr begierig sind, dieses Thier zu fangen. Sie breiten vor den Eingang zu einer Höle, ein grosses Stücke mit Gold durchwürktes Tuch, welches die Augen dieses Ungeheuers reitzete, und wenn sie es sodenn durch den Ton einiger Instrumente eingeschläfert hatten: so haueten sie ihm den Kof ab. Bey der Jagd derer, die sich auf den Bergen aufhalten, war mehr Mühe und Gefahr, denn man muste sie erst lange Zeit verfolgen, und mit Pfeilen und Lanzen angreifen. Dieses Thier ist von Natur ein Todfeind des Elephanten (l); es spüret nach, durch welche Oerter er zu gehen pfleget, kriechet darauf auf einen Baum, schieset, wenn er kommet, auf ihn, und umschlinget seinen Leib; wenn es ihm nun den Leib zerfressen hat: so stecket es seinen Kopf in seine Nase, macht, daß er völlig sich verblutet, und ersticket ihn zuletzt. Allein sein Haß wird hier zu einem Sinnbild des Hasses der Menschen, welcher fast jederzeit einem sowohl wie dem andern schädlich und tödlich ist. Der Elephant stirbt zwar, und fällt darnieder; aber

(l) *Plinius*, Hist. nat. Lib. VIII, cap. 11. & 12. *Aelianus*, de anim. Lib. VI, cap. 21. *Pomponius Mela*, de situ Orbis, Lib. III.

eben durch seinen Fall zerschmettert er auch denjenigen Feind, der ihm den Tod gebracht hat.

Wofern die Ueberschwemmungen nicht wären, die alle Sommer in diesem Lande entstehen: so würde es noch von andern Schlangen und mehrerley Arten von Ungeziefer angefüllet seyn (m): denn die Wärme bringt noch vielerley daselbst hervor, und erhält es in sehr grosser Menge. Von dieser Anzahl ist eine Gattung einer sehr gefährlichen Viper, und einige andere kriechende Thiere, deren Stich tödlich ist, wenn man sich nicht der Kräuter (simplicium) bedienet, die ihn heilen, und die zu allem Glücke die Natur sehr gemein gemacht hat. Unter diesen Vipern giebt es einige, die zwölf bis funfzehn Fuß lang sind; einige hingegen sind kaum einen halben Fuß lang, und vor diesen hat man sich am meinsten in acht zu nehmen; eben so wie vor dem Scorpion und tausend andern, die wegen ihrer Kleinigkeit nicht so leicht können entdecket werden. Doch wird durch das Ueberlaufen der Ströme alle Jahre das Land von ihnen gereiniget; ohne welches die Häuser nicht zu bewohnen wären. Die Macedonier erlitten viel davon, ehe sie das Gegenmittel erfuhren. Es starben ihrer sehr viele, und die andern waren lange Zeit genöthiget, ihre Bette

(m) *Nearchus* & *Aristobulus*, apud Strabonem, Geogr. Lib. XV, pag. 706. & *Arrianus*, in Indicis, cap. 15. *Robert Knox*, Relat. de Ceylan, Tom. I, pag. 73.

te an die Aeste der Bäume aufzuhängen, um sich genug davor in acht zu nehmen (n).

Die Ameisen, so die Goldminen entdecken, sind um desto merkwürdiger in ihrer Art, je gröſſer der Dienſt ist, den sie leisten, und weil man keine antrift als nur in der Provinz Dardae, gegen den Ursprung des Indus, und zuweilen in Ethiopien (o). Dieſes Thier, welches fast aussieht, wie die gemeinen Ameisen, ist so groß, wie ein Fuchs (p). Seine Haut kommt in der Farbe mit den Katzen überein, und es lauft mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Seine Natur zeiget ihm die Orte an, wo in der Erde das reinste Gold zu finden ist; es gräbt sich daselbst ein Loch, und wirft das Erz, so es gefunden hat, heraus. Allein, als ein natürliches Ebenbild eines geitzigen Herzens, weiß es sich desſelben nicht zu bedienen, und will dennoch den Menschen nicht erlauben, sich dasſelbe zu Nutzen zu machen; es bewahret Tag und Nacht seinen Schatz, und jagt mit Grausamkeit alle, die ihm zu nahe kommen,

Die Ameisen.

men,

(n) *Diodorus Sic.* Bibl. Lib. XVII. pag. 560.
(o) *Philoſtratus*, in vita Apollonii, Lib. VI. c. 1.
(p) *Herodotus*, Hiſt. Lib. III. cap. 102. *Megaſthenes*, apud Strabonem, Lib. XV, pag, 705. *Plinius*, hiſtor. natur. Lib. XI, cap. 31. *Arrianus*, de Indicis, cap. 15. *Clemens Alexandrinus*, Paedagogus, Lib II, pag. 207. *Pomponius Mela*, de ſitu orbis, Lib. III, de India. v. *Bochart*, Hierozoic, Part. II, Lib. VI, c. 4.

men, davon, wenn sie gleich nicht in der Absicht hinzu kämen, ihm dasselbe zu rauben. Nichts als die heissesten Sonnenstrahlen können es nöthigen, in seine Höle zu kriechen, um der stechenden Hitze zu entfliehen. Wenn die nach ihrer Ausbeute hungrige Ameise dergestalt genöthiget ist, von ihrer Wache abzulassen: so nehmen die Indianer ihrer Zeit in acht; sie halten sich vorher viele Stunden verborgen, biß die rechte Zeit kommt, daß sie nicht gesehen werden; sodenn nehmen sie das Gold hinweg, und suchen sich auf ihren Cameelen mit gröster Eilfertigkeit zu retten, aus Furcht, daß sie sonst möchten aufgefressen werden.

Gemeine Ameisen.

Ohnerachtet der grossen Anzahl der Zeugnisse der Alten, die von diesem auserordentlichen Thier reden, findet man doch keine Spuren davon in denen heutigen Reisebeschreibungen †). Hingegen versichern sie (q), daß überall in Indien und auf dasigen Inseln eine so grosse Menge Ameisen seyen, und diese auch so grossen Schaden ver-

†) Das ist eben kein Wunder. Haben doch auch ein Theil von denen Alten diese Dinge schon nicht glauben können. Arrian spricht: Megasthenes erzählt, was er gehöret hat. Und ich lasse die Erzählung von den Ameisen gar gerne vorbey, weil ich nichts gewissers als dieses schreiben kann.

(q) Recueil des Voiages Hollandois, tom. I, pag. 376, edit. d' Hollande.

verursachten, daß es denen unglaublich seyn werde, die es nicht selbst in Augenschein genommen. Man kan nichts, weder von Kleidung, noch von Leinwand auf der Erde lassen, das nicht alsobald ganz mit diesem Ungeziefer bedeckt wäre. Sie hölen in einem Augenblicke ein ganzes Brod aus. Um die Beschwerlichkeiten von diesen Thieren zu vermeiden, so viel nur möglich ist, so haben bey den Indianern die Bettstellen, die Kasten und Schränke mit einander vier Stollen, welche in Gefässen, die mit Wasser erfüllet sind, ruhen, und sorgsam von den Wänden abgerücket werden. Diejenige, so Vögel halten und verhindern wollen, daß sie nicht von den Ameisen gefressen werden, müssen sie auf einen hohen Stock oder Fuß setzen, der in einem Gefässe mit Wasser stehen muß. Wenn die Vögel in die Luft gehänget würden: so würden die Ameisen an den Stricken herunterlaufen; denn sie kriechen so gut an der Decke eines Zimmers, als auf dem Boden. Es giebt ihrer, die einen Finger lang sind.

Der Greif.

Wenn man denen Alten glauben will, so war der Greif der erstern Gattung der Ameisen ziemlich ähnlich. Diejenigen, so davon reden (r), stellen ihn als ein Thier vor, das in einigen Stücken

(r) *Ctesias*, in Indicis, cap. 13. *Herodotus*, Hist. Lib. III, cap. 116. et Lib. IV. cap. 13. *Plinius*, Hist. nat. Lib. VI, cap. 2. *Philostra-*

cken mit den vierfüssigen Thieren, in andern mit den Vögeln überein kommt. Sie sagen, er habe vier Füsse, und wäre von der Grösse eines Löwens, aber mit Federn bedeckt; er habe einen Kopf und Schnabel wie ein Adler, wäre schwarz über den ganzen Leib, ausgenommen an den Füssen, als welche röthlich wären, und habe Flügel, wie andere Vögel, oder aber eine dünne und schlaffe Haut, welche eben die Würkung thue, wie die Federn. Die Alten hatten ihn dem Apollo geweyhet, und spanneten ihn an dem Wagen der Sonne an; weil man glaubte, er könnte ohngehindert in den Glanz dieses Gestirnes sehen (s). Er hielte sich, eben wie die indianische Ameise in den Wüsteneyen und Gebürgen auf; er suchte die Goldadern, und bewahrte dieses Metall mit gleicher Begierde. Indem er aber viel grausamer und fürchterlicher war: so furchte er sich vor keinem Thier, auser vor dem Löwen, Tyger und Elephanten; und die Indianer wagten sich nicht in die Gefahr ihn anzugreifen, wenn ihrer nicht eine starke Anzahl bey einander war. Sie kamen beym Mondenschein

stratus, l. c. Lib. III, cap. 48. *Aelianus*, de anim. Lib. IV, cap. 27. *Photius*, Biblioth. Cod. 72. *Servius*, in Virg. Eclog. VIII. *Ruysch*, Tom. II. Mémoires de l' Académie des Sciences, Tom. 3, Parr. 3.

(s) *Pierius Valerian.* Hieroglyph. Lib. XXIII, fol. 167.

schein herbey, wenn sie glaubten, daß er schlafe, und raubten ihm seine reiche Beute; aber er erwachte fast allemahl: und alsdenn muste dasjenige, was die Menschen bereichern sollte, durch ein blutiges Gefechte erkauft werden, welches manchen das Leben kostete. Unterdessen ist es nicht wohl zu leugnen, daß dieses Thier mehrentheils vor ein Geschöpfe der Einbildungskraft (t) selbst auch von einigen unter den Alten (v), angesehen werde, wenigstens was die ihm beygelegte Gestalt anlanget: obgleich noch heut zu Tage ein weißgrauer und sehr grausamer Vogel vorhanden ist, welchem man dem Namen eines Greifs beyleget (x).

Der Affe.

Es würde beynahe etwas unnöthiges seyn, daß ich hier auch an die Affen denken sollte, wenn man nicht bemerken müste, daß er gleichfals hauptsächlich seinen Ursprung in Indien habe. Man siehet ihrer in diesem Reich von allerley Farben, und allerhand Arten (y), graue, rothe, weisse

(t) Dudum ea qnae finxit de Gryphe etiam explosit antiquitas, sagt *Bochart*, Hierozoic. Part II, Lib. VI, cap. 2. Vide *Ruysch*, tom. I, ad calcem.

(v) *Arrianus*, in Indicis, cap. 15. *Plinius*, Hist. n. Lib. X, cap. 49.

(x) Es befand sich vor einigen Jahren einer in dem Thiergarten des Herzogs von Orleans.

(y) *Aelianus*, Lib. XV, cap. 14. *Plinius*. Lib. VIII, cap. 21.

weisse und schwarze; und man hat ihrer nach Frankreich gebracht, die grösser waren, wie die gemeine Hunde, und deren Gesichter vollkommen himmelblau aussahen. Dieses Thier ist in einigen Städten so häufig (z), daß die Häuser oft ganz voll sitzen, und immerfort jemand auf der Strasse verwundet wird, wenn sie etwas antreffen, damit sie die Vorbeygehenden werfen können. In einigen Gegenden nehmen sie die Felsen und Anhöhen ein, und beschenken die Reisenden mit ganzen Steinregen. Ihr Trieb zur Nachahmung machet ihren ganzen Werth, und ihren ganzen Nutzen aus. An denjenigen Orten, wo Pfeffer (a) und Cocos wächst, bedienen sich die Indianer seiner Geschicklichkeit dazu, daß sie die Früchte abpflücken müssen, welche die Indianer selbst nicht bekommen können. Die Indianer steigen auf die Haupt-Aeste, und brechen die Spitze ab, wo die Frucht hängt; sie legen solche, als wenn sie spielten, ordentlich auf die Erde, und begeben sich hinweg. Die Affen, welche ihnen aufmerksam zugesehen haben, machen sich gleich hernach auf eben die Bäume, machen die Früchte bis in die Spitze herunter, und legten die Aeste in Ordnung, wie sie gesehen haben, daß es die Indianer machen. Währender Nacht kommen diese wieder, und nehmen die Erndte hinweg.

Durch

(z) *Thevenot*, Voiage des Indes, chap. VI.
(a) *Philostratus*, Lib. III, cap. 4.

Durch eben diese Neigung den Menschen alles nachzuthun, giebt der Affe auch die Gelegenheit an die Hand, ihn zu fangen. Einige bringen Krüge voll Wasser oder Honig herbey, und waschen sich damit das Angesichte, daß die Thiere mit zusehen; an dessen statt aber lassen sie unvermerkt Gefässe voll Leim stehen, und gehen hinweg (b). Die Affen, welche solches von einem Baum oder Hügel gesehen, machen sich zu den Gefässen, um eben das nachzuthun; allein sie schmieren sich die Augen zu, und machen sich selbst die Flucht unmöglich. Andere Indianer kommen mit Stiefeln herbey, die sie vielmahl an und ausziehen, und lassen andere, die inwendig mit Leim beschmiert sind, zurücke. So bald sie nur fort sind; rücken auch die Affen an, um die Stiefel anzuthun; sie können aber dieselben nicht wieder ausziehen, noch auch dem Jäger entwischen. Zuweilen bringet man auch Spiegel, in denen man sich zu wiederhohlten mahlen besieht, und läst an deren statt andere liegen, mit Spannfedern, welche losgehen und fest halten, sobald man sie berühret. Der Affe kommt und nimmt diese Spiegel, und fängt an sie zu betrachten, und in dem Augenblick werden seine beyden Fördertatzen eingeklemmt, und er auser Stand gesetzet, einen Schritt zu gehen. Aber der Löwe bekriegt ihn auf eine grausamere Art. Er frißt sein

Wie sie gefangen werden.

(b) *Strabo*, Lib. XV, pag. 699. *Diodorus*, Lib. XVII, pag. 560.

sein Fleisch sehr gerne, und weiß, daß es ihm vor einige Krankheiten dienlich ist; daher suchet er sie begierig auf, und gebrauchet sich ihrer zu seiner Sättigung.

Sie verursachen den Macedoniern einen Schrecken.

Die Begebenheit, so sich mit der Kriegsmacht des Alexanders durch diese Thiere zutruge, ist etwas ganz besonderes. Wie dieses Kriegsheer allezeit in Ordnung zu marschiren pflegte, so kamen sie auch in die Gebürge, wo sehr viel Affen sich aufhielten (c), und blieben auch die einbrechende Nacht über daselbst. Als sich aber die Armee den andern Tag in Marsch setzte: so erblickte sie, in einiger Entfernung, eine erstaunende Menge Affen, die sich versammlet, und Bataillonen weiß in Ordnung gestellet hatten. Die Macedonier, denen dergleichen nichts in den Sinn kam, glaubten nicht anderst, als daß das die Feinde wären. Man bliese zur Schlacht, jedermann griffe zu den Waffen, und alle machten sich zum Treffen fertig. Allein Taxiles, ein König dieses Lands, der sich schon an Alexandern ergeben hatte, sagte ihm, was es mit dieser vermeinten Kriegsmacht vor eine Bewandniß hatte, und es wäre nichts weiter nöthig, als daß man nur anrückte, um sie in die Flucht zu treiben.

Wie sie zusammen halten.

Ihre Neigung alle einander beyzustehen, findet vielleicht kein Beyspiel unter allen andern Thieren. Man kan solches aus der besonders merk-

(c) *Strabo*, vbi supra.

merkwürdigen Begebenheit abnehmen, die der Ritter Tavernier erzehlet (d): „Als ich mit „dem Oberhaupt oder Präsidenten der Engel„länder, der nach Surate gienge, von Agra „wieder zurückkehrte: so kamen wir ohngefähr „vier oder fünf Meilen von Amenabat durch „einen kleinen Wald von den Bäumen, die „Mangues genannt werden. Wir sahen da„selbst einen ganzen Haufen grosser Affen, so wohl „Männcher, als Weibcher, und viele von diesen „letztern trugen ihre Jungen in den Armen. „Wir hatten beyde unsere Wagen, und der „englische Präsident ließ seinen still halten, „und sagte zu mir, er habe eine sehr vortrefliche „und künstliche Flinte, und weil ihm bekannt „wäre, daß ich gut schiesen könnte, so möchte ich „sie einmal gegen einen von diesen Affen probiren. „Einer meiner Diener, der aus dem Land war, „gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, ich sollte „das nicht wagen, und ich bemühete mich, dem „Präsidenten sein Vorhaben aus dem Sinn zu „reden. Aber ich mochte sagen, was ich wollte, „so schoß er doch ein Affenweibchen von einem „Baum herunter, welches zwischen zwey Aesten „hängen blieb, und seine Jungen auf die Erde „fallen ließ. Den Augenblick geschahe auch, „was mein Diener vorher gesehen hatte. Alle „Affen, die an der Zahl mehr als sechzig auf den Bäu-

(d) *Tavernier*, Voiage des Indes, Lib. I. cap. 5.

„Bäumen waren, kamen in vollem Grimm „herunter und machten sich an die Kutsche des „Präsidenten, den sie würden getödet haben, „wenn man ihm nicht eilends zu Hülfe gekom„men, die Kutschthüren zugemacht hätte, und „alle unsere Bedienten zu Abtreibung der Affen „zusammen getreten wären. Ob sie nun gleich „nicht an meinen Wagen kamen; so furchte ich „mich doch vor dem Grimm dieser Thiere, die „recht groß und stark waren. Sie verfolgten „den Wagen des Präsidenten beynahe eine Mei„le; so sehr waren sie erbittert. „

Poephagus. Von dem Poephagus findet man nirgends etwas, auser bey dem Aelian (e). Dieses Thier, welches noch einmal so groß seyn soll, als gemeiniglich die Pferde, wird wegen der besondern Schönheit seiner Haare von den Weibern in Indien sehr hochgeachtet. Das Haar am Schwanz ist drey Schuhe lang; es ist noch zärter, als die weichesten Menschenhaare, und die Weiber bedienen sich desselben, wenn sie, rechten Staat zu machen, ihre Köpfe aufputzen. Es ist aber das eine Zierrath, die man nicht so leicht haben kann. Denn zu geschweigen, daß der Poephagus sehr selten ist: so hindert auch seine Grösse und Schwere seine Leichtigkeit gar nicht. Man fängt ihn kaum mit gröster Mühe, und mit einer Menge von Pferden und Hunden. Wenn er sieht, daß ihm hitzig zugesetzt wird; so stellet

er

(e) De animalibus, Lib. XVI, cap. 11.

er sich an einen Ort, da er von hinten nicht angegriffen werden kan, verbirget seinen Schwanz in Stauden und Gesträuche, und setzet sich tapfer zur Gegenwehr. Oftmalen trägt sichs zu, daß die Hunde nicht über ihn Meister werden können; alsdenn schiessen die Jäger vergiftete Pfeile auf ihn loß, deren Gift so geschwinde wirket, daß das Thier gar bald hernach tod darnieder fällt. Seine Haut ist so kostbar, als sein Schweif; aber das Fleisch ist zu nichts zu gebrauchen.

Das Thier, so man die indianische Maus nennet, ist ein wildes Thier von der Grösse einer Katze, und kommt in der Gestalt und dem Fell mit den Murmelthieren überein. Indianische Maus.

Alles was die Alten von dem Kameleon in Indien erzählet haben, ist so voller Ungewißheit, Falschheiten und Aberglaubens, daß man sich schlechterdings genöthiget sieht, von ihren Zeugnissen abzugehen, und den Neuern nachzufolgen: und von diesen letztern kan man nichts bessers von diesem Thier zu lesen verlangen, als die Abhandlung des Herrn Perrault (f), die sowohl aus einer weitläuftigen Belesenheit erwachsen ist, als auch sich auf die Zergliederung eines dieser Thiere gründet. Der Kameleon.

In Ansehung der Gestalt kommt dieses Thier mit

(f) Mémores de l' Académie des Sciences. tom. III, part. I, pag. 53.

mit einem grossen Eidexen überein, ausgenommen daß es zwey sehr grosse und breite Ohren hat, die es auf seinen Halß niederleget. Seinen ordentlichen Aufenthalt nimmt es in Felsen. Es hat vier Füsse, und an einem jeden fünf Zehen; deren es sich bedienet, um auf den Aesten der Bäume und Stauden sitzen zu können, an welchen es sich auch mit seinem Schwanz, den es um sie herum wickelt, fest hält. Sein Gang ist so träge, wie der Schildkröte ihrer; auser auf den Bäumen, wo es lieber ist, als auf der Erde. Die längsten dieser Thiere sind nicht über eilf bis zwölf Zolle lang, von dem Kopf an, bis an das Ende des Schwanzes; und seine Dicke beträgt ein wenig mehr, als drey Zolle, und zuweilen wird sein ganzer Leib noch über die Hälfte kleiner. Unserer, spricht Herr Perrault, ist eine lange Zeit abgefallen gewesen, ja viel länger, als er nachher wieder in seiner Fettigkeit zugenommen. In diesem Zustand schiene er von allem Fleisch so entblöset zu seyn, daß sein Rückgrad ganz spitz heraus stunde, als wenn nur seine Haut über die Knochen geleimet wäre; daher selbige hie und da hoch, an andern Orten wieder tief, an den Stellen des ausgetruckneten Fleisches, lag. Man konnte alle Ribben zählen, und die Spannadern an den Förder- und Hinterbeinen liessen sich sehr deutlich sehen. Diese Magerkeit zeigte sich noch weit besser, wenn sich das Thier drehete; denn es schiene nicht anders, als wenn es ein ausgetruckneter Sack wäre, den

man

man auswinde: und solches mag Tertullian bemerkt haben, wenn er sagt, dieses Thier wäre nichts, als eine lebendige Haut. Mit diesem Abnehmen und wieder Zunehmen des Kameleons hat es nun so eine Beschaffenheit, daß es fast unmöglich anderst seyn kan, als daß man dieselbe der Luft zuschreibet, in der es Athem holet, und welche es in sich ziehet; ob es gleich noch viel schwerer zu begreifen ist, durch was vor Wege die Luft aus der Lunge in die übrigen Theile des Leibes kommt, so wie sie doch allem Ansehen nach dieselben anfüllet. Unterdessen konnte man doch dieser grossen Magerkeit ungeachtet nichts von einiger Bewegung des Herzens verspüren; welche noch weit verborgner und unbegreiflicher war, als die Bewegung beym Athemhohlen.

Seine Haut war sehr kalt anzugreifen; dieselbe war ungleich und voller kleiner Knöpfe, wie Chagrin, aber nicht so rauh, weil jedes dieser kleinen Körner ganz glatt war. Wenn der Kameleon in Ruhe im Schatten war, und man eine Zeitlang ihn nicht angerühret hatte: so war die Farbe dieser kleinen Körner grau, und zoge sich ins blaulichte, ausgenommen unter den Füssen, als wo sie weisgelblich waren, und an verschiedenen Flecken, wo man eine bleichrothe und gelbliche Haut wahrnahme. Es hat das Ansehen, als wenn die natürliche Farbe der Haut des Kameleon, welches, nach dem Aristoteles, die schwarze seyn soll, an unserem die graue war, welche um und um an ihm erblickt wurde, wenn

Seine Veränderung der Farben.

er in Ruhe war, und die auch an der umgewandten Seite der Haut sich noch erhielte, wie man sie ihm abzoge. Der obere Theil behielte noch einige Zeit die Flecken und verschiedene Farben, die sich an ihm zeigten, da er starbe: wie aber die Haut trucken wurde, verloschen sie auch fast mit einander. Aber diese graue Farbe, die sich über den ganzen Kameleon ausbreitete, wenn er ganz im Licht war, veränderte sich, wenn man ihn in die Sonne brachte: und alle Stellen an seinem Leib, auf welche die Sonne schiene, nahmen statt ihrer grauen ins blaue sich ziehenden Farbe, ein brauneres Graue und fast eine dunkelbraune Farbe an sich. Die übrige Haut, welche nicht von den Sonnenstrahlen getroffen wurde, veränderte ihr Graues in allerley hohe Farben, welche sich in wellenförmiger Gestalt zeigten, und ohngefähr einen halben Finger lang waren. Diese Wellen waren alle isabellenfarb, mit unterischten bleichgelben Körnern, und einer hellrothen Farbe, welches eigentlich die Grundfarbe der Haut zu seyn schine, so viel man sie zwischen den Körnern erblicken konnte. Wie die Sonne nicht mehr auf ihn schiene: so kam die vorige graue Farbe nach und nach wieder zum Vorschein, und überzoge seinen ganzen Leib. Als das Thierchen von einem aus der Gesellschaft angegriffen wurde, weil er es näher betrachten wollte: so zeigten sich alsobald in dem Nacken und an den Forderfüssen sehr schwarze Flecken in der Grösse eines Nagels am Finger:

welches

welches sich nicht zutruge, wenn es diejenige angriffen, die gemeiniglich mit ihm umgiengen. Einigemal wurde es voller brauner Flecken, die ins grüne fielen. Hierauf wickelte man es in ein leinen Tuch, und wie es nach zwey oder drey Minuten wieder heraus genommen wurde, sahe es weißlich aus; aber doch nicht so weiß, wie das, wovon Aldrovandus redet, welches aus den Augen zu verschwinden schiene, weil es, wie dieser Naturkündiger sagt, dem leinen Tuch, in welches man es eingewickelt hatte, völlig gleich geworden war. Unseres, welches nur seine ordentliche graue Farbe in eine sehr bleichgraue verwandelt hatte, wurde nach einigen Augenblicken allmählig wieder dunkler. Diese Erfahrung gab uns nun zu erkennen, daß es nicht an dem seye, daß der Kameleon alle Farben annehme, ausgenommen die weisse, wie Plutarch und Solin vorgeben. Denn unserer schiene so geneigt zu seyn, diese Farbe anzunehmen, daß er alle Nacht ganz bleich wurde; und wie er gestorben war, sahe man mehr weisses an ihm, als von einer andern Farbe. Wir haben auch angemerket, daß sich niemals nur eine einzige Farbe über seinen ganzen Leib ausbreitet; sondern daß dieselbe allezeit durch Streifen und Flecken unterbrochen wird, obgleich Aristoteles das Gegentheil berichtet. Um endlich diese Versuche von den Farben des Kameleons vollkommen zu machen, wickelte man ihn in verschiedene Sachen von allerhand Farben ein: allein ser

nahme keine davon an, wie er die weisse angenommen hatte; ja auch diese nahme er nur das erstemal an, ob man gleich diesen Versuch viele Tage wiederhohlete.

Seine Nahrung.

Nach der Untersuchung von dem Zunehmen und veränderlichen Farben dieses Thieres, war noch eine andere übrig, von nicht geringerer Wichtigkeit. Solches war, daß man ausmachen sollte, wovon sich der Kameleon ernährete. Insgemein haben alle Alten, ja so gar auch einige von den Neuern, als etwas auser Streit gesetztes, behauptet, daß er von der Luft und den Strahlen der Sonne lebe: welches denn zu dem Sprüchwort Gelegenheit gegeben, da man von denen, an welchen man kein Vermögen merket, zu sagen pflegt, sie lebten vom Wind, wie der Kameleon. Allein dieser Irrthum wurde durch verschiedene Erfahrungen entdecket und wiederlegt. Die Naturkundige hatten nicht auf die Geschwindigkeit acht gegeben, mit welcher er sich seiner Zunge bedienet, die Thiere zu fangen, von welchen es lebt. An derselben hängt beständig eine Feuchtigkeit, wie ein Leim, an welcher die Fliegen und anderes Ungeziefer hängen bleiben, die der Kameleon alsdenn mit einer so grossen Geschwindigkeit verschluckt, daß die Bewegung seiner Zunge, wenn er dieselbe wieder in das Maul ziehet, kaum merklich ist. Als man diese Zunge, weil sie so gar klein ist, durch ein Vergrösserungs-Glas betrachtete: so sahe man daran eine Menge kleiner überzwerg gehender Runzeln, welche zeigten, wie geschwind

schwind der Kameleon dieselbe bewegen kan. Als man ihn zergliederte; so fande man in dem Magen und in den Gedärmen die Mücken und Würme, welche man ihn verschlingen gesehen. Er höhlete so gar Steine von der Schwehre eines Pfunds aus, deren Körner er nicht verschlungen hatte: und dieses gab wieder zu neuen Anmerkungen Gelegenheit. Nachdem man die Steine sorgfältig beobachtet hatte, bemerkte man, daß sie so leicht waren, daß, wenn man sie in distillirten Weinessig thate, sie von dem Boden des Glases aufstiegen, wenn man es bewegte; daß sie sich darinnen auflöseten; und daß einer, der in der Mitte von einander gienge, einen Fliegenkopf in sich hatte, um welchen sich die steinigte Materie angesetzt hatte. Man sagt, der Kameleon fürchte sich nicht vor dem Biß der Schlangen (g).

Von allen Kostbarkeiten, welche die Alten aus Indien, oder den andern Ländern, so gegen Aufgang liegen, gebracht haben, haben wir keine verlohren, auser die Purpurfarbe. Dieser Schaden aber ist uns durch eine grosse Menge anderer Entdeckungen wieder ersetzt worden, die weder von geringerer Kostbarkeit, noch auch von geringerem Nutzen sind. Der Bisam ist ein Hauptstücke davon: und wir finden keine Spuren, daß die Alten Wissenschaft von ihm gehabt hätten. Plinius, der doch nichts aus der Acht gelassen, was ihm nur in der ganzen Natur anmerkenswür-

Der Bisam.

(g) *Aelianus*, de animalibus, Lib. IV, cap. 33.

würdig vorkam, hat sich nicht einmal des Namens bedienet, den wir das erstemal in dem Arnobius und Apulejus antreffen. Demnach wusten die Alten nichts, von dieser bey mäsigem Gebrauch so sehr wohlriechenden Sache, die allen andern wohlriechenden Dingen, durch eine glückliche Vermischung, erst das rechte Leben, und die höchste Annehmlichkeit geben muß.

Der Bisam kommt von einem Thier, das von der Grösse einer Ziege oder eines Hirschkalbs ist, und in Indien, wie auch in China häufig angetroffen wird. Man nennet es Mosch oder Bisamthier. Unsere Reisebeschreiber melden (h), es seye so träge, daß es die Jäger kaum von der Stelle bringen könnten, es liesse sich auch ohne den geringsten Widerstand töden. Man schneidet ihm alsobald eine kleine, ohngefähr eines Hünereyes grosse Blase, bey dem Nabel ab, in welcher eine Feuchtigkeit, oder ein geronnenes Blut ist, welches sehr stark riechet. Auser diesem Saft, welches der eigentliche Bisam ist, macht man dessen noch auf dreyerley Weise. Man nimmt die hinter Viertheile dieses Thiers von den Nieren an, und zerreibet sie, mit ein wenig Blut, in einem steinernen Mörser, bis es alles wie ein Brey ist. Dieses trucknet man und thut es in kleine Säcke, welche von der Haut des Bisamthieres gemacht werden. Wenn man Bisam von noch geringerem Werth machen will, der aber doch gut sey, so

(h) *Le Brun*, pag. 121. *Phil. Martin*, Atlas de la China. *Mandelslo*, p. 81.

so zerstösset und zerreibt man ohne Unterscheid alle Theile dieses Thieres mit einander, und macht sie durch Zumischung ein wenig Bluts gleichfals zu einem Brey, den man, wie das vorige, in Säckelein von eben der Haut aufhebet. Die letzte Gattung des Bisams, die auch sehr hoch gehalten wird, ob sie schon den vorigen nicht beykommt, wird nur aus den Vördervierteilen des Bisamthiers bereitet, und von den Nieren an bis zum Kopf alles dazu genommen, so daß von dem ganzen Thier nichts verlohren gehet.

Einige Schriftsteller haben davor gehalten, das Bisamthier seye eins mit den egyptischen wilden Ziegen. Allein die gelehrten Mitglieder der Academie, die von diesen viele zergliedert haben, haben in ihren Abhandlungen nicht die geringste Aehnlichkeit angemerkt (i).

Der neuere Reisende, welchen wir hier anführen (k), redet von einem Thier, dessen besondere Eigenschaften nicht zulassen, daß wir es mit Stillschweigen übergehen. Er drücket sich folgender Massen aus: Als ich mich auf dem Lusthaus des Generals zu **Batavia** befand, sahe ich ein gewisses Thier, welches man **Filander** nennet, und einige besondere Eigenschaften an sich hat. Es liefen ihrer viele mit Kaninchen herum, und hielten sich auf einem kleinen Hügel auf, der mit Pallisaden um-

Filander.

(i) Mémoires de l' Académie des Sciences, Tom. III, part. I, pag. 95.
(k) *Le Brun*, pag. 347.

umschlossen ist. Die Hinterfüsse an diesem Thier sind viel grösser, als die Förderfüsse; und in Ansehung der Grösse und des Pelzes kommt es sehr mit denen Hasen überein; der Kopf sieht wie der Kopf eines Fuchsen aus, und der Schwanz ist ganz spitzig. Das ausserordentliche an ihm ist, daß es unter dem Bauch eine Oefnung hat, in Gestalt eines Sacks, in welchen sich seine Junge verbergen, wenn man sich ihnen nähert. Man sieht oft, daß ihnen der Kopf und Schwanz aus diesem Sack hervor hängt. Wenn aber die Mutter lauft, so ziehen sich die Jungen tief hinein, weil alsdenn jene stark springet.

Dieses sind die anmerkenswürdigste vierfüssige Thiere, so man in Indien findet. Es sind noch eine grosse Menge von andern Arten, die gleichergestalt in ihrer Art viel besonders an sich haben, das man bey andern Thieren nicht findet: allein weil uns entweder so viel nicht daran gelegen, oder unsere Kenntnis von ihnen so unvollständig ist, daß wir schwerlich eine Erzählung, die des Lesers Verlangen vergnüget, beybringen könnten, so finden wir es nicht vor nöthig, uns dabey aufzuhalten. Das Meer, welches dieses Länder umfliesset, der Indus, Ganges und andere Flüsse, bringen eben so auserordentliche Wasserthiere hervor. Hier folgen davon die merkwürdigsten.

Der Delphin. Die seltene Eigenschaften des Delphins haben ihn unter allen Fischen am berühmtesten gemacht. Die Alten haben nicht anderst, als mit

grosser

grosser Bewunderung von ihm geredet (l). Nach denselben ist kein Fisch, der mit mehrerer Leichtigkeit und Geschwindigkeit schwimmet; er übertrift den Flug eines Vogels, und kommt fast der Schnelligkeit eines Pfeils bey. Er ist der einzige Fisch, der nicht leben kan, mit dem Kopf in dem Wasser. Wenn er untertaucht um die Fische, wovon er seine Nahrung hat, zu erhaschen, so kommt er so hurtig wieder in die Höhe geschossen, daß man zuweilen welche, so hoch als die Seegel an einem Schiffe sind, in die Höhe springen siehet. Er hält sich sehr gerne in der Nähe bey Menschen auf, spielet recht muthig um die Schiffe her, und lässet eine Art eines Geschreyes von sich hören, fast als wenn jemand zärtlich seufzete. Sie sagen alle, dieses Thier wäre in dem Indianischen Meer, in dem Archipelagus und dem Atlantischen Meer gar häufig anzutreffen. Sie legen ihm alle eine Neigung zur Sanftmuth und Er-

(l) *Aristoteles*, Historia animalium, Lib. IX, cap. 48. *Plinius*, Lib. IX, cap. 8. *Strabo*, Geogr. Lib. XV, pag. 719. *Aelianus*, de animal. Lib. XII, cap. 12. *Athenaeus*, Deipnosoph. Lib. XIII. *Philostratus*, Iconum, Lib. I, cap. 19. *Ruysch*, Tom. I, p. 154. **Vossius**, hat alles, was das Alterthum von den Delphinnen hinterlassen hat, sehr weitläuftig zusammengetragen; de Idololatria, Lib. IV, vom dritten bis zum 37. Cap. **Pierius** erzählet sehr wunderbare Dinge von ihnen, in seinen Hieroglyphicis, Lib. XXVI, fol. 194. & seq.

Erkänntlichkeit bey, welche mit den schönsten Tugenden der Menschen zu vergleichen wäre. Endlich haben die Fabellehrer (m) ihre Erdichtungen auch bis auf dieses Thier erstrecket, aus welchem sie ein Sternbild gemacht haben.

Im Gegentheil versichern die neuern Naturbeschreiber, daß der Delphin nichts als ein Geschöpfe der Einbildung wäre, das niemalen in der Natur vorhanden gewesen, so wie man es gemeiniglich beschreibt. Sie wollen behaupten, er müsse entweder das Meerschwein (n), oder der Thunfisch, oder der Seehund, oder der Lamentin seyn; und es ist auch an dem, daß man heutiges Tages keinen Fisch mehr siehet, der dem Delphin ähnlich wäre, wie er in dem Wappen und über der Krone des Kronprinzens von Frankreich gemalet ist. Die zuverläßigsten Schriftsteller, die uns seine Abbildung geliefert haben, stellen ihn uns bey nahe in der Gestalt des Thon, oder des Meerschweines vor *). Ich habe es gesehen, daß sich diese in der See

(m) *Hyginus*, Fab. CXCIV. *Aratus*, Phaenomen. in Delphino & Orione. *Ovidius*, Metam. Lib. III, F. XI.

(n) Siehe les Voiages des Hollandois, Tom. I, p. 259.

*) Der sogenannte Hayfisch, orthragoriscus, aper siue porcus marinus, soll also der Delphin seyn. Allein, wie reimt sich die so gerühmte Menschenliebe des Delphins zu diesem See-Geschöpfe, das die

See fast eben so gesellig und zahm angestellet, wie man von dem Delphin erzählet hat. Unterdessen ist es doch kaum glaublich, daß alles, was man von diesem Thier erzählet hat, auf nichts als Mährlein und Unwahrheiten gebauet seyn sollte: und das um desto mehr, da man noch im Jahr 1552. zu Quimboroug und Blackwalt Delphine gefangen, die grösser gewesen als das stärkste Pferd (o).

Was man davon bey Cornelius le Brun, einem der besten, der genauesten und aufrichtigsten Reisenden, die wir nur haben, lieset, ist folgendes (p): „Nahe bey Mangeloor fiengen wir, „den 30. November, 1705. Delphine, sowohl „mit Wurfpfeilen, als Angeln. Man befestiget an diese einen Bund kleiner Federn, und „wirft sie an einem Seilchen, welches an eine „Stange angebunden ist, in das Meer. Die „Delphine, welche diese kleine Federn vor fliegende Fische halten, von welchen sie sich sättigen, „schwim-

die Menschen verschlinget? Der Portugiesische Lexicographus Bluteau erzählet unter dem Wort Marraxo, ein Hayfisch habe auf Manilla einen Indianer lebendig verschlungen, wie diese Art Fische alles ungekäut verschlingen. Die Spanier fiengen den Fisch, und fanden den armen Indianer noch beym Leben: er starb aber doch bald darauf.

(o) Dictionaire de Trevoux, au mot *Dauphin.*

(p) Voiage du Levant, pag. 324, & seq.

„schwimmen beständig um das Schiff herum,
„bis sie gefangen werden. Dieses ist um desto
„weniger was auserordentliches, da diese kleine
„Fische, welche sich vor den Delphinen fürch-
„ten, so viel als ihnen möglich ist, über dem
„Meer in die Höhe steigen, und auch ziemlich
„weit fliegen. Da sie aber oft wieder zurück in
„das Wasser stürzen: so werden sie von den
„Delphinen sodenn erhaschet, wie ich es oft ge-
„sehen habe. Ich habe ihrer drey in Weingeist
„aufbehalten, die im Fliegen auf den obersten
„Schiffboden unseres Schiffes niedergefallen
„waren, wie sich solches zum öftern zuträgt.
„Wir fiengen einen von diesen Delphinen, der
„vier Fuß lang, und dessen Kopf zehen Zolle dick
„war. Sie haben einen gelben Bauch, der bis
„an die Augen voller blauen Flecken ist; am übri-
„gen Leib sehen sie sehr hellblau aus, welches, und
„zwar hauptsächlich um den Kopf, mit dunkel-
„blauen Flecken unterbrochen ist. Ihre Floß-
„federn sind violet, grün und weiß, und haben
„gelbe Spitzen. Wenn sie sterben, verändert
„sich ihre Farbe, und sie sehen alsdenn fast wie
„Porcellain aus. Auf dem Rücken haben sie
„von dem Kopf an, bis an den Schwanz eine
„Floßfeder, zwey andere an dem Bauch nahe
„bey dem Halß, und wiederum an jeder Seite
„des Kopfs eine; der Schwanz theilet sich aus
„einander, und der Augapfel ist mit einem weis-
„sen Kreiß eingefasset; das Maul ist klein, eben
„so wohl wie die Zähne auch. Sonsten ist der

Kopf

„Kopf der Männcher viel grösser, als wie „der Weibcher ihrer, und ihr Bouch ist mit „vielem Eingeweide erfüllet. Man isset sie, „wenn sie wie der Stockfisch zugerichtet wer„den, und sie schmecken auch ziemlich wohl.„ Nach der Abbildung, die sich bey eben dem Schriftsteller an diesem Ort befindet, und von dem Verfasser selbst gezeichnet worden, hat der Delphin einen platten eingedruckten Kopf, wie die Scholle, aber rund, und einem Fisch von vier Schuhen proportionirt; der Leib ist fast einem Stöhr ähnlich; die äusere Flosfeder auf dem Rücken, ist eben wie an dem Pörsch, und der Schwanz getheilt, an der Makrele.

Man kan den Delphin durch Gesang leichtlich an das Ufer ziehen, wie auch durch den Ton eines musicalischen Instruments, oder durch das Zuwerfen einiger Speise. Er kennet diejenigen, die ihm Gutes thun, und betrübt sich, wenn er siehet, daß sie hinweg gehen. Man hat die Geschichte, die sich unter der Regierung des Augustus in **Campanien** zutruge, und deren Wahrhaftigkeit **Mecaenas**, und viele andere grosse Männer dieser Zeit, bezeuget, so vielmal mit gröstem Vergnügen gemalet und bewundert. Ein Kind von **Baiae** (q), welches oftmals nach **Puteoli** in die öffentliche Schule gehen muste, hatte einen Delphin bezähmet, weil es demselben zu fressen gab, wenn es um den Meer-

(q) *Plinius*, Lib. IX, cap. 8.

Meerbusen gehen muste, der diese beyden Städte von einander trennete. Der Fisch bemerkte die Zeit, wenn dieser junge Mensch zu Schiffe gienge, und erwartete seiner an dem Ufer. Er spielte lange Zeit um ihn herum, um sich seine Freundschaft und Vertrauen zuwegen zu bringen; er brachte ihn durch seine Bewegungen dahin, daß er sich auf seinen Rücken setzte, und führte ihn an das gegenseitige Ufer hinüber. Nachdem die Stunden des Schulers vorbey waren, kam der Delphin, und holte ihn ab, und brachte ihn wieder in den Hafen nach Baiae. Dieses Uebersetzen dauerte viele Jahre ohne unterbrochen zu werden, und die ganze Stadt liefe hinzu, um dieses Wunder mit anzusehen. Als aber das Kind mit einer Krankheit befallen wurde, und an derselben verschied: so irrte der Fisch ohne Unterlaß an dem Ufer herum; und wie er denjenigen, welchen er so sehr liebte, nicht mehr kommen sahe, so starb er endlich vor Gram und Bekümmerniß.

Weil fast eben dergleichen Begebenheiten an mehrern Orten sich zugetragen: so wird die Sache um desto glaublicher. Man hat unter der Regierung des **Ptolomäus Philadelphus** zu **Alexandrien** einen solchen Vorfall, mit ganz besondern Umständen, gesehen. Ein Delphin näherte sich einem Haufen junger Leute (r), die sich in dem Meer badeten; und als er sie alle betrach-

(r) *Aelianus*, Lib. VI, cap. 15.

trachtet hatte, machte er sich zu demjenigen, welcher der schönste unter allen war. Er schwamme zu ihm hin, und der junge Mensch erschracke anfänglich; da er aber sahe, daß der Fisch nur ihm gefällig zu werden suchte: so fassete er wieder einen Muth, und stiege auf seinen Rücken, da er denn lange Zeit in dem Meer herum schwamme, und den Delphin lenkte, wie er wollte. Derselbe kam verschiedenemal wieder, und diese Uebung wurde ein Schauspiel der ganzen Stadt. Zu allem Unglücke entsprunge eine so grosse Betrübniß daraus, als man vorher Vergnügen daran gefunden. Einstmalen legte der Delphin die Floßfedern auf seinem Rücken nicht glatt genug nieder; da dann ein Stachel in das Fleisch seines Reiters drange, die ihm eine Ader durchstache, und machte, daß ihm alles Blut entgieng. Wie der Fisch merkte, daß der junge Mensch keine Empfindung mehr spüren ließ, und ihn nicht mehr regierte: so führete er ihn wieder ans Ufer; und da er ihn in einem Zustand sahe, daß er itzo seinen Geist aufgeben wollte, so wollte er sich selbst deswegen strafen, triebe daher auf den Sand, und starbe daselbst.

Wenn dasjenige, so man von der Erkenntlichkeit der Delphine erzählet, seine Richtigkeit hat: so gereichet es diesen Thieren so sehr zur Ehre, als den Menschen zur Schande. Coeranus, ein Kaufmann von Paros (s), sahe zu

(s) *Aelianus*, Lib. VIII, cap. 3.

Byzanz einige Fischer, welche Delphine gefangen hatten, und sich anschickten selbige zu schlachten. Er kaufte sie ihnen ab, und liesse sie wieder ins Meer werfen. Ein natürlicher Trieb würkte bey ihnen eben das, was ihnen die Vernunft hätte eingeben können. Sie folgten dem Schife des Coeranus nach, da er wieder nach Griechenland reisete; wie sein Schif Schifbruch litte, erretteten sie ihm das Leben, und brachten ihn wieder nach Paros. Coeranus behielte nach der Hand gewisser massen einen Umgang mit ihnen. Wie er starbe, begruben ihn seine Anverwandten an der Seeküste. Man weiß nicht, auf was Weise die Delphine Kundschaft davon bekommen. Sie näherten sich aber dem Scheiterhaufen so viel, als ihnen möglich war, und verblieben an dem Ort, bis er in Asche verwandelt worden, eben als wollten sie seinem Leichenbegängniß beywohnen. Der Mensch würde sich vor glücklich schätzen, wofern diejenige, denen er Wohlthaten erzeiget hat, nicht eilten ihn mit Undankbarkeit zu bezahlen, ehe ihn der Tod noch aus ihren Händen führet.

Es ist wahr, daß nicht alle so gesellig mit sich umgehen liessen. Es waren ihrer um diese Insel Taprobana (t), die man wahrhaftige Meerungeheuer nennen konnte, deren Zähne ungemein

(t) *Aelianus*, de animalibus, Lib. XVI, cap. 18. *Arrianus*, in Indicis, cap, 39. *Strabo*, Geogr. Lib. XV, pag. 719.

mein gefährlich waren, und welche die Menschen, so sich ins Wasser wagten, verschlangen. Allein die andere sind desto sanftmüthiger. Sie helfen den Seeleuten auf der Fischerey (u); sie lieben und beschützen einander auch mit Gefahr ihres Lebens (x); und darum sieht man sie auch niemalen einzeln. Das allersicherste Mittel, sie zu fangen, ist, daß man sie ans Ufer locke (y), entweder durch das Getöse mit einem Werkzeug, oder durch den Ton eines Instruments. Sie haben einen natürlichen Abscheu vor den Crocodilen, welche sie in die Flucht treiben, und oftmals mit den Stacheln ihrer Floßfedern auf dem Rücken durchstechen. Man weiß nicht, warum die Alten (z) ihr Fleisch nicht essen wollten; wenn dieses nicht etwann eine Folge der Hochachtung war, die sie gegen dieses Meergeschöpfe hatten; dergleichen wir bey den Cyreniern finden, die ihm einen Tempel geweyhet hatten (a). Eben dergleichen Gedanken waren die Ursache, daß Alexander, als er wieder nach Babylon zurückkam, einen jungen Knaben zum Priester

(u) *Plinius*, Hist. nat. Lib. IX, cap. 8.

(x) *Aelianus*, de animal. Lib. V, cap. 6.

(y) *Plinius*, Lib. XI, cap. 37,

(z) Vide *Casaubonum* in Athenaeum, Lib. VII, cap. 7.

(a) *Strabo*, Geogr. Lib. I, pag. 56,

des Neptuns (b) ernennete, weil die Delphine junge Leute lieben.

Man findet an keinem Ort der Welt solche Meerwunder, als das Meer und die grossen Flüsse in Indien hervorbringen. Sie sind uns aus den Zeugnissen solcher Schriftsteller bekannt, die sie selbst gesehen hatten. Nearch (c), der Admiral der Macedonier, welche Alexander hatte zu Schiffe gehen lassen, um zu Wasser wieder nach Babylon zurück zu kehren, erblickte bey einer grossen Windstille ganze Berge von Wasser, die in dem Meer mit einem entsetzlichen Geräusch in die Höhe stiegen. Weder er selbst, noch auch seine Griechen, wusten die Ursache davon. Da sie aber von den Indianern vernahmen, daß die Wallfische diese Wasserberge machten, so erschracken sie so sehr darüber, daß sie die Ruder aus den Händen fallen liessen, und glaubten, sie würden den Augenblick verschlungen werden. Nearch konnte ihnen kaum wieder ein wenig ein Herz machen; er liesse die Schiffe in einer Fronte in Ordnung stellen, eben als wenn eine Seeschlacht sollte geliefert werden; und befahle denen Soldaten ein grosses Geschrey zu machen, und die Trompeten zu blasen, um diese Ungeheuer zu erschrecken. Dieses Mittel

(b) *Plinius*, Lib. IX, cap. 8.

(c) *Arrianus*, in Indicis, cap. 30. *Plinius*, Lib. IX, cap. 3. *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. III. cap. 57.

tel gewann einen sehr glücklichen Ausgang; man sahe bald die Fische aus dem Gesicht verschwinden, und sich in den tiefen Busen des Meeres verschwinden.

Als die Griechen die erstaunende Grösse dieser Thiere erfuhren; so wunderten sie sich gar nicht mehr über die auserordentliche Bewegungen, so sie in der See machten. Die Meereswellen werfen ihrer oftmals an die Küsten der Ichthyophager (*), und fahren so geschwinde wieder zurücke, daß die Fische dem Strom nicht folgen können. Daher bleiben sie auf dem Sand sitzen, und sterben, und die Völker dieses Lands bedienen sich ihrer, bey Erbauung ihrer Wohnungen. Von den Ribben machen sie die Querbalken an den Boden ihrer Stuben, die Kinnbacken dienen ihnen zu Thüren und Tischen, und jedes Gelenke am Rückgrad schickt sich zu einem Mörser, in welchem sie das Getreyde in Ermangelung der Mühlen zermalmen. Unter diesen Wallfischen giebt es einige, die bis hundert und funfzig Schuhe lang sind, und deren Haut zwey Schuhe in der Dicke beträgt.

Unter diesen Meerwundern gab es auch Meer-

(*) Die Völker denen dieser Name zu Theil worden, wohneten in Gedrosia, einer persischen Landschaft in dem Winkel, den der Indus mit dem Meer machet; zwischen dem Fluß Arbis oder Arabius, und dem Nabrum.

elephanten (d), die fünfmal so groß waren, als die auf dem Lande, und davon eine Ribbe dreyßig Schuhe lang war. Man gab einigen dieser Fische Namen von den Landthieren, denen sie gewisser massen ähnlich waren. Man nennete sie Löwen, Panther, Widder, Hunde, oder noch anderst. Allein es waren ihrer auch viele, da man nicht wuste, was man ihnen vor Namen beylegen sollte. Einige hatten Köpfe wie Weiber, an welchen Borsten in die Höhe stunden. Einige waren so auserordentlich, daß man weder durch Worte, noch vermittelst des Pinsels eine Abbildung von ihnen machen konnte. Man sahe, daß sie lange Schwänze hinter sich her zogen, die mit Schuppen, oder einer gewissen Art von Haut bedecket wurden; man sahe Floßfedern an ihnen in Gestalt der Füsse, oder Pfoten nach Art der Krebsscheeren. Einige giengen bey Nachtzeit aus dem Wasser, um in denen Gefilden Nahrung zu suchen, und zu weyden, da sie denn die Bäume und das Getreyde verwüsteten. Es gab ihrer so giftige, daß ihre Berührung schon wie ein tödtliches Gift war.

Ein besonderer Wurm.

In dem Indus und Ganges hält sich eine ganz besondere Art von Würmern auf (e), dergleis

(d) *Plinius*, Hist. nat. Lib. IX. *Aelianus*, de anim. Lib. XVI, cap. 12. et 18. Consule *Ruyschii*, theatr. anim.

(e) *Ctesias*, in Indicis, n. 27. *Plinius*, Hist. nat.

gleichen es wohl sonst in der ganzen Natur keine giebt. Dieselben werden bis zehen Schuhe (f) lang, und zwey Fuß dicke. An jedem Kinnbacken haben sie nur einen Zahn, vier Zolle groß; aber sie sind so stark, daß, was auch vor Thiere in dem Fluß zur Tränke kommen, es mögen nun Pferde, Ochsen, Kameele oder Elephanten seyn, sie dieselben in den Strom ziehen, und den ganzen Leib, das Eingeweide ausgenommen, zerreissen. Diesen Wurm fienge man mit einem Angel, an welchem man einen Hammel, oder eine junge Ziege befestigte. Die Fischer zogen ihn an das Ufer, und hiengen ihn an dem Schwanz drey Wochen lang auf. Alsdenn gabe er ein Oehl von sich, welches, wenn es an freyer Luft gelassen wurde, sich von selbsten entzündete. So lange die Könige von Persien Indien unter ihrer Botmässigkeit hatten, muste alles Oehl, so auf diese Art gemacht wurde, ihnen geliefert werden; und sie bedienten sich desselben in Belagerungen, da sie es an die Thore der Städte warfen, und dieselben augenblicklich damit anzündeten. Es giebt noch eine andere Gattung von Fischen, welche gleichergestalt oft Würme genennet werden, und deren Natur um desto besonderer ist; da die verschiedene Verwandlun-

nat. Lib. IX, cap. 15. *Aelianus*, Lib. V, cap. 3. *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. III, cap. 1.

(f) *Plinius*, redet von 90. Schuhen.

gen, denen er unterworfen ist, sich gar nicht vor ein Wasserthier zu schicken scheinen. Anfangs bildet er sich in einer Röhre, aus welcher nichts, als seine Hörner, hervorragen (g); nach einiger Zeit kommt er in Gestalt eines Wurms zum Vorschein; darauf schliesset er sich in eine Haut ein, wie die Seidenwürmer, und erscheinet alsdenn wieder mit Flügeln, wie die Schmetterlinge. Man machet von der Materie, aus welcher er sein Haus gesponnen hat, die feinsten Tücher, so in diesem Land nur gesehen werden.

Die Schildkröte.

Obschon die Schildkröte nicht einig und allein in Indien angetroffen wird, so werden dennoch die, welche man daselbst findet, wegen ihrer unglaublichen Grösse, vor allen andern merkwürdig. Es giebt ihrer dreyerley Gattungen (h); die von der einen leben auf dem Land, die andern in dem Meer, und die dritte Art in süssem Wasser. Die Gestalt dieses Thieres ist ganz auserordentlich. Es hat einen sehr kleinen Kopf, der zu dem übrigen Leib gar keine Verhältniß hat. Ob es gleich weder Zähne, noch eine Zunge hat, so zerknirschet es nichts destoweniger allerley Muscheln, ja so gar Steine, mit seinen harten Lef-

(g) *S. Ambrosius*, Hexameron, Lib. V, cap. 23.

(h) *Plinius*, Lib. VI, cap. 22. Lib. IX, cap. 10. et 11. Lib. XXXII, cap. 4. *Strabo*, Lib. XVI, pag. 773. *Aelianus*, de Anim. Lib. XVI, cap. 14. et 17. Mémoires de l' Académie des Sciences, Tom. III, part. 2.

Lefzen. Seine Füsse sind sehr niedrig, und man weiß schon sattsam, wie langsam sein Gang beschaffen ist. Auf seinem recht fleischigten Rücken lieget ein Schild, der fest an das Thier angewachsen ist, und seinen ganzen Leib bedecket, ja noch über denselben hinaus reichet, und es vor allem Angrif und allen Wunden, die man ihm beybringen wollte, in Sicherheit stellet. Dieses Schildes wegen, wird der Schildkröte hauptsächlich nachgestellet. Man trift ihrer an, die fünf bis sechs Fuß lang sind; und wenn man einigen alten Schriftstellern Glauben beylegen will, so giebts ihrer von zwey und zwanzig Schuhen, die folglich auch groß genug sind, ein Zimmer damit zu bedecken, in welchem viele Personen wohnen können. So grosse fanden sich sonderlich um die Insul Taprobana, und in dem Ganges. Andere konnte man brauchen um Fischerbarquen daraus zu verfertigen. Man fängt die Schildkröte auf mehr als einerley Weise. Wenn sie sich bey der Nacht auf die Felder waget, um daselbst zu weiden: so füllet sie sich oftmals gar zu sehr, daß sie nicht mehr das Vermögen hat, bis ins Wasser fortzugehen. Zuweilen wird sie durch den allzugeschwinden Zurückfluß des Meeres übereilt, und bleibet auf dem Sand sitzen; oder man fänget sie über ihren Eyern, die den Vogeleyern ähnlich sind, deren sie aber wohl hundert leget. Carbilius Pollio, ein Römer, den sein besonderer Geschmack in Ansehung solcher Sachen, berühmt gemacht, die die alte Einfalt der Le-

bengart austilgen, und an deren Stelle Pracht und Ueppigkeit einführen, dieser dachte es zuerst aus, wie das Schild in dünne Platten zu zerschneiden wäre, mit denen man allerley Sachen überziehen könnte. Und seit der Zeit ist die Kunst erfunden worden, solches zu schmelzen und zusammen zu setzen.

Fliegende Fische.

Der Langsamkeit der Schildkröten wurde von der Natur in Indien die Hurtigkeit der fliegenden Fische entgegen gesetzt. So nennet man gewisse Wassergeschöpfe (i), welche die Geschicklichkeit haben, aus den Flüssen und dem Meer zu steigen, und sich in den nahen Wiesen auszubreiten, in welchen sie wie die Frösche herum hüpfen.

Man nennet sie Hoangcioqu, nach dem Bericht des Pater Martini, welcher meldet (k), es seye solches ein gelber Fisch, oder vielmehr ein Vogel; denn er fliege im Sommer auf die Berge, und wenn der Herbst zu Ende gehe, stürze er sich wieder ins Meer, und werde alsdenn sehr niedlich zu essen. Er redet noch von einer andern Art von Geschöpfen, die man in dem Meer bey Canton zu sehen bekomme, und welche einen Kopf wie ein Vogel, aber einen Fischschwanz habe. Man findet auch dergleichen

(i) *Theophrastus*, apud Athenaeum, Lib. VIII, pag. 332. Vide *Casauboni* animaduersiones, Lib. VIII, cap. 2. & Voinges Arabes donnés par l'Abbé *Renaudot*, pag. 15.

(k) *Martini*, Atlas Sinie. pag. 171. & 173.

chen fliegende Fische in America (l), die mit grossen Haufen aus dem Meer aufsteigen; selbige fliegen in der Höhe eines Spieses, und hundert Schritte weit: allein weil ihre Flügel an der Sonne trucken werden, so können sie nicht weiter kommen. Sie sehen beynahe wie Heringe aus, und ihre Flügel sind nicht viel von den Flügeln der Fledermäuse unterschieden.

Der Purpur.

Nichts war vor Alters so berühmt, als der Purper. Er war den Phoeniciern bekannt; und wurde die Quelle aller ihrer Reichthümer und ihres Prachts. Allein der Name des Purpurs ist an sich selbst sehr zweydeutig, und (m) wird entweder vor die Farbe genommen, oder vor die Schnecke, von welcher diese genommen wird. Wir haben keine französische Wörter, womit wir die verschiedene Arten der Muscheln benennen könnten, aus welchem diese in grossen Ruf gekommene und kostbare Farben gezogen wurden; und die meinsten Schriftsteller, zumahl die Poeten haben den eigentlichen Purpur mit dem Gonchylium, dem Murex und dem Buccinus vermischet. Unterdessen ist es doch gewiß, daß dieses so vielerley

(l) Histoire des Antilles, cap. I, art. 1.

(m) *Plinius*, Hist. nat. Lib. IX, cap. 36. & seq. *Aelianus*, Lib. VII, cap. 34. & Lib. XVI, c. 1. v. *Bochart*, Hieroz. Part. I, Lib. V, cap. 11. *Athenaeus*, Deipnosoph. Lib. III, pag. 16. & seq. *Pierius*, Hieroglyph. Lib. XXVIII. fol. 204. & seq.

ley unterschiedene Wassergeschöpfe waren, die nur der Gattung nach mit einander überein kamen, da es alles Schnecken waren; allein jedes davon gab doch eine besondere Farbe, oder wenigstens besondere Schattirungen, wie die himmelblaue, oder schieferblaue Farbe, die einfache violette, oder mit carmosin, oder feuerfarb vermischte. Es ist auch gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß an der Farbe einiger Unterscheid gewesen, da verschiedene Gattungen waren, deren eine viel höher gehalten wurde, als die andere. Die Schnecke, welche Buccinus genennet wurde, war in der Figur, wie die Trompeten bey den Alten, davon auch das Wort Buccina herkommet, welches noch heut zu Tage eine Trompete andeutet. Die Purpurschnecke im Gegentheil war gerade; ihr Gehäuse gienge spitzig zu, und drehete sich mit bunten Ringen zu, wie eine Schraube; von welchen Windungen sie jedes Jahr eine mehr bekame, bis daß ihrer sieben waren. Sie wurden im Frühjahr, in Fischreisen von starken Faden oder dünnen Weiden-Gerten, aufgefischet, da man einen Fisch in die Reisen thate, dem die Purpurschnecken das Blut auszusaugen herbeykamen. Diese Schnecken zogen es mit solcher Begierde zu sich, daß ihre Zunge so dicke wurde, daß sie dieselbe nicht wieder aus dem Fisch ziehen konnten. Alsdenn zogen die Fischer ihre Reisen aus dem Wasser, und zerschmetterten mit einem einzigen Schlag die Purpurschnecke und ihr Gehäuse, ohne welches durch die geringste Saum-

seligkeit, die ganze Tugend verlohren gienge. Sie öfneten alsobald die Hauptader an der Zunge, und die Feuchtigkeit, welche da heraus ranne, machte diese so sehr gesuchte Farbe aus. Zuweilen färbte man ganze Stücke Tuch; zuweilen nur gesponnene Seide; und wenn sodenn das Tuch gewebt wurde, machte man wechselsweise einen Streiffen Purpur, und einen weissen Streiffen. Allein auf was vor eine Art auch diese Farbe gebraucht wurde, so war sie doch so theuer, daß nur Fürsten allein, oder ungemein reiche Leute Tücher davon tragen konnten. Von diesem einfarbigten oder gestreiften Tüchern war die Kleidung der Könige von Persien gemacht. Was Alexander in dem königlichen Pallast zu Persepolis davon fande, wurde als der vornehmste und kostbareste Theil der Beute angesehen, und auf erstaunende Summen geschätzt. Es ist nicht zu begreifen, wie es gekommen, daß man diese Farbe so gar vernachläßiget habe, daß auch das ganze Geheimnis verlohren gegangen, und heutiges Tages niemand mehr weiß, wie vormals der Purpur gefärbet worden.

Die Perlen.

Das war aber nicht der einzige Reichthum, den die Indianer aus dem Meer zogen. Die Ueppigkeit und Einbildung der Menschen machten zu reichen Schätzen, was die Fischer anfangs ganz von ungefehr gefunden hatten, und was sie zuerst lange Zeit verachteten. Allein die Eitelkeit wuste einen Preiß darauf zu setzen, und nachdem sie einmal einen Geschmack daran bekommen, so hielte sie in ihrer Verschwendung keine

Gren-

Grenzen mehr, und achtete die Gefährlichkeiten im geringsten nicht mehr, zu welchen sie diejenige Menschen verleitete, die aus ihrer Begierde sich einen Vortheil zu erwerben suchten †). Diese Wahrheiten schicken sich in allen Stücken vollkommen zu den Perlen: man kan das alles völlig von ihnen sagen. Die Muschel, in welcher sie erzeugt werden (n), ist eine Gattung von Austern, so grösser ist, wie die unsrigen, und sehr häufig auf den Küsten der Insul Ormus, den Küsten von Co-

†) Daß die Perlen schon in denen ältesten Zeiten zum Schmuck gebraucht worden, erhellet unter andern aus der Erzählung der Indianer vom Hercules, die bey dem Arrian in Indicis, Cap. 8. anzutreffen ist. Nachdem nämlich Hercules das ganze Land und Meer durchreiset, habe er in dem Meer den Weiberschmuck Cinädos gefunden, welchen auch noch zu Arrians Zeiten diejenigen, welche aus Indien Waaren nach Griechenland gebracht, fleißig kauften und herausbrachten. Hercules, dem dieser Schmuck gefallen, habe eine Menge Perlen gesammlet, und seiner Tochter Pandäa zu ihrem Putz geschenket.

(n) *Plinius*, Hist. nat. Lib. IX. c. 35. *Aelianus*, Lib. X, cap. 13. Lib. XV. cap. 8. *Athenaeus*, Deipnosoph. Lib. III, pag. 93. fuse. Histoire nat. des Indes de *Joseph Acosta*, Lib. IV, c. 15. Histoire générale des Indes de *Lopez Gomara*, Lib. VI. Voiages des Indes. Tom. V, p. 265. *Ammianus Marcellinus*, Lib. XXVIII, c. 12.

Comorin und von Ceylon oder Taproban gefunden wird; man nennet sie Perlenmuscheln. Es ist keine Gefahr so groß, in welche sich nicht die Fischer wagen sollten, um dieselben aufzusuchen. Sie müssen zwanzig bis dreyssig Klafter tief in ein Meer untertauchen, das voller Meerthiere ist, die nach Menschenblut begierig sind. An statt eines Ankers, womit sie ihren Kahn fest halten sollten, werfen sie einen grossen Stein in das Meer, den sie an einem Seil fest angemacht haben, und alsdenn tauchen sie unter, und suchen die Muscheln; dabey sie einen Sack am Hals hängen haben, in welchen sie die Muscheln thun, und auf beyden Seiten zween Steine, um sich gegen die Wellen erhalten zu können (o). Je grösser die Muschel ist, je weiter hält sie sich von dem Ufer entfernet; und wenn sie ja einmal nahe an der Küste angetroffen wird, so ist es eine Würkung der Fluth von der sie dahin geführet worden. Wenn sie merket, daß die Täucher ankommen, sie zu fischen: so hänget sie sich so feste an die Felsen, daß man

(o) Mandelslo sagt, in Persien würde der Kopf der Fischer in ein ledern Futteral eingeschlossen, daß keine andere Oefnung habe, auser durch eine Röhre, die bis über das Wasser reichet, p. 72; allein solches scheinet nicht möglich zu seyn: denn wie sollte man es um den Hals enge genug zu machen, daß das Wasser nicht hinein dringen könnte, ohne daß der Fischer zugleich erwürget würde.

man sie kaum mit gröster Mühe davon losbringen kan; oftmals muß man gar davon ablassen, oder man hält sie wohl auch gar vor einen Stein. In diesen Muscheln trift man nun die Perlen, in der Gestalt kleiner Wassertropfen an, die in der Luft hart werden, und man hernach künstlich zu reinigen weiß. Man trift wohl dergleichen Austern an, die zehen, zwanzig und auch noch mehr (p) Perlen haben, die aber alsdenn sehr klein sind. Findet man aber nur eine einzige: so machet ihre Grösse und Eigenschaft dieselbe kostbarer und theurer, als die grosse Menge der anderen. Die Muschel selbst von dieser Auster hat ihren Werth; und das ist es, was man die Perlenmutter nennet. Aus den Stücken, so wir davon haben, ist schon genug zu schliessen, von welcher Grösse sie gemeiniglich seyn müssen.

Philostratus erzählet eine (q) besondere Weise einiger Fischer in Indien. Sie trugen ein Gefäß mit einem starkriechenden Balsam, und gaben ihn den Perlenaustern hin, die ihn aufs begierigste einsaugten. Indessen aber, daß sie sich fülleten, öfneten jene mit einem Pfrimen die Fugen der Schale, aus welcher sodenn eine weisse Feuchtigkeit tropfenweiß heraus ronne, die gleich her-

(p) Man kan hierbey *Tavernier* Voiages aux Indes. Tom. IV, Lib. II, chap. 20. et 21. nachlesen.

(q) *Philostratus*, in Vita Apollonii, Lib. III, cap. 57.

hernach eine Festigkeit bekam, und die Perlen ausmachte. Wofern dieses seine Richtigkeit hat, so müssen diese Austern von allen andern unterschieden gewesen seyn; obgleich Plinius und Athenaeus gleichfals anzudeuten scheinen, als wenn die Perle von einem ausgeflossenen Wasser entstehe.

Heut zu Tage dörfen diejenige, welche Perlen verkaufen, in einigen Inseln, die Indianischen Königen unterworfen sind, wegen des Verkaufs keine Abgabe entrichten (r): aber die Fürsten lassen sich vor die Steine, deren man bey der Fischerey benöthiget ist, sehr beträchtliche Zinsen zahlen. Die einträglichste Perlenfischerey ist bey dem Eyland *Manar*, ohnweit von Ceylon (s), welche die Holländer den Portugiesen abgenommen haben. Diejenige, welche daselbst fischen, bezahlen den Holländern einigen Tribut;

(r) Voiages de le *Brun*, pag. 333.

(s) Voiages de *Thevenot*, Tom. III, Lib. II, cap. 11. *)

*) *Tavernier*, Voiages aux Indes Liv. II, chap. XX. merket von dem Unterschied der Farben der Perlen an, daß, da die Muscheln sich von selbsten öfnen müssen, wo nicht bey gewaltsamer Oefnung die Perlen etwann zerbrochen werden sollen, hierzu aber oft bey vierzehen Tage Zeit erfordert wird, indessen manche Muschel verdirbt, ihr Wasser verliert und stinkend wird, und damit die Perle ansteckt und gelblich fär-

Tribut; die denn auch noch durch einen Brachmanen fast alle Perlen aufkaufen lassen, die nur daselbst gefunden werden, und sie bekommen selbige gemeiniglich ziemlich wohlfeil. Daher kommt es denn, daß die Fischer von ihrer Arbeit wenig Profit haben, die Holländer aber viel dabey gewinnen. Eben eine solche Perlenfischerey ist bey Tutucorim, dem Eyland Manar gegen über. Die Perlen von diesen Fischereyen sind schöner, als die, welche in dem persianischen Meerbusen ohnfern Bahrein gefunden werden; hingegen werden sie von diesen an der Grösse übertroffen. Man hat einigemal diese beyden indianische Fischereyen verdorben, indem man eine gewisse Specerey in das Meer warfe, welche die Perlenaustern verjagte, und sie viele Jahre abhielte, wieder dahin zu kommen. Diejenige, welche dieses gethan hatten, begaben sich alsobald an die Küsten, wohin sie wusten, daß sich die Austern gezogen hatten, und bekamen einen grossen Reichthum, ehe man noch erfuhre, daß daselbst eine gute Fischerey wäre. Seit einigen Jahrhunderten (t) hat man ihrer in dem Nordmeer gefunden. Ammianus Marcellinus meldet, daß man zu seiner Zeit derselben auch

bet. Er sagt dabey, daß die Erfahrung zeige, daß in allen Muscheln, die ihr Wasser behalten, die Perle allezeit schön weiß und hell gefunden werde.

(t) Histoire nat. des Indes, Lib, IV, cap. 15.

auch in dem Brittannischen Meer angetroffen; sie wären aber weit schlechter, als die in Indien.

Das Crocodil.

Ob wir gleich schon in der Geschichte der Egypter von dem Crocodil geredet haben: so können wir doch nicht umhin, derer, so in Indien und den benachbarten Inseln angetroffen werden, hier einiger massen Meldung zu thun. In den Morästen um die Ufer des Ganges findet man die abscheulichsten, so die Natur hervorbringt (v); und sind selbige so groß, daß, wenn sie ihren Rachen aufsperren, ein Mann aufrecht in demselben stehen kan. Nach dem, was die Naturkundige von diesem Thier melden, soll selbiges wachsen, so lange es lebet, und sein Leben sehr hoch bringen. Neuere Reisebeschreibungen melden, daß in der Insel Madagascar Crocodile gefangen worden, deren Länge sich auf zehen Toisen, das ist, auf sechzig Schuhe belaufen hat; hierbey aber ist der Schwanz mit gemessen, der gemeiniglich eben so lang ist, wie der

(v) *Herodotus*, Histor. Lib. II. *Ctesias*, n. 27. *Aristoteles*, Histor. anim. Lib. II, cap. 10. *Aelianus*, variis in locis. *Plinius*, Hist. natur. Lib. VIII, cap. 25. *Strabo*, Geograph. Lib. XV, pag. 696. *Quintus Curtius*, Lib. VIII, cap. 9. *Vossius*, de Idololatria, Lib. III, cap. 47. et seq. *Ruysch*, Theatr. anim. Tom. II, pag. 141. *Pierius Valer.* in Hieroglyphicis, Lib. XXIX. fol. 205. et seq.

übrige ganze Körper. Da dieses Thier nirgends leben kan, als in sehr warmen Ländern, woselbst es nach dem Grad der Hitze auch gröſſer oder kleiner wächst, so ist es kein Wunder, daß man vor dem Jahr 1681. (x) kein lebendiges in Frankreich gesehen hat; zudem musten es diejenige, welche es von Rochelle zu Lande hergebracht, oft bey einem Feuer wärmen, damit es sich wieder erhohlen möchte. Seit dem es aus dem Schif gebracht worden, wollte es nicht mehr fressen, und es starb auch endlich, nachdem man es beynahe einen Monat zu Versailles aufbehalten hatte. Als man es zergliederte, fande sich nichts in seinem Magen, als kleiner Sand und Schnecken in ihrem Gehäuse. Herodotus, Aristoteles und Plinius sagen, sie fräsen nichts, so lange die vier Wintermonate noch vorhanden seyen. Man hat die Erfahrung angestellet, und Eidexe verwahret, welche zwey ganze Monate lang gelebet haben, ohne die geringste Nahrung zu bekommen: und das Crocodil ist nichts anders, als eine Gattung von Eidexen. Wenn es die Indianer fangen wollen (y), so spannen sie drey oder vier Reihen dicker Faden ganz schlaf über den Fluß, so dasselbige mitten in das Wasser hängen; in welchen sich denn das

(x) Mémoires de l'Académie des Sciences, Tom. III, part. III, pag. 162.

(y) Mémoires de l' Académie des Sciences. Tom. III, part. II, pag. 255.

das Crocodil von selbsten verwirret. Darauf schleppen sie es aus dem Wasser, und das Thier setzt sich so lange zur Wehre, als es seine Kräfte zulassen; sie bringen ihm aber viele Wunden bey, um es auch durch den Verlust seines Bluts zu ermüden: sie ziehen ihm den Rachen zu, und mit dem nehmlichen Strick auch den Schwanz an den Kopf, und die Füsse auf beyden Seiten gegen den Rücken; und solchergestalt machen sie, daß es sich nicht mehr regen kan, ohne es dennoch zu tödten.

Es wäre gar leicht, von den auserordentlich merkwürdigen Wasserthieren, die in den Flüssen in Indien und dem Meer umher gefunden werden, eine weitläuftigere Beschreibung zu machen; und man dörfte sich dabey nur Gesnern, Aldrovandus und Ruyschen zu Wegweisern wählen. Dieser letztere giebt eine Beschreibung und Abbildungen von dreyhundert Wasserthieren von verschiedenen Gattungen, die die Reisende, seit Errichtung der indianischen Handlung und Schiffarth, entdeckt haben. Allein es ist meine Absicht nicht, eine vollständige Naturgeschichte zu verfertigen. Der Endzweck, den ich mir vorgesetzet habe, gehet nur dahin, von einigen besonderen Thieren, die die Bewunderung und Neugierde aller Zeiten auf sich gezogen haben, einige Kenntniß zu verschaffen. Eben diesem Endzweck werde ich mich, in Beschreibung der Vögel, gemäß verhalten.

Der Adler.

Der Adler ist allezeit als der König dieser Geschöpfe angesehen worden (z); es sey nun wegen der grossen Ueberlegenheit seiner Stärke, oder wegen der Furcht, welche alle andere Thiere, die er als seinen Raub hinweg zu führen pfleget, vor ihm haben; oder wegen seines natürlichen Stolzes, oder aber wegen des geschwinden und hohen Flugs. Diese Eigenschaften bewogen den Cajus Marius, da er im Jahr 650. nach Erbauung der Stadt Rom, und 103. vor der Geburt JEsu Christi, zum andernmal Burgermeister war, daß er die Bildnisse der Wölfe, des Minotaurus, der Pferde und wilden Hauer (a), die man an den Spitzen der römischen Legionen hertruge, unterdrückte; und an deren Stelle einen Adler mit halb aufgeschwungenen Flügeln setzte, der ein solches Sinnbild seyn sollte, das alles, was durch die andern angezeigt würde, in sich begriffe, und weit geschickter (b) wäre, bey den Soldaten Hitze, Muth und Eifer zu erregen. In dieser Absicht hatte auch Ariſtome-

(z) Man sehe hierbey die dritte Ode aus dem vierten Buche des Horatius nach. Qualem ministrum fulminis alitem.

(a) *Plinius*, Lib. X, cap. 4. *Natalis Comes*, in Mythologiae Lib. I, pag. 85. giebt nach den Fabeln einen ältern Ursprung hiervon an.

(b) Eine Würkung davon findet man beym Valerius Maximus, Lib. I, cap. 6, n. II.

stomenes diesen Vogel auf seinen Schild stechen lassen (c).

Von sechs Gattungen der Adler, die Plinius (d) unterscheidet, sind die beyden bekanntesten und auch die merkwürdigsten, der Melanaetos und der Haliaetos; zu welchen, wegen der Gleichheit seiner Natur, Ruysch noch den Chrysaetos hinzusetzet. Es ist schwer zu bestimmen, wie groß gemeiniglich dieser Vogel werde. Die Schriften der Academie der Wissenschaften (e) geben eine Beschreibung von einem Weibchen von den Adlern, das zu Paris zergliedert worden. Hier wird gemeldet, es sey dasselbe von der Spitze seines Schnabels an, bis zu Ende des Schwanzes zwey Schuhe und neun Zoll lang gewesen; von der Spitze des einen Flügels bis zu der Spitze des andern, habe es, wenn beyde Flügel völlig ausgebreitet gewesen, sieben und einen halben Schuh gehabt, und endlich habe sich die Schwere des ganzen Vogels auf zehn Pfunde belaufen. Allein es ist gewiß, daß selbiges nicht von der grossen Art gewesen. Man fande in Europa selbst, zwischen Meissen und

Seine Größe.

(c) *Pausanias*, Descript. Graeciae, Lib. IV, pag. 319.

(d) *Plinius*, Lib. X, cap. 3. et *Aristoteles*, Hist. animal. Lib. IX, cap. 32. *Ruysch*, theatr. anim. Tom. I, de auibus, cap. 1. et seq.

(e) Tom. III, part. 2. pag. 89.

Dresden, ein Nest, in welchem drey Junge lagen (f), die noch nicht zu fliegen vermochten, obgleich ihre ausgestreckte beyde Flügel schon sieben Ellen lang waren †). Wenn es an dem ist, daß dieser Vogel ein Jahrhundert lebet (g), und fortwächset bis daß er stirbt, so kan man glauben,

(f) *Ruysch*, Tom. I, de auibus, pag. 1.

†) Thuanus (Lib. IIII, p. m. 1391, 1392. sec. exempla Francof. minora.) erzählet, daß er in Frankreich auf dem Gipfel eines Felsens ein Adlernest gesehen, in welchem ein Junger gelegen, den die Hirten, weil er bald zum Ausfliegen groß genug gewesen, mit einer Kette angebunden gehabt. Als Thuanus nun bey dem Nest gewesen, ist das alte Adlerweibchen geflogen kommen, das seine Flügel so weit ausgebreitet, daß es umher ganz dunkel geworden. Es habe dem Jungen einen Phasan gebracht, und seye darauf wieder weggeflogen. Was von dem in Sachsen gefundenen Adlernest hier gefunden wird, hat Ruysch von Gesnern, dieser aber von Georg Fabricio bekommen: dabey zu merken ist, daß solches nicht zwischen Meissen und Dreßden, wie hier angezeigt wird; sondern zwischen Meissen und Torgau angetroffen worden. Siehe *Joh. Frider. Christii* Disl. de Aquilae iuuenta secundum verba Horatii Flacci Lib. IIII. Oda IIII. contra interpretum errores restituta.

(g) *Bochart*, Hierozoic. Part. I, Lib. I, cap. 3.

ben, was Athenäus erzählet (h), daß bey dem triumphirenden Einzug des Ptolomæus auch Adler getragen worden, deren beyde Flügel dreyßig Schuhe gehabt, wenn sie ausgebreitet worden. Da nun die Adler in Indien jederzeit als solche betrachtet worden, die alle andere übertrafen: so müssen sie noch viel grösser gewesen seyn, als diese.

Die Naturkündiger haben bemerkt (i), daß der Adler lebhafte Augen habe, die etwas Drohendes an sich bemerken liessen, und ein wenig tief im Kopf lägen. Es rage gleichsam das Stirnbein etwas über sie her, das fast ein wenig hohe Augenbräunen ausmache, unter welchen ein harter und knochichter Rand sey, der aus vielen zusammengefügten und wie Schuppen auf einander liegenden Schiefern bestehe. Die Farbe der Augen ist sehr lebhaft Isabellenfarb, und sie glänzen, wie ein Topas. Seine Zunge gehet nicht spitz zu, wie bey allen Vögeln; sie ist ganz forne knorpelich, und fast viereckigt; ihre Wurzel hat zwey harte Spitzen, fast in der Figur, wie die Spitzen unten an dem Eisen eines Pfeils. Der Schlund zeiget schon die begierige Fräßigkeit dieses Vogels an. Wenn man

Seine Natur.

(h) *Athenaeus*, Deipnosoph. Lib. V,

(i) Mémoires de l' Académie des Sciences, l. c. *Ruysch*, theatr. anim. et *Aldrouandus*, Ornithologia, Lib. II, cap. 2. *Pierius Valer.* Hieroglyph. Lib, XIX.

ihn aufbläset, wird er so weit, daß sich sein Durchmesser auf zwey Zolle belaufft. Seine Knochen sind überaus hart, und halten nur etwas sehr weniges von Mark in sich. Man will vorgeben, sein Gehirne sey so hitzig, daß, wenn man dasselbe als ein Pulver zu sich nehme, es im Stand sey, einem den Verstand zu rauben. Sein Blut ist dicke und voll Fäserlein; seine Galle scharf und beissend, so daß alles Metall, so bald sie es berühret, rostig wird; selbst seine Federn haben etwas anfressendes an sich, und machen diejenigen mürbe, die man unter sie mischet.

Seine Begierde auf Raub.

Dieses Thier ist auf den Raub so begierig, daß es alle benachtbarte Gegenden durchstreicht und plündert; die dennoch kaum zureichend sind, ihm so viel Beute zu geben, als es zu seinem Unterhalt benöthigt ist. Um desswillen bemerkt man auch, daß in einer Gegend niemals zwey Adler sich aufhalten werden. Aristoteles und mit ihm Plinius sagen, die Adler jagten ihre Jungen nicht nur aus ihren Nestern; sondern so gar aus der Gegend, in welcher sie sich aufhalten, sobald sie zum fliegen stark genug werden. Sie sind nicht damit zufrieden, daß sie grosse Vögel, als Hüner, Gänse und Kraniche fangen; sie jagen auch nach Kaninchen, Hasen, Schaafe und Rehe, auf welche sie losfallen und sie hinwegführen. Aelianus (k) erzählet eine gar ausserordentliche Sache, die man

(k) *Aelianus*, de Animal. Lib. II, cap. 39.

man in der Insel Creta gesehen hat. Ein Adler von einer ungeheuern Grösse griffe die Ochsen auf dem Felde mit so vieler Kühnheit an, als die schwächsten und furchtsamsten Thiere, die ihm einen Raub abgeben müssen: und seine Furie gab ihm auch das Mittel an die Hand, sie zu überwinden. Er setzte sich zwischen ihre Hörner, und zerrisse ihnen mit seinem Schnabel den Kopf; zuweilen bisse er einem die Augen aus, oder deckte sie mit seinen Flügeln zu, bis der Ochs ganz rasend wurde, und überall herum rannte, und zuletzt sich in einen Morast oder Erdfall stürzte. Alsdenn aber zerfrasse ihm der Adler den Leib, und tödete ihn vollends, um ihn hernach hinwegtragen zu können. Da also der Adler von nichts als dem Fleisch der Thiere lebet, welche er tödet: so löschet er auch seinen Durst mit ihrem Blut, und trinkt niemals Wasser, auser wenn er krank ist. Man sagt (l), der Schwan wäre der einige Vogel, der ihm könnte Widerstand thun, und es auch manchmal mit gutem Fortgang thue. Einer von den Alten hat uns eine sehr artige Beschreibung von dem Streit dieser zwey Vögel hinterlassen; allein sie scheinet mehr eine Geburt seiner Einbildungskraft, als etwas in der Wahrheit gegründetes zu seyn. Alle andere Thiere fürchten sich vor den Adlern aufs äuserste; sie zittern schon, wenn sie ihn nur schreyen hören (m), und

(l) *Statius*, Thebaid. Lib. III.
(m) *Aristoteles*, Histor. anim. Lib. IX, cap. 1.

Aeli-

und kaum kommt seine Stimme selbst dem Drachen zu Ohren, als er schon in seine Höle fliehet. Die Fische sind nicht einmal von seiner Raubbegierde befreyet. Er wird ihrer in der Tiefe des Wassers schon gewahr, indem er über dem Meer oder den Seen in der Luft schwebend an einem Ort stille hält. Er fähret in dem Augenblick, wie ein Pfeil, auf sie los, und trägt sie an das Ufer, woselbst er sie verzehret. Um deswillen trachten ihm die Indianer beständig nach dem Leben (n), und schiessen ihn mit brennenden Pfeilen. Man sagt, er habe den äussersten Haß gegen den Zaunkönig, und fürchte sich auch vor demselben.

Seine Augen und Flug.

Die Lebhaftigkeit und Schärfe des Gesichts ist eine andere Eigenschaft des Adlers, die ihm vor allen andern Thieren den Vorzug giebt. Es scheinet auch, als kennete er diesen seinen Vorzug gar wohl, und suche auch denselben bey seinem Geschlechte allein zubehalten. Sobald seine Jungen anfangen (o) ein wenig stark zu werden, so drehet er sie gegen die Sonne, und leget sie so, daß sie recht in dieselbe hinein sehen müssen. Wenn nun

Aelianus, de animalibus, Lib. II, cap. 26. *Ovidius*, Metamorphoseon Lib. VIII, Fab. 2. *Isidorus*, Origin. Lib. XII, cap. 7.

(n) *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. II, c. 3.

(o) *Plinius*, Lib. X, cap. 4. *Aelianus*, de animal. Lib. II, cap. 40. *Lucanus*, Civ. Belli, Lib. IX, v. 902. *Claudianus*, in Praefat. in 3. Consulat. Honorii Augusti.

nun irgend eines von den dreyen ist, das die Hitze und Helligkeit der Sonnenstrahlen nicht ertragen kan: so wirft er dasselbe aus seinem Nest, als wenn er es nicht vor würdig hielte, zu leben, und sein Junges zu heissen. Den andern aber wendet er eine besondere Zuneigung zu, daß er auch vor ihre Erhaltung sein Leben in Gefahr waget, und sich aufs muthigste gegen diejenigen zur Wehr setzt, die ihm seine Jungen rauben wollen. Man sieht, wie er auf mancherley Art um sein Nest herflieget, um sie das Fliegen zu lernen. Nachmals nimmt er sie auf seinen Rücken; er erhebet sich zu verschiedenenmalen immer mehr und mehr; mitten aber in seinem Flug läßt er sie fallen, um sie auch zu versuchen; und wenn er bemerket, daß sie sich noch nicht allein in der Luft erhalten können, und sie im Fallen einige Gefahr laufen: so schwinget er sich mit einem reissenden Flug unter sie, und fängt sie mit seinen Flügeln auf. Dieses ist der einige Vogel, dem die Natur diese Art der Unterweisung eingepflanzet hat, daß ihn auch die Schrift (p) als ein nachdrückliches Sinnbild der Zärtlichkeit gebrauchet, mit welcher GOtt sein Volk in der Wüste beschützet hat.

Durch diese erste Unterweisungen lernet der Adler, sich in seinem Flug bis in die oberste Gegend

(p) *Deuteron.* Cap. XXXII. v. 11. Wie ein Adler ausführet seine Jungen, und über ihnen schwebet. Er breitete seine Fittiche aus, und nahm ihn, und trug sie auf seinen Flügeln.

gend der Luft zu erheben, wo er, ohnerachtet seiner Grösse, uns aus dem Gesicht verschwindet, und sich beständig noch weiter gegen die Sonne schwinget. Daraus ist die Fabel von dem Ganymedes entstanden, den ein Adler soll hinweggeführet haben, um den Göttern den Nectar einzuschenken. Der Aberglaube gab ihm noch eine andere Verrichtung, daß er die Seelen der Helden in den Himmel tragen müste (q). Man sagt (r), die Ursache, warum die Adler, deren Augen doch nicht aus stärkern Fäserchen bestehen, als anderer Thiere ihre, so starre in die Sonne sehen könnten, wäre dieses, daß sie zwey Augendeckel haben; mit dem einen sollen sie die Augen völlig zuschliessen; der andere aber, der viel zärter ist, bedecket nur ihre Augen, wenn sie einen Körper ansehen, der ein eigenthümliches Licht hat; sie sehen sodenn durch ihn, aber das Licht wird ihnen erträglicher und blendet sie nicht. Von diesem inwendigern Augenlied aber findet man nichts in der Anzeige von der Zergliederung der Adler, die sich in den Schriften der Academie befindet; obgleich das Auge daselbst sehr genau beschrieben wird. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist man doch so weit einig, daß der Adler sich zu einer erstaunlichen Höhe gegen die Sonne erhebet. Dieser Trieb machet, daß seine Stärke und Jugend erneuert wird, wie solches die Gelehrten, und die Kunstrichter selbst, geständig sind. Alle zehn Jahre werden seine

Federn

(q) v. *Kippingi* Antiquit. Rom. p. 509. et seq.
(r) Pere *Ange*, Iesuite, Traité d' Optique.

Federn allzuschwer, und zum Fliegen ungeschickt (s). Alsdenn wendet er alle seine Kräfte an, und schwinget sich näher zur Sonne, als er sonst gemeiniglich thut; und wenn er sich nun ausserordentlich erhitzet hat, so stürzet er sich auf einmal in das Meer. Auf dieses fallen ihm seine Federn aus, und wachsen wieder andere hervor, die ihm seine vorige Stärke wiedergeben. Das hat vielleicht David sagen wollen, mit den Worten: Eure Jugend wird verneuert werden, wie des Adlers seine (t).

Aelianus (v) legt ihm eine besondere Neigung zur Erkenntlichkeit bey. Er sagt, der Adler, welchen Pyrrhus erzogen habe, und der ihm überall nachfolgte, sey über den Tod dieses berühmten Kriegshelden so gerühret worden, daß er seinen Leib nie verlassen, und auch nicht das geringste fressen wollen. Ein anderer schwung sich auf den Scheiterhaufen, wo er sahe, daß der Leib desjenigen verbrannt wurde, der ihn bis auf dieselbe Stunde erhalten hatte. Man findet in dem Nest des Adlers einen Stein, der Aetites (x) genennt wird, von welchem man sagt, daß er den Weibern, wenn sie gebähren wollten, grossen Nutzen verschaffte.

Der

(s) *Bochart*, Hierozoic. II. Part. Lib. II, Cap. I. et seq.
(t) Ps. CII.
(v) De animalibus, Lib. II. cap. 40.
(x) *Plinius* et alii.

Der Strauß.

Der Strauß ist den andern Vögeln in Ansehung seiner Grösse so weit überlegen, als der Adler wegen seiner Stärke und andern Eigenschaften sie übertrift. Die achte, welche zu Paris zergliedert wurden, und davon Herr Perrault (y) eine Beschreibung macht, waren alle bey nahe gleich stark. Ihre Höhe, von dem Kopf, bis auf die Erde, betrug sieben Schuhe; nämlich ohngefähr vier Schuh von dem Rücken an, bis zu den Füssen, und drey von dem Hals an, bis zu oberst an ihren Kopf. Wenn man den Hals mit dem Rücken in gerader Linie ausstreckete, waren sie vom Kopf an, bis an den Schwanz sechs Fuß lang. Der Schwanz betrug einen Fuß, ein Flügel ohne die Federn, anderthalb Schuhe, und wenn man die Federn mitmasse, drey Schuhe.

Es scheinet an diesem Vogel als etwas besonders an sich zu haben. Sein Kopf, den er so gerade und stolz trägt, wie das Kameel, dessen Namen ihm auch die Alten beygelegt haben, kommt gewisser massen mit den Köpfen der Gänse überein, mit dem Unterschied, daß der Schnabel nicht so lang ist, daß er an den Nasenlöchern eine grosse Oefnung hat, und nach einigen seine Augen sehr rund und drohend aussehen; daß auch der Hals, der Kopf und die Schenkel von Federn entblöset sind, und an jedem Fuß nur zwey Klauen sind.

Von

(y) Mémoires de l' Académie des Sciences, Tom. III, Part. III, pag. 113. S. *Pierius* Hieroglyph. Lib. XXV.

Seine Federn.

Von den Federn dieses Thieres werden die Federbüsche gemacht; und obgleich jederman dieselben kennet: so wird es doch nichts vergebliches seyn, wenn man zeiget, was besonderes dabey anzumerken ist. Sie sind gemeiniglich weiß und schwarz zusammen, und zuweilen auch grau: alle andere Farben, davon man ihrer zu sehen bekommt, sind gefärbt. Alle andere Vögel haben zweyerley Federn; einige sind weich und wolligt, und dienen ihnen gleichsam statt des Pelzes, dadurch sie vor Kälte und Regen beschützet werden; die andern sind hart und zum Flug geschickt. Im Gegentheil sind an den Straussen alle Federn so weich, und so voller Faden, wie die Pflaumfedern; und sie dienen ihnen weder zum fliegen, noch zur genugsamen Bedeckung gegen den Regen und die rauhe Witterung. Man bemerket noch an den Federn ihrer Flügel eine andere Gleichheit, die ihnen allein eigen ist. Die Federn der andern Vögel sind gemeiniglich auf der einen Seite breiter, als auf der andern, und gehen spitzig zu: allein an den Straussenfedern ist der Kiel ganz genau in der Mitte. Man hat Ursache zu glauben, daß diese Gleichheit der Grund des egyptischen Sinnbilds (z) ist, welches durch eine Straussenfeder die Gerechtigkeit abbildet.

Damit man den Unterscheid zwischen den Straussenfedern, und den Federn anderer Vö-

(z) *Pierius*, Hieroglyph. Lib, XXV, pag, 178.

gel desto besser wahrnehmen könne, ist zu bemerken, daß die Natur bey andern Vögeln die Federn so eingerichtet habe, daß sie zum fliegen geschickt sind; und dieses kommt von zweyerley Ursachen her. Was das erste anlangt, so findet sich, daß die Luft dem Schlagen der Flügel starken Wiederstand thut, damit sich der Vogel desto besser erhalten könne: bey dem andern aber wird man gewahr, daß eben die Luft ungemein wenig widerstehet, wenn der Vogel die Schwingen wieder erhebet, damit er den Vortheil nicht wieder durch das Aufheben der Flügel verliehre, den er vorher durch das Niederschlagen derselben erhalten hat; und damit er nicht so viele Kräfte anwenden möchte, wenn er die Flügel aufhebt, als wenn er niederschlägt. Um deswillen ist der Kiel an den Federn, zumalen an den Flügeln, in seiner ganzen Länge ziemlich feste; und obgleich die Fasern des daran stehenden Bartes sehr klein sind: so hängen sie doch der Länge nach an einander. Endlich sind die Federn auch gegen die Spitze zu biegsam, und würklich etwas rund gebogen, daß der ganze Flügel unten ein wenig eine Höle machet, in der sich die Luft fängt, dabey alle Federn so geordnet sind, daß eine die andere erhält, wie an den Flügeln selbst leicht zu sehen ist, und daß dergestalt die Kraft des ganzen Flügels vermehret wird.

Die Flügel des Straussen die:

Aber diese ganze mechanische Einrichtung, die gewiß bewundernswerth ist, wird bey den Federn und Flügeln des Straussen vergebens gesuchet.

Denn

Denn die Fasern des Bartes, der an beyden Seiten des Federkiels befindlich ist, kleben niemalen an einander, sondern fliegen ganz los, und sind sehr biegsam. Und weil sie auch nicht krum gebogen, sondern ganz gerade und gleich sind: so haben sie nichts von allem dem, was doch nothwendig ist zu der Befestigung und Anschliessung an einander, dergleichen wir an den Flügeln der andern Thiere beobachten. Diese Anmerkung hat den Aristoteles (a) bewogen, daß er gesagt, die Federn des Strauses wären dem Pelz der vierfüssigen Thiere ähnlich, das ist, sie dienten mehr zu Bedeckung des Leibes, als zum fliegen. Daher erhebt sich dieser Vogel auch niemals von der Erde; im Gegentheil aber läuft er mit solcher Geschwindigkeit (b), daß man ihn nicht anderst, als mit Windhunden und sehr leichten Pferden, die hierzu abgerichtet sind, jagen kan. Die Pferde aus der Barbarey in Africa, die hierzu gut sind, werden mit hundert Ducaten bezahlt. Alle Naturkundige haben geglaubt, das Schlagen der Flügel des Strausen trage nicht weniger zu der Geschwindigkeit seines Laufs bey, als die Höhe und Stärke seiner Beine. Allein Herr Perrault hat in den

nen nicht zum fliegen.

(a) Histor. Animal. Lib. IV, cap. 4.

(b) *Aelianus*, de anim. Lib. II, cap. 27. *Plinius*, Lib. X, cap. 1. *Iob*. XXXIX. v. 18. Deridet equum et ascensorem eius. vulg.

Schriften der Academie (c) dargethan, daß die besondere Beschaffenheit der Federn dieses Thieres verursachte, daß ihm die Flügel hierbey ganz und gar nichts helfen könnten; und daß sie höchstens nur so viel nutzen könnten, wie die Wimpel an den Mastbäumen der Schiffe, nicht aber so viel als die Seegel, wie man jederzeit irrig davor gehalten hat. Die Bewegung der Flügel, sagt er, kan den Straußen höchstens nur so viel helfen, als den Fischen der Schwanz, dessen Bewegung sie nur geschickter macht, in einer Richtung ihres Leibes fort zu schwimmen. Allein es ist gewiß, daß seine Federn nicht einmal diese Wirkung haben können, da es nur ein Busch ist, an welchem die Federn ganz fasericht hin und her flattern: denn es müste schlechterdings der Flügel, wenn er hierzu geschickt seyn sollte, eine gerade, ebene und feste Fläche haben, wie man an einem Steuerruder, Floßfeder und an den Flügeln einer Windmühle sehen kan: aber eben das findet sich hier nicht. Es hat das Ansehen, als wenn der Verfasser des Buchs Hiob, alle diese Umstände in Erwägung gezogen, da er den Straußen (d) als ein Thier beschreibet, dem GOtt die Geschicklichkeit, so er den andern Vögeln mitgetheilet, versagt hat, und das er ihn nicht mit solchen Gliedmassen versehen habe, mit welchen die wunderwürdige Bewegung des Flugs

könnte

(c) Tom. cit. pag. 120. et sq.

(d) *Hiob*, Cap. XXXIX, v. 13. vers. vulg.

könnte bewerkstelliget werden; indem es sich seiner Flügel zu nichts anders bedienen könnte, als sie auszustrecken und den Wind damit aufzufangen, wenn er seinem Lauf günstig ist. Seit einiger Zeit hat man noch bemerket, daß wenn der Straus gejaget wird, er sich manchmal des Winds, der in seine Flügel bläst, so wenig zu seinem Vortheil zu bedienen weiß, daß sich die Jäger solches zu Nutzen machen, indem sie ihn von der Seite, woher der Wind kommt, verfolgen, da denn der Vogel, wenn der Wind stark gehet, strauchelt und übern Haufen fällt. Man sagt (e), er habe die Geschicklichkeit, Steine mit seinen Füssen zu fassen, und auf die Jäger, so ihm nachjagen, los zu werfen.

Seine Nahrung.

Die innerliche Beschaffenheit dieses Thieres ist nicht weniger merkwürdig, als die äusere. Wir wollen nur von seinem Magen reden, in welchem die härtesten Materien aufgelöset werden; und auch hierinnen dem Herrn Perrault folgen, in dem, was er von einem der Strausen erzehlet, die man zergliedert hat. Der Magen dieses Vogels war ein Oval von funfzehn Zollen in der Länge, und achte in der Breite. Inwendig war er durch ein hervorstehendes musculöses Fleisch, das in der Mitte um mehr als zwey Zolle dicker war, als an andern Orten, in zwey Kammern abgetheilt. Man fande diese beyden Hölen mit Heu, Kräutern, Gersten, Bohnen,

(e) *Aelianus*, de animalibus, Lib. IV, cap. 37.

Knochen und Kieselsteinen angefüllt, davon einige von der Grösse eines Hünereyes waren; und nebst diesem fande man auch ohngefähr siebenzig Liards darinnen. Selbige waren grösstentheils angefressen und fast drey Viertheil davon verzehret, weil sie sich so wohl an einander selbst, als an den Kieselsteinen zerrieben hatten: dann daß sie nicht durch eine fressende und scharfe Feuchtigkeit oder einen Spiritum aufgelöset worden, erhellete daraus, daß einige Stücke, die auf einer Seite zusammen gebogen und hohl waren, auf der erhabenen Seite so glatt und glänzend waren, daß man keine Spur des Gepräges mehr darauf wahrnehmen konnte; da hingegen die hohle Seite ganz und gar unbeschädigt war, weil sie wegen ihrer Hölung nicht an andern konnte gerieben werden. Das übrige alles, welches in dem Magen enthalten war, so wohl die Steine, als die Knochen, Hülsenfrüchte und das Heu, sahe ganz grün aus.

Seine Verdauung.

Demnach hatten die alten Naturkündiger auf diese grüne Farbe, und auf das an einander reiben der Stücke Kupfers, nicht Achtung gegeben, wenn sie davor gehalten, die Steine und das Eisen, womit die Strausen ihre Magen anfülleten, würden in demselben durch eine besondere Kraft aufgelöset, welche die Natur den Magen verschiedener Thiere gegeben, und vermöge welcher einige die Fische, andere Knochen und rohes Fleisch verdauen können; und nach dieser Einrichtung wäre auch dem Strausen die

Kraft

Kraft Metalle und Steine zu verdauen zu Theil geworden. Denn woferne der Magen dieses Thieres eine ihm ganz allein eigene Kraft hätte, die Metalle zu verdauen: so müste er sie eben wie andere Dinge verdauen, daß sie weich würden und gleichsam schmelzeten. Nun aber ist dieses eben der Erfahrung zuwider, welche zeiget, daß die Auflösung der Metalle in seinem Magen auf keine andere Weise geschiehet, als sie auser demselben gleichfals geschehen würde, wenn das Kupfer mit Kräutern, oder einer scharfen und salzigten Feuchtigkeit, was nun solches auch vor eine seyn möchte, wäre gerieben worden. Daher ist es glaublich, daß der Strauß, weil er zu den fleischfressenden Vögeln gehöret, die wieder etwas hartes verschlingen müssen, um die Zerreibung ihrer Speise zu befördern, sich des Triebs, den ihm die Natur hierzu eingepflanzet hat, mißbrauchet, wenn er Eisen und noch vielmehr Kupfer verschlinget, das in seinem Magen, an statt daß Nahrung draus werden sollte, sich in ein schädliches Gift verwandelt. Ich habe auch in der That von denen, welche in dem Thiergarten zu Versailles die Aufsicht über diese Thiere haben, gehöret, daß die Strausen, welche viel Eisen oder Kupfer verschlingen, bald hernach sterben: und daß sie Befehl hätten, wohl darauf Achtung zu geben, daß ihnen niemand etwas davon zuwerfe.

Die überaus grosse Hitzigkeit seines Temperaments trägt nicht wenig zu seiner Fruchtbarkeit bey. Seine Eyer.

bey. Gemeiniglich legt er vor einmal vier und zwanzig Eyer, deren jedes zwölf bis funfzehn Pfunde wiegt, und zu einer Mahlzeit vor sechs oder sieben Personen genug ist. Ihre Schaale ist beynahe so hart, wie Stein; und folglich geschiehet es nicht aus Furcht sie zu zerbrechen, daß sie der Strauß verlässet, und der Sonne die Sorge überläßt, seine Jungen auszubrüten. Vielmehr hat es das Ansehen, daß er es entweder aus Vergessenheit thut, indem er sie an vielen Orten leget, und mit Sand zudecket; oder daß es seiner natürlichen Härtigkeit zuzuschreiben sey, welche in der Schrift (f) als ein Sinnbild der Grausamkeit angesehen wird. Dem ohngeachtet kommen seine Jungen nicht minder glücklich in die Höhe; denn man siehet in vielen Inseln in Indien, in Arabien, Syrien, Africa und dem mittägigen America ganze Heerden von Straussen. Die Araber haben aus Leichtgläubigkeit gesagt, dieses Thier brüte seine Eyer allein durchs Ansehen aus. Ein Reisender drückt sich darüber folgender massen aus (g): „Ich habe in einem „alten arabischen Manuscript gelesen, daß, wenn „dieser Vogel seine Eyer ausbrüten will, er sich „nicht auf dieselben setze, wie andere Vögel, son„dern daß das Männchen so wohl, wie das Weib„lein,

(f) *Hiob*, XXXIX. v. 17. 18. 19. *Jeremiae* Thren. cap. IV. v. 3. v. *Bochart*, Hierozoic. Part. I, Lib. I, cap. 3.

(g) Le P. *Wansleben*, Relation d'Egypte, p. 103.

„lein, sie allein mit ihrem beständigen Ansehen „ausbrüten: und wenn eines von ihnen vom „Hunger gezwungen werde, auszugehen und sich „Nahrung zu suchen: so gebe es seinem Gatten „durch sein Geschrey Nachricht davon, da denn „dieses noch bey den Eyern bleibe, und sie bestän„dig ansehe, bis das andere angekommen seye: „und wenn dieses wiederum getrieben werde, sich „Speise zu holen: so gebe es gleichergestalt und „auf eben die Weise solches seinem Gatten zu er„kennen, damit er zurück komme und beständig „eines bey Handen sey, um die Eyer so lange an„zusehen, bis die Jungen ausgekrochen wären. „Denn wenn dieses Ansehen nur einen Augen„blick unterbrochen werde: so verdürben die Eyer, „und kämen keine Jungen daraus.„ Alleine diese vorgebliche Anmerkung ist eine Fabel, die nicht den geringsten Glauben verdienet. Die Ethiopier essen die Eyer (h), und halten sie vor eine überaus niedliche Speise. Sie machen allerhand Gefäse von den Schaalen, ja so gar Mützen, welche sie sehr hochschätzen. Obgleich das Fleisch von diesem Vogel sehr eckelhaft und von sehr wiedrigem Geruch ist: so essen es doch die Völker in Numidien nichts destoweniger. Hingegen muß sein Gehirne einen ganz besondern und vortreflichen Geschmack haben: weil der Kayser Heliogabalus (i) das Gehirne von fünf-

(h) *Marmolii*, Descriptio Africae.
(i) *Ael. Lampridius*, in Heliogabalo.

hundert Straußen auftragen ließ, als er seinem ganzen Hof ein grosses Gastmahl gabe. Aelian sagt auch (k), daß die Könige in Indien dasselbe vor ein sehr wohlschmeckendes Essen gehalten hätten.

Der Casoar.

Vor dem Jahr 1597. (l) hatte man noch keinen Casoar in Europa gesehen; und es hatte auch noch kein Schriftsteller, weder von den Alten, noch von den Neuern, seiner gedacht. Die Holländer brachten bey der Rückkehre von ihrer ersten Reise nach Ost-Indien einen mit. Er war ihnen als etwas rares von einem Prinzen auf der Insul Java geschenket worden. Im Jahr 1671. schickte der Gouverneur von Madagascar dem König einen, den er von Kaufleuten, die aus Indien zurückkamen, gekauft hatte: derselbe lebte zu Versailles vier Jahre. Das war der erste, der in Frankreich gesehen worden, und seitdem hat man noch andere dahin gebracht, welche durch die Herren von der Academie der Wissenschaften sind zergliedert und untersuchet worden.

Seine Beschreibung.

Dieser Vogel ist nach dem Straußen der grösseste und stärkste von allen, die uns bekannt sind. Einer von denen, die zu Paris sind zergliedert worden, hatte fünf Fuß und einen halben in der Länge, von der Spitze des Schnabels an, bis

(k) *Aelianus*, Lib. XIV, cap. 13.

(l) Mémoires de l'Académie, Tom. III, part. III, pag. 155. & seq.

bis an seine Klauen; seine Beine waren, von dem Leib bis ans Ende der Klauen, zwey und einen halben Schuh lang; der Kopf und Halß anderthalb Schuhe; die gröste Zehe an den Krallen, die Klaue mit eingerechnet, hielte fünf Zoll in sich; und die Klaue selbst an der kleinsten Zehe hatte drey und einen halben Zoll. Aber der Flügel, der kaum aus fünf von Federn entblößten Kielen bestunde, war so klein, daß man ihn nicht sehen konnte, weil ihn die Federn des Rückens bedeckten. Man sieht aus der Abbildung, die in den Schriften der Academie befindlich ist, daß der Kopf, der Hals und der Kropf dieses Vogels ganz nackend sind; daß es mehr das Ansehen hat, als wäre der übrige Leib mit Pelz bedeckt, als mit Federn; daß das Fleisch, welches gemeiniglich an dem Schnabel der Jungen hänget, unten zu dem Hals des Vogels gehöret; daß ein sehr grosser Kamm den Kopf bedecket, welcher dem Zierrath auf den Helmen nicht unähnlich ist; daß der Schnabel gegen die Spitze gespalten ist; daß an den Flügeln an statt der Federn nur fünf Kiele ohne Bärte, und daß der Hintere und die Füsse auserordentlich dicke sind.

Besondere Federn.

Dasjenige, was den Leib des Casoar bedecket, scheinet eher ein Pelz, als Federn, zu seyn, so gelind, dünne und zart sind ihre Fasern. Die meinsten von diesen Federn sind doppelt, und haben zwey lange Kiele, die aus einer einzigen sehr kurzen Röhre entspringen. Die Kiele am Hintertheil sind ein wenig mehr als einen Schuh lang;

und

und weil keine Fasern daran sind, so sehen sie fast aus wie ein Pferdeschweif, oder wie Schweinsborsten. Diese Kiele sind platt, schwarz von Farbe und glänzend; unten haben sie Knoten, aus deren jedem gleichsam Haare hervorgehen. Der ganze Halß des Casoar ist von Haaren oder Federn entblößt, wie der Kopf eines calecutischen Hahns; und ist voller blauen, violetten und rothen Flecken.

Der Pelican-

Die Fabel hat sich mit der Geschichte vereiniget, um aus dem Pelican eine vollkommene Abbildung einer väterlichen Zärtlichkeit, und desjenigen, was das herrlichste in der Religion ist, zu machen. Man hat bis auf diese Stunde noch nicht entdecken können, aus welchem Grund die Kirchenväter gesagt haben (m), das Weibchen vom Pelican tödte seine Jungen, durch seine übermäßige Liebesbezeugungen, und das öftere Reiben mit seinem Schnabel; daß es sodenn drey Tage lang bey ihnen bleibe, und allerhand Zeichen des äussersten Schmerzens von sich gebe; daß das Männchen, welches noch weit mehr gerühret wäre, als dieses, seine Brust mit seinem Schnabel aufreisse, und daß das Blut, welches daraus flieſſe, seinen Jungen das Leben wieder gebe. Man findet hiervon nicht die geringste Spur, bey allen

(m) *Physiologus Epiphanii*, cap. VIII. *Augustinus*, in Psalmum, 101. *Isidorus*, Origin. Lib. XII, cap. 7. & alii. Vide *Pierium*, Hieroglyph. Lib, XX, pag. 145. & seq.

allen alten Naturkündigern, die uns nur bekannt sind. Es ist, spricht Vossius (n), eine Fabel, die ein geschickter Kopf erdacht hat, welcher ein Liebhaber von Gleichnissen und Sinnbildern gewesen, um dadurch die Liebe JEsu Christi abzubilden, der durch Vergiessung seines Bluts uns das Leben wieder gegeben hat *).

Es ist nicht zu leugnen, daß etwas an dem Pelican bemerket werde, das, obgleich auf eine gar entfernte Weise, Gelegenheit zu diesen Gedanken mag gegeben haben. Es hat dieser Vogel bey den Alten zweyerley Namen: Aristoteles (o) und Aelianus (p) nennen ihn Pelican oder Pelecan; Plinius (q) aber, Onocrotalus. Der erstere von diesen Namen deutet ein Ding an, welches schneidet, oder aufritzet; der andere aber, das Geschrey und die Stimme eines Esels. Die Neuern, welche sich mehr bey der Bedeutung dieser Wörter, und ihrer Aehnlichkeit mit verschiedenen Vögeln aufgehalten haben, als bey den Beschreibungen, so uns die Alten von dem Vogel selbst hinterlassen haben, finden sehr viele Schwierigkeiten, zu bestimmen, was das eigent-

(n) *Vossius*, de Idololatria, Lib. III, cap. 84.

*) Was das wirkliche Daseyn so wohl, als den Ursprung der Fabel von ihm anlanget, davon ist unten pag. 211. die Note †) nachzusehen.

(o) De Anim. Lib. IX, cap. 10.

(p) Lib. III. cap. 20.

(q) *Plinius*, Hist. nat. Lib. X, cap. 47.

gentlich vor ein Vogel sey, den man Pelican benennen müsse, und was wiederum der Onocrotalus vor einer sey. Einige (r) sind der Meinung, der Onocrotalus wäre nichts anders, als der Rohrdommel; weil er seinen Schnabel in die Erde steckt, und ein grosses Geschrey machet. Andere wollen (s), der Pelican der Alten sey die Löffelganz *), wegen der Figur seines Schnabels, welche einer Axt ähnlich ist. Allein man siehet aus den Schriften der Academie, daß die Natur ihm denselben zu diesem Gebrauch nicht gebildet hat. Vossius (t) hält es vor ganz gewiß, daß er der Picus Martius sey; und Bochart (v) führet viele Zeugnisse an, um zu beweisen, daß es der Nicticorax des Königs Davids sey. Vielleicht sind es diese mancherley Meinungen, die den Pater Hardouin (x) bewogen haben zu sagen, der Pelican wäre ein unbekannter und fabelhafter Vogel *).

Seine Beschreibung.

Unterdessen stimmt doch die Beschreibung, so uns die Alten davon hinterlassen haben, so vollkom-

(r) *Belon*, Histoire des Oiseaux, Liv. III, chap. 2.
(s) *Mandelslo*, pag. 88.
*) Hiervon findet man eine gute Beschreibung in Kolbens Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung, S. 182.
(t) *Vossius*, loc. cit.
(v) Hierozoic. 2. part. Lib. II, cap. XX, pag. 276.
(x) Notae in Plinium, Lib X, cap. 40.
*) Siehe unten pag. 211. die Note †).

kommen mit den Erfahrungen der Neuern überein, daß man das wirkliche Daseyn dieses Vogels, man mag ihm nun den Namen eines Pelicans, oder des Onocrotalus, nach seinen zwey verschiedenen Eigenschaften, beylegen, nicht länger in Zweifel ziehen kan. Es giebt ihrer die auf dem Lande, es giebt ihrer die auf dem Wasser leben; und die Gestalt von der einen Art so wohl, als von der andern, kommt bey nahe auf eines hinaus. Einer von denen, von welchen in den Schriften der Academie der Wissenschaften geredet wird (y), hatte eilf Schuhe von dem Ende des einen Flügels, bis zu dem andern; und seine Länge von der Spitze des Schnabels an, bis an das Ende der Krallen, beliefe sich auf fünfe. Der Schnabel, welcher einen Zoll und acht Linien breit war, hatte vierzehen Zolle in der Länge; die Füsse, von dem Leib bis zu Ende der Krallen, funfzehen Zolle; die gröste Kralle war vier und einen halben, und der Hals zehn Zolle lang.

Seine Stärke und Flug.

Die Stärke dieses Vogels übertrift seine Grösse. Aldrovandus (z) erzählet nach dem Sanctius, daß ein Onocrotalus ein Kind eines Mohren fallen lassen, welches er ungemein hoch in die Höhe geführet, wie die Adler zuweilen die Kaninchen und Lämmer hinwegrauben, um sie ihren Jungen zu bringen. Er schwingt sich auch in seinem Flug, wie eben diese Vögel, die

den

(y) Tome III, Part. 3.
(z) Ornithologiae Lib. XIX. cap. 2.

den Ruhm erlangt haben, über alle andere zu herrschen, bis in die Wolken in die Höhe. Kulmann gedenket in einem Brief an den berühmten Naturkündiger Gesnern (a) eines zahmgemachten Onocrotalus, der sich so hoch in die Luft geschwungen, daß er nicht grösser, als eine Schwalbe, geschienen. Nachdem er dem Kayser Maximilian lange Zeit nachgefolgt, und währendem Marsch über dem Kriegsheer hergeflogen war, wurde er gefangen, und hernach von diesem Prinzen täglich vier Thaler auf seinen Unterhalt gewendet; und man versichert, er habe achzig Jahre in Deutschland gelebet. Diese Anmerkungen stimmen vollkommen wohl mit denjenigen überein, welche man über viele Pelicane, die unter der Regierung Ludwigs des vierzehenden in dem Thierbehälter zu Versailles gewesen sind, gemacht hat. Man hat dabey beobachtet, daß dieses die einzigen Vögel gewesen, davon in mehr als zwölf Jahren kein einziger gestorben ist.

Sein Gefieder.

Von zweyen, die zu Paris zergliedert worden, hatte der eine keine andere als weisse Federn, ausgenommen an den Flügeln, an welchen hie und da schwarze und braune stunden; die weisse Farbe der andern Federn war mit ein wenig roth, oder vielmehr fleischfarb vermenget. Der andere hatte gar keine ganz weisse Federn, sondern war überall fleischfarb; und an diesem waren auch keine schwarze Federn zu sehen. Man

(a) Ornithologiae Lib. III.

Man hat ihrer gesehen, die überall grau gewesen, ausgenommen an den Spitzen der Flügel, welche weiß waren. Einige haben einen Busch Federn hinten an dem Kopf, andere aber nicht; woraus erhellet, daß diese Vögel im Gefieder einigen geringen Unterschied haben.

Es ist aber nicht schwer, diesen Vogel an einem andern Merkmal, welches ihm allein zukommt, zu erkennen. Er hat unter dem Schnabel, welcher, wie schon gesagt worden, vierzehen Zolle lang ist, einen grossen Sack, der bis an die Mitte des Halses reicht, und ohne Federn ist. In demselben befindet sich alles, was er vor Fressen zu sich nimmt, so lange, bis es zur Verdauung zubereitet worden. Wenn er nichts verspüret, das ihm einige Unbequemlichkeit verursachen kan, so schlinget ers ganz hinunter; empfindet er aber, daß er etwas unverdauliches gefressen hat, so speyet er alles wieder heraus und liesst nur das davon aus, was ihm dienlich ist. Die Alten haben es vollkommen so beobachtet, wie die Neuern. Die Wasserpelicane, spricht Aristoteles (b), verschlucken viele Muscheln, welche sie so lange bey sich behalten, bis die Wärme, oder eine auflösende Feuchtigkeit dieselben geöfnet hat; alsdenn aber speyen sie dieselben wieder aus, und nehmen nur dasjenige davon, was

(b) De Animalibus, Lib. IX, cap. 10. et lib. Memorabilium.

was ihnen dienlich ist. Aelianus sagt eben dieses in noch weit deutlichern Ausdrücken (c). Was er sonsten noch von dem indianischen Vogel sagt, den er Cela nennet, kommt so sehr mit dem Onocrotalus überein, daß Casaubonus auch davor gehalten, es seyen nur zwey Namen eines einzigen Vogels (d). Nach dem Plinius (e) ist zwischen dem Onocrotalus und der Gans kein anderer Unterscheid, als daß jener einen sehr grossen Sack an dem Hals hat, in welchen er seine Nahrung verschlinget, um sodenn davon auszulesen, was ihm anständig ist.

Johann Georg Volkammer sagt in seinem Tagbuch der Natur (f), er habe auf einer Messe in Leyden einen Pelican gesehen, den sein Herr schon funfzig Jahre gehabt habe. Er wäre grösser und stärker gewesen, wie ein Adler; doch habe er diesem Vogel in Ansehung seiner Gestalt und der Farbe seiner Federn sehr ähnlich gesehen, ausgenommen daß er von dem Kopf an bis an die Flügel vor Alter ganz grau geworden. Nach seinem Vorgeben soll dieser Vogel unter allen andern am längsten leben; er soll sich verjüngen, wie ein Adler, und manchmal mehr als hundert Jahre alt werden. Er setzt noch hinzu, daß der scheinbare Schlund, den er unter dem Hals

(c) De Animalibus, Lib. III, cap. 20.
(d) *Aelianus*, loc. cit. Lib. XVI, cap. 4.
(e) Historia naturalis, Lib. X, cap. 47.
(f) Decad. III, art. IV, pag. 247. et seq.

Hals habe, so weit seye, daß man gar wohl die Hand hinein stecken könne, wie er selbst gethan habe; daß er die Speise, so der Vogel zu sich genommen, daselbst in den Händen gehabt; daß sie halb verdauet, und so heiß gewesen, daß sie ihn an die Hand gebrannt hätte; und daß der Pelican aus diesem Kropf die Speise hervor speye, welche er seinen Jungen gebe.

Weil die Alten schon, wie Volkammer, dieses als etwas besonders merkwürdiges von dem Pelican angemerkt haben: so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß solches der einzige Grund seye, auf welchen die Kirchenväter ihr Gleichniß gebauet, wenn sie gesagt haben, dieser Vogel reisse sich selbst mit seinem Schnabel die Brust auf, um von dem daraus spritzenden Blut seine Jungen entweder zu ernähren, oder wieder lebendig zu machen. Man könnte aber von den meisten Vögeln eben das sagen: dann jedermann weiß, daß sie eine grosse Menge Fressen in ihren Kropf samlen, welches sie ihrem Weibchen bringen, wenn es brütet, oder ihren Jungen †)

†) Weil es theils zur Erläuterung, theils zur Bestätigung der hier gelieferten Nachricht von dem Pelican dienen wird; so habe ich mir die Freyheit genommen, die Nachricht, so von diesem Vogel im 4. Theil der Allgemeinen Welt-Historie, XI Hauptst. I. Abschnitt, §. 95. vorkommet, ihrer Merkwürdigkeit halben auch hier einzuschalten. Unter den grössern Vögeln (in

Per-

Der Phönix.

Was die Väter der lateinischen Kirche von dem Pelican gesagt haben, ist vor nichts zu rechnen, in Vergleichung gegen die kindischen Fabeln, so die alten Griechen uns von dem Phönix, einem so fabelhaften Vogel, als ihre berühmte Chimaera

Persien), heißt es daselbst, ist der Pelican der ansehnlichste; er heisset bey den Persern Tacob, d. i. der Wasserträger, wie auch Misc, d. i. ein Schaaf, weil er so groß, als eines von diesen Thieren ist: seine Federn sind weiß und weich, wie die von einer Gans; sein Kopf ist verhältnisweise weit grösser als sein Leib, und sein Schnabel von achtzehen bis zwanzig Zoll lang, und wie ein Arm dick; unter dem Schnabel hat er einen Sack oder Beutel, worinn er eine Menge Wassers aufbehält, seine Nahrung feuchte zu machen; er lässet gemeiniglich seinen langen Schnabel auf seinem Rücken ruhen, der ihm sonst sehr viel Ungelegenheit verursachen würde. Der Pelican lebet hauptsächlich von Fischen, bey deren Fange er wunderbare Kunst beweiset, indem er seinen Schnabel auf eine solche Art unter das Wasser stellet, daß er sie gleichsam in einem Netze fängt; wenn er seine Kehle öfnet, ist der Durchgang vor ein Lamm groß genug; er heisset der Wasserträger, weil er in Arabien, und andern Orten, wo das Wasser schwer zu haben ist, sein Nest weit entfernet von Strömen oder Brunnen machet, weil er vorher siehet, daß an solchen Orten weniger Gefahr einer Beunruhigung seyn werde, obgleich diese Lage den Vo-

gel

maera immermehr erdichtet seyn kan, hinterlassen haben. Sie stelleten sich ihn vor in der Grösse eines Adlers (g), mit einem unvergleichlichen Federbusch auf dem Kopf; die Federn an dem Hals sollten von goldfarbe, die andern purpurroth seyn: der Schwanz war, nach ihrer Beschreibung, weiß mit untermengtem fleischfarben Gefieder, und seine Augen funkelnd, wie die Sterne. Der Rathsherr Manilius ist der erste, der denen Römern von diesem Vogel eine Nachricht gegeben, als er von einem Feldzug in den Morgenländern zurück gekommen war. Was er davon erzählte, kam jedermann so wunderbar vor, daß sich der Ruf von dieser Nachricht bald überall ausbreitete. Man war um desto geneigter, es zu glauben, da er sich beständig auf das einmüthige Zeugniß der Griechen und morgenländischen Völker berief, und niemand einige Hofnung hatte, sich aus eigner Erfahrung davon zu überzeugen.

gel nöthiget, zuweilen zwey Tagereisen fortzufliegen, um vor seine Jungen einen Vorrath von Wasser zu holen, welches er in vorerwehntem Sack bringet; und hieraus sind die Fabeln der Alten entstanden, daß der Pelican seine Brust aufreisse, seine Jungen zu füttern.

(g) *Herodotus*, Lib. II. *Plinius*, Hist. nat. Lib. X, cap. 2. *Solinus*, Polyhistor. cap. 33. *Pierius Valer.* Hieroglyph. Lib. XX, fol. 144.

Fabel von diesem Vogel.

Der Irrthum hatte ein solches Ansehen erlanget, als eine Sache, dabey nicht der geringste Zweifel übrig ist, nur immer haben kan; und man redete davon, wie von etwas, dessen Gewißheit durch das Bekänntniß der ganzen Welt auser allem Streit gesetzt wäre. Der heilige Pabst Clemens (h) schriebe im Namen der Kirche zu Rom an die Corinthier, und bediente sich in seinem Brief des Beyspiels von dem Phönix, um ihnen die Auferstehung der Toden zu beweisen: er erzählet hier alles, was man gemeiniglich von diesem seltenen Vogel zu sagen pflegte. Er drücket sich folgendermassen aus: „Lasset uns „das Wunder in Erwägung ziehen, welches „sich in den Morgenländern zuträgt: man sieht „daselbst einen Vogel, den man Phönix nennet; „aber er ist auch allein der einzige von seiner Art. „Dieses Thier überlebt einen Zeitraum von „fünfhundert Jahren; und wenn es fühlet, daß „sein Tod so gar entfernet nicht mehr ist: so „macht es sich ein Nest von Weyhrauch, Myrrhen und andern Specereyen; es setzt sich in dasselbe, und findet nach einer gewissen Zeit daselbst „das Ende seines Lebens. Aus seinem faulenden Fleisch entstehet eine Gattung von einem „Wurm, der einige Zeit von dem Leib des Vogels lebt, und darauf anhebt mit Federn bedeckt zu werden. Wenn er nun stärker geworden ist, und mehrere Kräfte bekommen hat: so

(h) S. *Clemens Rom.* Epist. I, n. 25.

„so nimmt er das Nest, worinn die Gebeine des-
„jenigen liegen, von welchem er seinen Ursprung
„genommen hat, und ziehet durch Arabien
„nach Egypten, bis zu der Stadt Heliopo-
„lis. Daselbst kommt er am hellen Tage, und
„in jedermanns Angesicht geflogen, und legt die-
„se Gebeine auf den Altar der Sonne; wornach
„er wieder davon fliegt. Alsobald kommen die
„egyptischen Priester, und ziehen ihre Jahrbü-
„cher zu Rath, und nach genauen Ausrechnun-
„gen finden sie, daß dieser Vogel ganz genau am
„Ende von fünfhundert Jahren erschienen ist.„
Aus Italien kam diese Fabel auch nach Africa, wie man aus dem Tertullian (i) sehen kan, der dieses Beyspiel gleichfals anführet, um eben die Sache dadurch zu erweisen, die der heilige Clemens damit darthun wollte. Wegen des Tods des Phönix sind die Alten nicht einig. Die meinsten sagen (k), wenn er merke, daß sein Ende herannahe, so setze er sich auf seinen Scheiterhaufen; denselben entzünde er durch das Schlagen seiner Flügel und die Strahlen der Sonne, er lasse sich sodenn verbrennen, und aus seiner Asche entstehe ein anderer Phönix; und um des-

(i) *Tertullianus*, de Resurrectione carnis, cap. 12, pag. 387.

(k) Die Stellen selbst hat der Pater Hardouin im Anfang des zehenden Buchs im Plinius angeführt. Siehe auch was *Gattakerus*, Adversar. I, pag. 180, davon meldet.

deswillen seye er auch der Sonne gewidmet worden (l). Die Dauer seiner Lebenszeit ist auch etwas, worüber vielerley Meinungen entstanden sind. Ein König von Ethiopien, dessen Sendschreiben an einen Pabst vom Vossius (m) angeführet wird, legt ihm nicht mehr als dreyhundert Jahre bey. Herodotus, Aelianus, Philostratus, Orus, Ovidius, Tacitus, Victor reden von vierhundert und vierzig oder fünfhundert Jahren. Plinius schreibt ihm, auf das Zeugniß des Manilius, sechshundert und sechzig zu. Martial und Lactanz, tausend; und die arabische und egyptische Schriftsteller, nebst den Rabbinen, gehen noch viel weiter, weil er, wie sie sagen, nicht von den Früchten des verbottenen Baums gegessen hat (n). Ohngeachtet dieser Widersprechungen, und des eignen Geständnisses vieler von diesen Schriftstellern, die aufrichtig bekennen, daß die Erzählungen von dem Phönix ungewiß sind, siehet doch Tacitus seine Wirklichkeit gar nicht in Zweifel, und scheinet völlig überzeugt zu seyn, daß dieser Vogel zu gewissen Zeiten in Egypten gesehen worden (o). Andere Geschichtschreiber

(l) *Tacitus*, Annalium Lib. VI, cap. 28.
(m) De Idololatria, Lib. III, cap. 99.
(n) V. *Bochart*, Hierozoic. P. II, Lib. VI. c. 5.
(o) Vbi supra. Aurelius Victor sagt, er seye im sechsten Jahr der Regierung des Kayser Claudius daselbst erschienen; in Claudio.

ber (p) melden, es seye einer nach Rom gekommen, aus dessen Ankunft die Augures unglückliche Vorbedeutungen gezogen, die durch den Tod des Tiberius solten seyn erfüllet worden. Der Pater Martinius versichert, es seye, im Anfang der Regierung Kahoars des vierdten, in China ein Phönix zum Vorschein gekommen. Viele andere halten Indien vor sein Vaterland.

Woferne man aber versichert seyn wollte, daß ein auserordentlicher Vogel, den man zu sehen bekommt, eben der Phönix seye: so muste man vor allen Dingen gewiß wissen, daß dieser eben derjenige seye, der viele hundert Jahre vorher schon einmal erschienen wäre; man müste gesehen haben, wie er aus der Asche oder dem Fleisch seines Vorfahren seinen Ursprung genommen, ohne welches man schlechterdings nichts von seiner Geburt, der Dauer seines Lebens, seinem ganz besondern Tod und allem wunderbaren, welches an diesem Vogel seyn soll, behaupten kan. Allein das ist gar keine Möglichkeit; indem die meisten Schriftsteller Indien vor das Land halten, in welchem er gebohren wäre; einige Arabien, und noch andere die Gegend um die Quellen des Nils, alle aber entlegene, einsame und wüste Oerter, davor ausgeben.

(p) *Dio Cassius*, Histor. Rom. Lib. LVII. *Xiphilini* Epitome Historiae Romanae. In Tiberio.

Ueber das ist es ein Vogel, der nur durchziehet, der einem nicht viele Zeit lässet, ihn zu betrachten, und der endlich niemals eher wiederkommt, als, wie man sagt, nach vielen Jahrhunderten. Man würde dergleichen Erdichtungen als etwas wichtiges betrachten, wenn man sich mit ihrer Widerlegung aufhalten wollte.

Ursprung des Irrthums.

Dieser Irrthum kommt von der Zweydeutigkeit her, die sich in dem Wort Phönix findet: denn Φοῖνιξ deutet so wohl einen Palmbaum, als einen Vogel dieses Namens an (q). Weil das Mark des Palmbaums sehr nahrhaft, wohlschmeckend und zur Gesundheit dienlich ist, so hat man gesagt, es mache, daß man ein langes Leben erlange, es vertreibe gefährliche Krankheiten, ja es reisse die Menschen aus den Thoren und den Armen des Todes. Die Aehnlichkeit des Namens Φοῖνιξ hat gemacht, daß alle diese Eigenschaften dem Vogel dieses Namens beygeleget worden. Es ist wenig daran gelegen, daß wir wissen, ob die Griechen, oder die Rabbinen, oder ob die Araber oder Egypter den Anfang zu diesem Wortspiel gemacht, und es mit den schönen Umständen, von dem Nest, den Specereyen, der Verbrennung, dem Tod, der Wiederauferstehung und einem Opfer der Dankbarkeit, das der Sonne in der Stadt, wo sie angebetet worden, gebracht wird, ausgezieret haben. Man weiß ja,

(q) *Bochart*, loco cit. Le P. *le Brun*, Pratiques superstit. Tom. I, cap. 5.

ja, daß es allezeit den Dichtern und Malern erlaubt gewesen, mit kühnen Erdichtungen hervorzutreten, die man nicht anhören würde, wenn sie von andern Personen herkämen. Einige Verse, mit der Abbildung eines Vogels, der aus seiner Asche wieder erzeuget wird, begleitet, sind hinlänglich genug einen Irrthum bey solchen Völkern in den Gang zu bringen, die sich so gerne an dergleichen Einbildungen vergnügten, wie die Nationen, dern ich eben gedacht habe. Beda hatte schon diese Quelle der Verführung entdecket, als er über die Stelle des Buchs Hiob schriebe, wo der heilige Mann sagt, er wolle in seinem Nest ersterben, und seiner Tage viel machen, wie der Palmbaum (r); das ist, in verblümter Redensart, wie der Phönix. Tertullian hingegen hat die Vergleichung mit dem Vogel, in die Worte Davids: **Der Gerechte wird blühen, wie ein Palmbaum**, vor die hier befindliche Vergleichung mit dem Baum gesetzt (s), und gesagt: florebit enim velut Phoenix de funere, id est, de morte.

Der Semende.

Obgleich diese Betrachtungen dem Caesar Scaliger nicht unbekannt waren (t): so hat er doch nichts destoweniger davor gehalten, es gäbe wirklich einen Phönix, und solches wäre der **Semende** oder **Semendal**, den man in den gegen Mit-

(r) Hiob XXIX. v. 18.
(s) De Resurrectione carnis, cap. 12, pag. 387.
(t) Exercitat. 233.

Mittag gelegenen Gegenden Indiens antrift. Dieser Vogel (v) hat einen Schnabel von drey Absätzen, wie an den Orgelpfeifen, und man sagt, er formire in denselben, kurz vor seinem Tode, solche Töne, die einen unvergleichlichen Gesang ausmachten. Er trägt sich von wohlriechendem Holz einen Scheiterhaufen zusammen, den er durch das schnelle Schlagen mit seinen Flügeln entzündet; demnach verbrennet er sich auf demselben, und man nimmt wahr, daß aus seiner Asche ein besonderer Wurm entstehet, der nach einiger Zeit in einen Vogel verwandelt wird. Allein an den eingebildeten Eigenschaften dieses Thiers zeigt sichs noch deutlicher, daß alles nur eine Fabel ist. Dieser anmuthige Gesang, den die Annäherung des Todes veranlasset, so wie er dem Schwan so wohl, als dem Phönix zugeschrieben wird, ist nichs anders, als eine fabelhafte Erzählung, davon nicht eine einzige Erfahrung kan angeführet werden (x); ob man schon vorgegeben hat, es gäbe gewisse Völker, die des Landlebens gewohnt wären, und verstünden, was die Vögel mit ihrem Gesang, und die andern Thiere mit ihren Stimmen andeuten wollten. Inzwischen ist es doch, nach dem Zeugniß vieler Alten, wahr, daß

(v) *Hier. Cardanus*, de Subtilitate, Lib. X. Ex nauigatione Nicolai Contii a Poggio data.

(x) *Philostratus*, in vita Apollonii Tyan. Lib. I. cap. 20. & Lib. III, cap. 49. cum notis *Olearii*.

daß in Indien (y) ein gewisser, und vielleicht in seiner Art der einzige, Vogel gefunden wurde, der mitten in den Flammen lebte, ohne im geringsten davon beschädigt zu werden; der seine Eyer in das Feuer legte, und seine Jungen zwange, da hinein zu gehen. Man machte von seinen Federn Kleider, die man an statt sie zu waschen, im Feuer reinigte. Einige haben diesen Vogel Semende oder Semendal, und auch Salamander genennet. Allein dieses ist eine Gattung von Eidexen (z). Wenn weiter nichts auserordentliches dabey wäre, auser daß er dem Brand eines Elements widerstehet, das zu dem Ende erschaffen zu seyn scheinet, damit es alles zernichten könne: so dürfte man ihn um deswillen (a) nicht als etwas fabelhaftes betrachten. Es wird niemand unbekannt seyn, daß es in Niederlanguedoc eine Art von Leinwand giebt, der von einem besondern Stein, welcher Alum de plümes (Amiant) genennet wird, gemacht ist; man bedient sich desselben bey Tische, wie der Servietten, und wenn er soll gereiniget werden, wirft man ihn ins

Feuer,

(y) Ex variis Autoribus Arab. apud *Bochartum*, ibid. pag. 823.

(z) V. les Mémoires de l'Académie des Sciences, Tom. III, Part. III, pag. 77. & *Pierii* Hieroglyph. Lib. XVI, fol. 119, & seq.

(a) *Casaubonus* giebt viele Beyspiele davon, in Athenaeum, Lib. VIII, cap. 13, pag. 619.

Feuer, eben so wie wir unsere gemeiniglich in Lauge legen und waschen *).

Siebender Abschnitt.

Staatsveränderungen, so in alten Zeiten in Indien vorgefallen.

Man findet keine an einander hängende Reihe von den Indianischen Königen.

Es wäre kein Wunder, wenn ein Leser sich Hofnung machte, in einer Geschichte, die insbesondere von Indien handelt, und aus einer so grossen Menge sowohl alter, als neuer Schriftsteller, zusammen getragen worden, eine an einander

*) Des Paradiesvogels müssen wir hier wegen einer Seltsamkeit Meldung thun, da man gemeiniglich davor hält, er habe keine Füsse. Daß dieses ein grosser Irrthum sey, erhellet aus dem kurzen Bericht des Tavernier. Derselbe meldet: Der Paradiesvogel, welcher die Muscatnüß sehr gerne isset, ermangelt nicht sich zu der Zeit, da sie reif sind, einzufinden, und kommen solche ganze Schaaren weiß, wie bey uns in Herbstzeit die Ziemer ziehen. Wenn die Nuß nun stark ist, so macht sie den Vogel dumm und er fällt in kurzem todt darnieder. Alsobald kommen die Ameisen, deren das Land voll ist, und fressen ihnen die Füsse ab. Daher kommts, daß man gemeiniglich sagt, es sey nie ein Paradiesvogel mit Füssen gesehen worden, welches aber wider die Wahrheit ist. Denn ich habe deren drey oder vier mit ihren Füssen gesehen, die von den Ameisen, wegen Kürze der Zeit noch nicht angegriffen waren. Voiages aux Indes, Tom. II, chap. XII.

ander hängende Reihe von Prinzen zu finden, die über diese weitläuftige und blühende Länder geherrscht haben. Eine solche Historie würde uns ohne Zweifel viele wichtige Begebenheiten, so wohl vom Krieg, als Frieden, wie auch von den Künsten und Wissenschaften hinterbringen; sie würde uns die Gemüthsneigungen des ganzen Volks, und der Könige, die dasselbe regieret haben, zu erkennen geben; und die Geschichte würde dadurch weit lehrreicher und vergnügender werden. Allein so vieles Nachsuchen ich auch wegen dieser Sache unternommen habe: so habe ich dennoch nichts entdecken können; und ich getraue mich kühnlich zu behaupten, daß kein Schriftsteller vorhanden ist, der eine solche Reihe der Könige geliefert habe, wie ich zu finden gewünscht. Alle diejenige, welche von Indien geschrieben haben, haben nur als Reisende davon geredet, die sich mehr an den Merkwürdigkeiten, an den auserordentlichen Dingen eines Landes, und bey seinem gegenwärtigen Zustand aufhalten, als bey dem, so vormals in demselben vorgefallen ist. Hierzu kommt noch, daß wir keinen Schriftsteller von dem Volk selbst haben, der uns die Folge seiner Könige hinterlassen habe. Es ist demnach gar nicht zu verwundern, daß uns dieselbe völlig unbekannt ist.

Unterdessen ist es gewiß, daß die Regimentsform in Indien jederzeit monarchisch gewesen; daß daselbst mehr Könige regieret, als bey keinem einzigen Volk in der ganzen Welt; und daß viele

Ihre Kriegsmacht.

le von ihnen sich die Herrschaft über eine grosse Anzahl der andern zuwegen gebracht hatten. Plinius (b), der verschiedene Nachrichten vor Augen gehabt, berichtet, die Indianer zähleten von den Eroberungen des Bacchus, bis auf die Ankunft Alexanders des grossen, welches vor sie zwey wichtige Zeitpuncte waren, hundert und drey und funfzig Könige. Aber es ist auch wahr, daß die Anzahl dieser Beherrscher, durch die Erweiterung des Zwischenraums, den er zwischen diese beyde Ueberwinder setzt, und auf 6402. Jahre und drey Monate rechnet, ziemlich verdächtig wird †); es seye denn, daß man annehme, ihre Jahre wären, wenigstens in den allerältesten Zeiten, weit kürzer gewesen, als die unsrigen, dergleichen

(b) Historia Naturalis, Lib. VI, cap. 18. & 19.

†) Ich habe zwar den Plinius nicht bey der Hand, und kan also nicht sagen, was von dieser Stelle bey diesem Schriftsteller stehe. Inzwischen finde ich beym Arrianus in Indicis, Cap. 9. fast eben dasselbe, doch mit dem Unterscheid, daß die Indianer, nicht bis auf die Ankunft Alexanders, sondern bis auf den Sandrocotus, hundert und drey und funfzig Könige, und nicht sechs tausend vierhundert und zwey, sondern sechstausend und zwey und vierzig Jahre gezählet: In welcher Zeit sie dreymal frey gewesen, einmal bey dreyhundert Jahre, das anderemal hundert und zwanzig, die Zeit aber, die sie zuletzt frey gewesen, ist nicht angezeigt, weil sich bey dem Arrian hier eine Lücke findet.

gleichen man auch bey den alten Egyptern antrift. Was er noch weiter hinzusetzt, enthält nichts, das wider die Regeln der Wahrscheinlichkeit streitet. Er sagt, die Unterthanen des Königs der Gangarider hätten ihm eine Macht von siebenzig tausend Mann zu Fuß, tausend Pferde und siebenhundert Elephanten auf den Beinen gehalten: die Galmodresier, nebst ihren Bundsverwandten, hätten ihrem Prinzen ein Heer von funfzig tausend Mann zu Fuß, drey tausend Reutern und vierhundert Elephanten besoldet; das Land der Andarier, welches reicher und weitläuftiger gewesen, als die übrigen alle, habe zur Beschützung seiner Grenzen hundert tausend Mann Fußvolk, zwey tausend Pferde und tausend Elephanten gehalten; die Landschaft der Prasier, in welcher Palimbothra die Hauptstadt war, habe sechsmal hundert tausend Mann zu Fuß, dreyßig tausend Reuter und neun tausend Elephanten aufbringen können. Durch Beyhülfe dieses schwachen Lichtstrahls siehet man doch erstlich, wie stark Indien müsse bevölkert gewesen seyn; weil die einzige Ordnung der Kriegsleute in jedem Land eine so grosse Anzahl von Soldaten abgeben konnte. Die Ursache davon ist leicht zu begreifen; denn die Luft ist daselbst sehr rein, Speise und Trank sehr gesund und in grossem Ueberfluß; wozu noch kommt, daß die Indianer niemals aus ihrem Land gezogen, um sich anderswo nieder zu lassen. Zweytens scheinet es bey ihnen nicht gebräuchlich gewesen zu seyn, daß sie

dem König jährliche Steuern und Auflagen bezahlet; sondern vielmehr, daß sie es über sich genommen, seinen Hofstaat, Familie und Kriegsmacht frey zu halten, wie solches auch bey den Persern, ihren Nachbarn, unter den Regierungen des Cyrus und des Cambyses, üblich gewesen. Drittens ist daraus abzunehmen, wie sehr gemein die Elephanten in diesem Land gewesen, und wie einen grossen Nutzen sie im Krieg geleistet. Viertens sieht man auch im Gegentheil, daß die Pferde in Indien rar gewesen; weil die Reuterey bey den Kriegsheeren gegen das Fußvolk gar keine Verhältnis hatte. Diejenige Pferde, welche in dem Land selbst gezogen werden, sind von mittelmäßiger Güte; die Guten kommen alle aus Persien.

Wichtige Veränderungen.

In Ermangelung mehrerer und besserer Nachrichten müssen wir uns demnach mit einigen besonders merkwürdigen Veränderungen begnügen lassen, die zu Umkehrungen in der Regierung des abendlichen Theils von Indien Gelegenheit gegeben haben. Diese Landschaften sind zu allen Zeiten ein Gegenstand gewesen, um deswillen die Helden in Asien, Egypten und Griechenland eine Eifersucht auf einander geworfen. Eine alte Ueberlieferung meldete, daß Bacchus und Hercules mit ihren Waffen bis dahin durchgedrungen wären. Allein da mehrere grosse Sieger diesen Namen geführet, so sind die Geschichtschreiber wegen derer, die am ersten bis nach Indien ihre Siege fortgeführet haben, nicht einerley

nerley Meinung (c); und nach langen und mühsamen Untersuchungen würde man doch noch wichtige Schwierigkeiten und unvermeidliche Ungewißheiten wegen dieses Puncts aufzulösen übrig lassen. Nichts destoweniger hat es das Ansehen, dieser Bacchus seye der Sohn der Semele gewesen: wegen des Hercules aber läßt sich gar nichts ausmachen.

Megasthenes berichtet beym Arrian (d), daß Semiramis, welche sich vorgenommen hatte, ganz Asien zu bezwingen, von dem Tod sey übereilet worden, da sie eben alle Anstalten zu einem Einfall in Indien vorkehrete.

Obgleich Arrianus den Feldzug des Sesostris in diese entfernte Länder in Zweifel zieht: so sind doch bey andern Geschichtschreibern so umständliche Zeugnisse davon anzutreffen (e), daß man sich unmöglich entschlagen kan, ihnen Glauben beyzumessen. Diese Ueberwindung aber zoge in Ansehung der Regierung keine Folgen nach sich: indem dieser Prinz die Völker, so er

(c) Videatur *Lucianus*, in Baccho. *Arrianus*, de Expeditione Alexandri, pag. 318, 319. & 321. *Diodorus Siculus*, Bibl. Histor. Lib. II, pag. 123. *Strabo*, Geograph. Lib. XV, p. 711. *Quintus Curtius*, Lib. VIII, cap. 10. *Philostratus*, in vita Apollonii. Lib. II, cap. 8. & 9. *Plinius*, Lib. VI, cap. 16. & 17.

(d) In Indicis, cap. 5.

(e) V. l'Histoire d'Egypte, pag. 218.

durch den Schrecken vor seinen siegreichen Waffen unter das Joch gebracht hatte, sich nicht einmal zinsbar machte, und damit zufrieden war, daß sie die Oberherrschaft seines Thrones erkennen musten. Seine Nachfolger dachten nicht einmal daran, wie sie seine Eroberungen erhalten möchten.

Einfall des Darius Hystaspis.

Der Einbruch des Darius, des Sohns des Hystaspis, zoge weit wichtigere Veränderungen nach sich. Um die Schande, daß seine Waffen so einen schlechten Fortgang in den Wüsteneyen Scythiens gehabt, einiger massen auszulöschen, wendete er sich mit seiner Kriegsmacht gegen die Indianer. Er rückte in gröster Geschwindigkeit, und ehe sie sichs versahen, in ihre Königreiche ein (f); er unterwarfe sie seinem Scepter, und legte ihnen einen jährlichen Tribut von sechzig Talenten Goldes auf, welches bey nahe eilf Millionen Livres ausmachet. Er machte aus dieser seiner Eroberung die zwanzigste Statthalterschaft seines Reiches, und die Völker zu seinen Unterthanen. Sie thaten von der Zeit an, als seine Vasallen unter den persianischen Fahnen Kriegsdienste: und man findet ihrer in dem Verzeichnis der Völker, die bey den Kriegsheeren des Xerxes, Ochus und Darius Codomanus, des letzten Beherrschers dieser Monarchie, zu Felde gelegen.

Es

(f) V. l'Histoire des Perses, pag. 218.

Es ist glaublich, daß der Sohn des Hystaspes seine Eroberungen nicht weiter, als bis an den Indus, fortgeführet habe; aber Alexander drange weiter über diesen Strom hinein (g). Dieser Fürst, dem sich, auser seinen eignen Soldaten, niemalen etwas mit Nachdruck widersetzen konnte, hatte sich einmal fest vorgenommen, bis an das Ende der Erde fortzugehen, um sich sein günstiges Glücke zu Nutzen zu machen, und er machte sich eben fertig über den Hyphasis zu setzen, als seine Macedonier auf einmal stutzten, und ihm schlechterdings nicht weiter folgen wolten. Die Alten hatten auch von Indien weiter keine genaue Kenntniß, als nur bis an diesen Fluß. Der grösseste Theil von diesem weitläuftigen Reiche war schon der Herrschaft des Ueberwinders unterworfen. Der Ruf von seiner Tapferkeit, und seinen Siegen über die Perser und Bactrianer, war schon lange vor seiner Ankunft in diesen Königreichen erschollen. Er war kaum über die Grenzen gerückt: so reisete ihm schon Taxiles, einer der vornehmsten Könige dieser Nation, entgegen, und legte seine Krone zu seinen Füssen. Allein der macedonische Held war mit seiner Ehrerbietung vergnügt; er ließ ihn auf dem Thron seiner Vorfahren, und zeigte ihm, daß die Großmuth und eine edle Seele an ihm nicht weniger zu bewundern wäre, als seine Kriegstugen-

Einfall Alexanders des grossen.

(g) V. l'Histoire des Macédoniens, Part. V, Lib. V.

den, die seine Ankunft aus so weiter Entfernung vorher verkündiget hatten. Fast alle Könige des Lands folgten den Fußstapfen des Taxiles, und kehreten auch ganz vergnügt wieder zurücke. Porus, der ihm so sehr widerstanden hatte, bis auf den Augenblick, da er nicht im geringsten mehr im Stand ware sich zu wiedersetzen, wurde nicht so wohl durch die Waffen, als die Leutseligkeit Alexanders überwunden. Dieser Prinz begegnete ihm, als einem König, wie er es auch verlangt hatte; er vergrösserte die Macht seines Scepters; er setzte ihn über den grösten Theil der Könige, die der macedonische Sieger sich unterworfen und zinsbar gemacht hatte, und verordnete, daß nach seinem Abzug, Porus die Stelle des Alexanders vertreten sollte. Wir haben in der That bemerket (h), daß einer von den Nachfolgern dieses berühmten Königs von Indien Abgesandten an den Augustus geschickt, um ihn zu versichern, daß, ob sich gleich seine Herrschaft über sechshundert Könige von seiner Nation erstrecke, er nichts destoweniger bereit wäre, ihm zu gehorchen, und mit allen seinen Unterthanen, wohin er ihn nur gegen seine Feinde führen wolle, nachzufolgen.

Die Kriegsverrichtung Antiochus des grossen in Indien scheinet eben nicht gar zu beträchtlich gewesen zu seyn. Er machte daselbst nur ein Bündniß mit Sophagazones (i), der ihm viele Ele-

(h) v. supra. III. Abschnitt.
(i) *Polybius*, Lib. XI. Hist. cap. 8.

Elephanten und Lebensmittel gab. Weil er aus Ursachen, die uns kein Geschichtschreiber hinterlassen hat, nicht weiter einzudringen verlangte: so nahm er seinen Rückweg wieder nach Arachosien, und hinterliesse nur den Androsthenes von Cyzicus, dem er auftruge, vor die Erlegung des Geldes zu sorgen, das Sophagazones ihm zu geben versprochen hatte.

Achter Abschnitt.

Von der Handlung der Alten nach Indien.

Die Kenntniß, welche die Indianer von der Tapferkeit und den hohen Verdiensten des Römischen Ueberwinders hatten, beweiset, daß sie mit den gegen Abend wohnenden Völkern, seit dem Krieg mit den Macedoniern, eines öfteren Umgangs gewohnt gewesen (k). Die Stadthalter und Colonien, so Alexander in Indien gelassen hatte, führeten nicht nur die Sprache (l), sondern auch den Gottesdienst der Griechen in dem Land ein; und solches gab Gelegenheit zu beständigen Hin- und Herreisen aus Griechenland, Syrien und Egypten nach Indien. Die vortheilhafte Erzählungen und Beschreibungen von diesen neu entdeckten Reichen veran-

(k) *Strabo*, Geogr. p. 118. *Plinius*, Hist. nat. Lib. VI, cap. 23. *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. III, cap. 35.

(l) *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. III, c. 14.

laßten den egyptischen König Ptolemäus Philadelphus, daß er den Megasthenes und Dionysius (m) dahin sendete, damit sie ihm einen genauen Bericht von der Beschaffenheit dieser Länder, von der Gemüthsart der Einwohner, und von der Macht ihrer Könige abstatten möchten. Allein beyde betrogen jedermann durch lächerliche Fabeln, mit welchen sie ihre Erzählung auszuputzen vermeinten. Man hätte bis zu den äussersten Ausschweifungen leichtgläubig seyn müssen, wenn man ihren kindischen Fabeln hätte Glauben beymessen wollen, die sie, um sich vielleicht noch über den Ctesias, Nearch und Onesicritus hinaus zu schwingen, vorbrachten. Daimachus und Eratosthenes folgten fast völlig ihren Fußstapfen. Sie suchten mehr wunderbare und erstaunende Sachen zu erzählen, als die trockne Wahrheit zu liefern.

Handlung der Egypter.

Je mehr sie die Seltenheiten und Reichthümer dieses Lands erhoben, desto grössere Begierde erregten sie bey den Kaufleuten, mit ihrer Handlung in Indien einen Versuch zu thun. Philadelphus, der sich nicht weniger bemühete, Egypten zu bereichern, als die Künste und Wissenschaften darinnen in Flor zu bringen, bahnete ihnen einen Weg darzu. Er liesse an der abendlichen Küste des rothen Meers die Stadt Berenis-

(m) *Plinius*, Hist. nat. Lib. VI, cap. 17. *Strabo*, Geogr. Lib. II, pag. 70, & Lib. XV, per totum.

nice (n) erbauen. Weil man aber fande, daß dieser Hafen nicht so gut wäre, als man geglaubt hatte: so bediente man sich des Hafens von Myos-Hormos, der nicht weit davon, und viel besser war. Hier wurden alle Kaufmannswaaren, die man aus Indien, aus Persien, aus Arabien und Ethiopien brachte, ans Land gesetzt. Von da ließ er bis nach Coptos, einer an dem Nilstrom erbaueten Stadt, die ein wenig unterhalb Theben und zwölf Tagereisen von Berenice lage, einen grossen Canal führen; auf welchem, wenn man sich der Kameele nicht bedienen wollte, die Waaren nach Coptos gebracht wurden. Er trafe auch die Anordnung, daß unter Wegs viele Wirthshäuser errichtet würden, in denen die Reisende alles, was sie nur benöthiget waren, bekommen konnten. Von Coptos brachten die Kaufleute ihre Sachen auf dem Nil nach Alexandrien, woselbst die Handelsleute aus allen Abendländern die Waaren abholeten: und von dem, was man dagegen eintauschte, wurden von Tag zu Tag die folgende Ladungen nach Indien vermehrt.

Plinius (o) macht eine genaue Beschrei-

(n) *Strabo*, Geogr. Lib. XVII, pag. 815. *Prideaux*, ad ann. 259, pag. 16. Edit. Holl. *Maffey* Historia Indica, Part. I. Lib. I. cap. 18.

(o) Historiae nat. Lib. VI, cap. 23.

bung von dem Weg, welchen die Kaufleute nahmen, die diese Reise thaten. Von Alexandrien schiffeten sie den Nil hinauf bis nach Coptos: von dannen giengen sie nach Berenice, und begaben sich zu Myos-Hormos zu Schiffe. Wenn sie aus dem rothen Meer kamen, lieffen sie zu Ocellis, einem Hafen in Arabien, an dem Ausgang des Meerbusens, oder in dem Hafen zu Cana ein, der in eben der Landschaft ein wenig weiter aufwärts lag, oder aber bey dem Vorgebürge von Syagrus, welches heut zu Tage Fartak genannt wird. Von dannen gienge man, ohne sich unterwegs aufzuhalten, entweder nach Patale, welches an einem von den Mündungen des Indus lage, unter Seegel, oder nach Musiris, oder Barace, so nicht weit davon entfernet war, oder auch nach dem Eyland Taprobana, heut zu Tage Ceylon. Die Schiffe giengen gegen Anfang des Sommers ab, und kamen in eben dem Jahr noch vor dem Solstitio im Winter wieder nach Egypten zurücke.

Handlung der Römer nach Indien.

Diese Handlung war ein wichtiger Gegenstand vor die Herrschsucht der Römer, und ein nachdrücklicher Bewegungsgrund, sie zur Eroberung Egyptens anzureitzen. Nachdem sie sich nun von diesem Reich Meister gemacht, brachten sie es in noch weit blühendern Zustand, als es zuvor niemals gewesen war. Sie brachten jährlich wenigstens vor fünf Millionen Waaren dahin, und bekamen hundertmal so

viel

viel vor diejenigen, welche sie daher zurück brachten. Dieser Handel war ihnen noch um desto vortheilhafter, da durch denselben kein Geld aus der Republick oder dem Reich gienge, hingegen aber durch den Verkauf seltener und kostbarer Sachen, die sie aus Indien brachten, sehr vieles hinein gezogen wurde. Damals wuste man in Indien, und insonderheit in dem Eyland Taprobana, im Handel und Wandel noch gar nichts von dem Gebrauch des Gelds (p). Sie hatten so gar in dem innersten des Königreichs gar wenig, und gaben ihrem König anstatt des Gelds jährlich (q) tausend Talente Ambra. Nach allem Ansehen wurden auch die sechzig Talente Golds, so sie den Persern bezahlen musten, mit Waaren abgetragen. Die weite Entlegenheit der Länder und der feste Grundsatz der Indianer, niemalen aus ihrem Vaterland sich zu entfernen, erhielte sie jederzeit in der Unwissenheit in Ansehung des Werths der Sachen, die man bey ihnen einführte: und weil sie in ihrem Land das Helfenbein, den Purpur, die Metalle, Edelgesteine, Perlen, Seiden und Gewürze im Ueberfluß hatten; so gaben sie solches alles vor solche Dinge hin, die in Europa sehr gemein, und von geringem Werth waren. Das Eisen war die einzige Sache, die durch

(p) *Pausanias*, Descriptio Graeciae. Lib. III, cap. 12, pag. 235.

(q) *Ctesias*, in Indicis, p. 670.

durch die römischen Gesetze dahin zu bringen verboten war (r). Solchergestalt ziehen noch heut zu Tage die Handlungscompagnien, so sich über zwey Jahrhunderte in Indien festgesetzt haben, ihren Vortheil.

Der unbeschreibliche Nutzen, den diese Handlung einbrachte, bewoge viele Prinzen und andere reiche Leute, daß sie, wie die Römer, eine Handlung dahin zu errichten suchten. Herr Huet (s) zeigt, daß solches geschehen können, und auch wirklich von Norden her unternommen worden; und daß, wenn man sich des Mittelländischen, des schwarzen, und des caspischen Meers, nebst einer grossen Anzahl schifbarer Ströme, die zwischen den Ländern sind, bediente, nur ein sehr mittelmässiger Streich zu Lande zu durchreisen übrig bliebe. Alle Völker in Norden musten diesen Weg nothwendig nehmen, ob er gleich weit beschwerlicher war, als die Reise über den Ocean: weil die Römer keine andern Völker in das rothe Meer einlaufen liessen. Unter den Regierungen der Kayser haben es, von den Zeiten des Tiberius an, die Geschichtschreiber gänzlich aus der Acht gelassen, uns von dem Zustand der Schiffarth einige Nachricht aufzuschreiben. Inzwischen ist doch

so

(r) *Procopius*, de Bello Persico. Lib. I. c. 19.

(s) Siehe seine Histoire du Commerce et de la Navigation des Anciens. vom 51. bis 56. Capitel.

so viel gewiß, daß die Handlung von diesem Prinzen fleissig fortgesetzet wurde (t). Daher kam die Vermehrung der Zölle und Auflagen auf die Gewürze, Salben, Tücher, Farben, Thiere und andere Seltenheiten, die mehrentheils heut zu Tage wenig bekannt sind, wie man aus dem Verzeichniß sehen kan, das in der Sammlung des bürgerlichen Rechts befindlich ist (v).

Nach dieser Zeit, und zwar von dem fünften oder sechsten Jahrhundert an, bliebe alles ganz und

(t) *Pierre Gerberon*, Traité de la Navigation, cap. 4. Dieses Werk steht mit in dem neuen und schönen Recueil des Voiages en Asie depuis le XII, jusqu'au XV. siéde. A la Haye, 1735.

(v) *Digest.* L. XXXIX, t. 4. De Publicanis et Vectigalibus. Species pertinentes ad Vectigal, Cinnamomum, Piper longum, Piper album, Folium pentaspherum, Folium barbaricum, Costum, Costamomum, Nardi stachis, Castia turiana, Xilocassia, Smirna, Amomum, Zingiberi, Malabatrum, Aroma indicum, Calbane, Laser, Alchelucia, Sargo galla, Onix arabicus, Cardamomum, Xilo cinnamomum, Opus bysficum, pelles babylonicae, pelles parthicae, Ebur, Ferrum indicum, Carpasum, Lapis vniuersus, Margarita, Sardonix, Cerannium, Hyacinthus, Smaragdus, Adamas, Sapphirinus, Callainus

und gar liegen, nicht nur wegen der schweren Kriege, die man gegen die Barbaren hatte führen müssen, und des vielfältigen Verlusts, den das Reich in denselben erlitten hatte; sondern hauptsächlich wohl wegen der Nachlässigkeit der Kayser. Dergestalt war unter andern die Seide in den Abendländern ungemein theuer geworden, als man eben gleichsam ganz von ohngefähr ein Mittel ausfündig machte, sie häufig zu ziehen und zu verarbeiten. Gegen das Jahr 550. kamen einige indianische Mönche nach Constantinopel, (x), und erfuhren, daß der Kayser Justinian nichts mehr wünschte, als daß in seinen Ländern könnte Seide gezogen werden. Sie erbothen sich demselben dazu behülflich zu seyn, und dieser Prinz nahm ihr Anerbieten an, und thate ihnen grosse Versprechungen. Sie begaben sich daher wieder nach Indien und brachten bey ihrer Rückkunft aus der Landschaft Serinda Seidenwürmer, die sie auskriechen liessen, und mit Maulbeerblättern fütterten. Sie zeigten, wie man mit dem Seidenbau umgehen; und die Seide verarbeiten müsse, und errichte-

nus, Beryllus, Chelimae, Hopia indica vel adserta, Metaxa, Vestis serica, vel subserica, vel attineta, Carbasea, Nema sericum, Spadones, Indici Leones, Leoenae, Pardi, Leopardi, Pantherae, Purpura, item Marocorum, Lana, Ficcus, Capilli Indici.

(x) *Procopius*, Histor. Arcan. cap. 17.

richteten mit einem Wort die Manufacturen in dem Reich. Ich habe es an einem andern Ort weitläuftig erzählet (y), wie die Türken neun Jahre hernach, zum Vortheil ihres Seidenhandels, mit den Römern einen Tractat errichteten, der den Preiß der Seide in dem Reich sehr herunter setzte.

Bis dahin war, vor die Europäischen Länder, nur zu Tyrus und Berytus, zweyen Städten in Phoenicien, Seide gebauet worden (z); und sie war doch noch so theuer gewesen, daß der Kayser Justinian sich genöthiget sahe, das Pfund auf acht Goldthaler zu schätzen, welches nach unserm Geld sich auf sechs und neunzig Livres belauft, und diese beträchtliche Summe veranlaßte demnach eine grosse Unordnung in der Handlung, weil die Kaufleute vorwendeten, sie müsten dabey einen Verlust haben.

Neunter Abschnitt.

Veränderungen, so in den mittlern und neuern Zeiten sich in Indien zugetragen.

Die Handlung, so die Römer, die Syrer und Araber nach Indien errichteten, nachdem durch die Kriegsverrichtungen Alexanders

(y) Histoire Romaine, die unter dem Namen Lorenz Echarts heraus gekommen, Tom. X, pag. 22.

(z) Loc. cit, cap. 25.

ders des grossen die Reichthümer dieser Länder recht bekannt geworden, brachte in Ansehung der höchsten Oberherrschaft nicht die geringste Veränderung hervor. Diese Völker liessen sich mit den Schätzen und Reichthümern, die sie aus Indien zogen, begnügen, und thaten nicht einmal den geringsten Versuch, sich von den Einwohnern des festen Lands, und noch weniger von denen Völkern, in den benachbarten Eylanden Meister zu machen; und sich dieselben zu unterwerfen; sie handelten mit ihnen als mit getreuen Freunden, mit welchen sie in gutem Vernehmen lebten, und deren Frieden und Ruhestand sie aus dieser Ursache nicht zu unterbrechen verlangten. Das ist der Unterscheid, so sich zwischen diesen Völkern alter Zeiten, und denen Eroberern aus den letztern Jahrhunderten findet. Nachdem diese zur See einen Weg nach Indien entdeckt, so haben sie sich nicht damit befriedigen lassen, daß sie dahin handeln konnten, wie andere Völker auch; sondern sie vermeinten überdas berechtiget zu seyn, den Indianern öffentlich den Krieg anzukündigen; sich ihrer Häfen und aller Güter zu bemächtigen, und sie zur Dienstbarkeit zu zwingen. Bis daher hatten sie des Vergnügens einer süssen Freyheit genossen, die sie von aller Unterwürfigkeit einer fremden Herrschaft bewahret hatte. Selbst der Ehrgeitz Alexanders suchte von ihnen nichts, als den Namen ihres Ueberwinders zu erhalten, ohne die Reiche der erblich auf einander folgenden

Prin-

Prinzen zu unterbrechen. Er liesse sie insgesammt auf dem Thron ihrer Väter, und suchte sie nur so weit unterwürfig zu machen, als sie sich selbst gegen mächtigere und grössere Monarchen zu erniedrigen pflegten, wie es auch noch bis auf den heutigen Tag unter ihnen geschiehet. Weil ihm ihre Zärtlichkeit in diesem Stücke nicht unbekannt war, und er befürchtete, seine Eroberungen möchten ihm durch ihre Menge endlich selbst zur Last werden: so strebte er gar nicht nach dem Namen eines Königs von Indien. Er überließ denselben dem tapfern Porus (a), als demjenigen, dessen großmüthiges Herze wohl würdig ware, über seine ganze Nation zu herrschen; und er untergab viele kleine und bisher freygewesene Prinzen seiner Bothmässigkeit, die der Schrecken vor dem Macedonischen Namen von fernen Landen her zu dem Thron des Siegers gebracht hatte, oder welche mit weniger Mühe waren überwältiget worden.

Die zinsbar oder zu Vasallen gemachte Fürsten, welche schon seit langen Zeiten dieser Gattung der Unterwürfigkeit gewohnt waren, ertrugen sie ohne einige Wiederrede; und den Unterthanen, Hochachtung des Volks gegen seine Könige.

(a) *Aelianus*, Lib. V, cap. 20. *Plutarchus*, in Alexandro et de eius fortuna. *Strabo*, Lib. XVI. *Diodorus Siculus*, Bibl. hist. Lib. XVIII, pag. 559. *Justinus*, Lib. XII, cap. 8. *Q. Curtius*, Lib. VIII, cap. 13.

thanen, so von Natur gehorsam, friedfertig und einfältig waren, war sogar der Name des Aufruhrs unbekannt. Es war vielmehr im Gegentheil ihre Hauptbemühung dahin gerichtet, wie sie sich ihren Beherrschern gefällig machen möchten. Solches ist deutlich aus der Art, wie sie sich zu ihren Personen näherten, abzunehmen. Weil es bey denen orientalischen Völkern eingeführet ist, daß sie niemals mit leeren Händen vor ihrem Prinzen erscheinen; so brachten ihm die Indianer gemeiniglich Blumen, oder von denselben distilirtes Wasser, dar, um ihre Hochachtung gegen ihn dadurch an den Tag zu legen, und wiederholeten vielmal, auf denen Knien vor seinem Thron liegend, dieses schmeichelhafte Lob, so bey ihnen eine gemeine Formul geworden war: „Seyd ewig glücklich (b), unserer Verehrung „würdiger Prinz; glänzendes Gestirne, das sein „Licht von keinem andern erborget; reitzende „Schönheit, die den Purpur und Königlichen „Stuhl zieret; der ihr die Quelle alles unseres „Wohlstands seyd, und wie eine andere Sonne „aufgehet, um die Strahlen eures Lichts, und „die Freude in den Herzen eurer Unterthanen „auszubreiten. Ihr seyd so heilsam und wohlthätig, wie dieses vornehmste Gestirne, und „gebt der Erde die Fruchtbarkeit und das Gedeyen, davon die Menschen erhalten werden: ihr

(b) *Pierius Valerianus*, Hieroglyph. Lib. LV, p. 401.

„ihr erleuchtet ihre Unternehmungen, ihr gebet „ihnen Weißheit, und führet sie zur Glückselig„keit. Der GOtt des Himmels hat euch die „Kennzeichen seiner Macht mitgetheilt; eure „Hände erhalten in seinem Namen die Welt „von einem Ende bis zum andern; durch euch „giebt er dem Himmel seine Bewegung, durch „euch lenkt er die Sterne in ihrem Lauf, und „giebt ihnen ihr funkelndes Licht. Von eurem „Angesicht erhalten sie allen ihren Glanz, weil „ihr selbst das lebendige Ebenbild des himmli„schen Lichts seyd. Daher, o Herr, soll mir „nichts liebers seyn, als euer Wohlwollen, eure „Freundschaft, Gütigkeit, und Gnade; weil „sie die Ursache meiner Glückseligkeit sind, und „dieselbe gewiß machen.„ Nach diesem Eingang brachte man sodenn sein Begehren hervor. Eine so tiefe und ehrerbietige Hochachtung setzet den Thron gegen allen Aufruhr in Sicherheit, und ist das allergewisseste Pfand eines beständigen und dauerhaften Friedens.

Solcher Ruhe genosse man nun in Indien seit mehr als funfzehnhundert Jahren her, von der Verrichtung Alexanders an gerechnet: als sich auf einmal in Norden ein Prinz erhobe, der so voll von Ergeitz war, wie der macedonische Held immermehr, und die Verwüstung in ganz Asien ausbreitete. Bey diesen Merkmalen kann der berühmte und fürchterliche Jingis Kan erkannt werden, den andere auch Gengis, Gehinghis, Cingis, Gangius oder Guingis

Eroberungen der Tartarn.

Kan nennen. Es wird nirgends in der Geschichte einer so grossen und plötzlichen Veränderung Meldung gethan, als diese war, welche die Tartarn verursachten; über welche, genau zu reden, Zingis der erste Kan, das ist, König oder Monarch, war. In einer Zeit von vierzig Jahren überwältigten er und seine Söhne China, Indien, Persien, Syrien, alle die weitläuftigen Länder, so über das caspische und schwarze Meer hinaus, bis an das Eismeer liegen, nebst Rußland, Pohlen und einem Theil von Teutschland. So gar auch unsere *) Könige wurden von Verwunderung über die Geschwindigkeit ihrer Siege, von Erstaunen und Schrecken ganz eingenommen. Es scheinet, als hätten sie befürchtet, die Ueberwinder des mächtigen chinesischen Reichs möchten auch Frankreich zu überwältigen Vorhabens seyn; weil sie den ganzen Erdkreiß bedroheten. Ich will es auf eine andere Gelegenheit verspahren, die Denkschriften und Urkunden von dieser Sache, so ich gesammlet habe, mir zu Nutzen zu machen, und will daher von den Eroberungen der Tartarn nichts weiter erzehlen, als was wegen der Staatsveränderungen und Religion in einer Geschichte von Indien schlechterdings nothwendig muß beygebracht werden.

Herkunft des Zingis Kan.

Unter der fast unzähligen Menge von Völkern, welche in den nördlichen Gegenden von Asien

*) Die Französische.

Asien und Europa wohneten, war eines, welches das ganze oberhalb China, Indien und bis ans caspische Meer gelegene Land innen hatte, über die Massen zahlreich. Diese Leute, von welchen bisher die andere Nationen fast gar nichts gewust hatten, wurden die Geissel anderer Völker, so bald sie nur anfiengen, sich durch die Kriege des berühmten Zingis Kan bekannt zu machen (c). Er wurde in der Landschaft Dongouz, im Jahr 1154. nach der Geburt JEsu Christi (d), und im 549. der Hegira, nach andern aber (e) zehn Jahre später, in dem Monath, der, nach der Gewohnheit der Tartarn, den Namen des Schweins führet, zur Welt gebracht. Er war ein Sohn des Jessugi Bayadur Kan, eines tarterischen Prinzens, welcher ohngefähr dreyssig oder vierzig tausend Familien, die ihm alle den Zehenden von ihren Heerden geben musten, unter seiner Bothmässigkeit hatte; und dessen Titul eines Kans bey seinem Volk das Hauptkennzeichen der Unabhängigkeit und Souverainität ist. Einige Geschicht-

(c) V. *Gerberon*, Histoire des Tartares, et *Petit de la Croix*, Histoire de Geingis Kan.

(d) *D' Herbelot*, Bibliotheque Orientale unter dem Wort Geingiz.

(e) *Abulgasi Bayadur Kan*, Histoire généalogique des Tartares, part. III. cap. I. Diesem Verfasser, werden wir als dem glaubwürdigsten folgen.

schichtschreiber (f) haben, entweder um seine Herkunft nur verächtlich zu machen, oder um desto mehr wunderbares in seine Geschichte zu bringen, vorgegeben, daß sein Vater ein gemeiner Mann gewesen. Zingis, der, als sein Vater mit Tod abgienge, nur dreyzehen Jahre alt war, muste es auch mit ansehen, daß zwey Drittheile der ihm unterworfenen Familien von ihm abfielen, und ihn verliessen. Dieselben waren von dem Jessugi Bayadur in einer Sache vor den Kopf gestossen worden, und machten sich nun den Umstand mit seinem Todesfall zu Nutzen, um ihre Rache auszuüben, und sich unter den Schutz des Burganay Kariltak zu begeben. Zingis, dem die Natur vor vielen andern Fürsten einen hohen Verstand und grosse Tapferkeit mitgetheilet hatte, schiene sich aus diesem Abfall ganz und gar nichts zu machen. Er brachte es gar bald dahin, daß er von seinen Unterthanen sehr geliebt und hochgeachtet wurde: er brachte ihnen vor allen Dingen die Liebe zu den Waffen bey, die ihm von Natur eingepflanzet war; er machte gute Anordnungen, und gewöhnte sie unvermerkt zu allen Kriegsübungen; er erweckte bey ihnen eine rechte Lust dazu, durch die Hofnung, womit er ihnen schmeichelte, daß

sie

(f) Siehe des Armeniers *Haiton*, Histoire orientale, chap. 16, und die Observations sur les parties septemtrionales du Monde, des Mönchs *Bacon*, pag. 10.

sie einmal Herrn über den ganzen Erdkreiß wer-
den würden.

Er begiebt sich an den Hof des Priester Johann.

Ehe er diese weitläuftige Unternehmungen aus-
führen wollte, hielte er es vor gut, sich auf einige
Zeit an den Hof des berühmten Priester Jo-
hann zu begeben, den man mit dem König von
Abyssinien, der gleichen Namen führen soll,
nicht verwechseln muß. Dieser (g) war ein
nestorianischer Priester aus Syrien, oder der
Gegend um Babylon, den sein Eifer, oder
Neugierde, oder auch sein Ehrgeitz in die Tarta-
rey geführet hatte. Seine Reden und ange-
nehmer Umgang brachten ihm die Hochachtung
und Bewunderung dieser bäurischen und wilden
Völker zuwegen. Viele nahmen ihn vor ihr
Oberhaupt an; und eine grosse Menge Haus-
haltungen legten ihm die Ehrenbezeugungen bey,
die einem obersten Beherrscher zukommen. Da
er nun dergestalt durch die Anreitzungen eines
Glücks, das sich ihm unvermuthet darbote, ver-
führet wurde; so wuste er seinen eigenen Vor-
theil mit dem Besten der Religion, welche er pre-
digte, sehr wohl zu vereinigen, und sahe sich bald
als das Haupt einer mächtigen Monarchie.
Diese ist es, welche man das Reich des Priester
Johanns nennete. Die morgenländischen Völ-

(g) *Marco Paulo*, Rélation des pais orientaux, Lib, I, cap. 51, et seq. *Bacon*, Observations sur les parties septentionales du Monde, pag. 18.

ker nennen ihn Avenk, oder Ungh-Chan; und beym Abulpharagius kommt er unter dem Namen Malek Johanna, des Königs Johann, vor.

Er treibt seine rebellische Unterthanen zu Paaren.

Nachdem Zingis eine von seinen Töchtern, die eine Christin war, geheurathet hatte (h); damit er sich des Beystands eines so mächtigen Bundsgenossen, und der ihm in seinen weitläuftigen Absichten vortreflich beyzustehen im Stand war, versichern möchte; so kehrete er wieder in sein Reich zurücke, mit dem festen Vorsatz, nunmehro dieselben ausbrechen zu lassen. Seine ersten Feldzüge, die er, mit dem glücklichsten Ausschlag, in den Diensten des Priester Johann gethan hatte, waren das rühmliche Vorspiel der grossen Menge von Siegen, die er in seinem eigenen Namen befechten sollte. Er gienge in das acht und dreyssigste Jahr seines Alters, als ein Mann von den Stämmen, die sich seiner Bothmässigkeit entzogen hatten, zu ihm kam (i), und ihm die Nachricht gab, daß einige von ihnen Vorhabens wären, ihn unvermuthet zu überfallen. Zingis, der seine Macht schon sehr beträchtlich verstärkt hatte, nachdem er einige von denen aufrührischen Horden wieder zum Gehorsam gebracht, wiese denenjenigen, die ihm bisher getreu verblieben waren, einen allgemeinen

(h) *D' Herbelot.*

(i) *Abulgasi Bayadur Kan*, Histoire gén. des Tartares, part. III, chap. 2.

nen Sammelplatz an. Er zeigte jedem Stamm, an welchem Ort er sich in Ordnung stellen sollte; lieferte alsdenn seinen Feinden ein Treffen, das vor ihn so glücklich ausfiele, daß, was von seinem Feind nicht auf dem Platz bliebe, dennoch gefangen genommen wurde. Um denen, die sich irgend ins künftige ihm widersetzen wollten, einen Schrecken einzujagen, liesse er die Köpfe seiner vornehmsten Gefangenen in grosse Kessel mit kochendem Wasser schmeissen. Diese grausame That verursachte bey den übrigen aufrührischen Horden eine grosse Furcht: daher sie weiter keine Schwierigkeit machten, den Ueberwinder vor ihren Kan zu erkennen. Dieses geschahe im Jahr 1187, wenn wir dem **Marcus Paulus** folgen, dessen Rechnung (k) mit des Fürsten Abulgasi seiner nicht übereinstimmet.

Er bemächtigt sich des Reichs des Priester Johann.

Da nun Zingis ein Beherrscher eines zahlreichen Volks geworden war: so glaubte er in einem solchen Stand zu seyn, daß er die Tochter des Unk Chan, des Sohns und Nachfolgers des Priester Johann zur Gemahlin begehren dürfte. Allein der Bewegungsgrund, um deswillen er die Willfahrung seines Begehrens zu erlangen verhofte, war im Gegentheil die Ursache, daß er

(k) **Marcus Paulus** hatte sich lange Zeit an dem Hof des Coplai, eines Sohnes des Zingis, aufgehalten; und Abulgasi ist ein tartarischer Fürst, der die genealogische Geschichte der Prinzen seines Volks geschrieben hat.

eine abschlägige Antwort bekam. Seine grosse Macht und die Geschwindigkeit seiner Eroberungen erregte bey denen Prinzen seiner Nation eine starke Eifersucht. Unk Chan, welcher befürchtete, diese anderweite Vermählung mit seinem Geschlechte möchte dem Zingis einen Vorwand an die Hand geben, ihm seine Crone zu rauben, gab denen Abgesandten dieses Prinzen zur Antwort: er wollte seine Tochter lieber den Flammen aufopfern, als ihm zur Gemahlin geben. Zingis nahm solches vor eine grosse Beschimpfung auf. Er kündigte dem nestorianischen König den Krieg an; erlegte ihn an der Spitze seines Kriegsheeres; er überwältigte sein Königreich, und wurde im Jahr 1202, und dem 599. der Hegira, als der allgemeine Kan über alle Tartarn ausgerufen.

Er wird zum allgemeinen Beherrscher aller Tartarn erkläret.

Als diese Ceremonie vorfiele, kam einer von den Schwiegervätern des Zingis, und sagte, er sollte ihm auf Befehl GOttes zu wissen thun, daß er sich künftighin Zingis nennen, und allen seinen Unterthanen bekannt machen sollte, daß ihm von nun an dieser Titel jederzeit von ihnen sollte beygeleget werden. Bisher nämlich hatte er keinen andern Namen, als Tamuzin, geführet: allein der Name Zingis gab ihm den Rang und die Herrschaft über alle andere Prinzen der Tartarn. Denn Zin heißt in mogolischer Sprache so viel, wie Groß, und die dazu gesetzte Endung gis macht den Superlativum, sehr groß, oder der allergrösseste aus.

Zingis

Zingis glaubte nunmehro verbunden zu seyn, durch neue Eroberungen der hohen Würde, so ihm war beygelegt worden, noch grössern Glanz zuwegen zu bringen. Er drange daher mit gewafneter Hand in die Halbinsel von Indien diesseits des Ganges ein, welche die Tartarn das Königreich Tangut nennen; und rückte unter beständigen Siegen bis an die Hauptstadt des Landes fort. Der Prinz (l), so damalen daselbst regierte, war der höchste Monarch über ganz Indien, und schon von einem sehr hohen Alter. Er schlosse sich in seinen Palast ein, und versahe den Platz mit Befestigungswerkern und allem, was zu einer tapfern Vertheidigung nur nöthig war. Doch aller Sorgfalt und Wachsamkeit ohnerachtet, machte sich Zingis, durch einen allgemeinen Sturm, den er nach einer Belagerung von einigen Wochen thun ließ, Meister von der Stadt. Er ließ den indianischen König aufs grausamste niedermachen, weil er seinen Thron vertheidiget hatte, und die Mauern der Stadt niederreissen. Hierauf musten ihn alle kleine Königreiche vor ihren Beherrscher erkennen; und er liesse Stadthalter daselbst, denen er anbefahle, das Volk in dem Gehorsam und der Unterwerfung, wozu er sie gezwungen hatte, zu erhalten.

Eroberung Indiens

Von

(l) *Abulgasi Bayadur Kan*, Hist. gen. des Tartares, part. III, chap. 6.

Bezwingung von China, Bactriana und Persien.

Von dannen gieng er mit seinen siegreichen Waffen bis nach China. Die Einwohner dieses Reiches, welche so wohl im Kriegserfahren, als wohl gesittet waren, widersetzten sich ihm mit unglaublicher Tapferkeit. Allein Zingis, den kein Widerstand von seinem Vorhaben abzubringen vermogte, und der mit leichter Mühe seine abgehende Kriegsvölker mit frischen wieder ersetzen konnte, so oft nur dasselbe nöthig war, empfande, daß sein Muth und seine Herzhaftigkeit durch die Schwierigkeiten, die er bey jedem Schritt antrafe, nur um destomehr verstärkt würden. Seine Beständigkeit führete ihn endlich, nachdem er innerhalb vier Jahren, die der Krieg gedauret hatte, bald gesieget hatte, bald wieder war geschlagen worden, bis an die Mauern von Pekin, der Hauptstadt des weitläuftigen chinesischen Reiches, welche er, wie so viele andere Plätze, im Jahr 1210. mit stürmender Hand überwältigte. Mit dieser Eroberung war er sehr zufrieden, und nach derselben brachte er nur nach und nach die nördlichen Landschaften dieses Reichs unter seinen Gehorsam. Als er von dieser Eroberung wieder zurück kehrte, bemächtigte er sich auch des Theils von Indien, der jenseits des Ganges liegt. Er hatte zu gleicher Zeit viele Kriegsheere auf den Beinen, die er zum Theil selbst anführte, zum Theil aber durch geschickte Feldherrn, auf die er sich zuverlassen hatte, commandiren ließ: und bis auf seinen Tod, der sich im Jahr 1227. ereignete, wurde der Lauf seiner Siege nicht unterbrochen.

Auf

Auf diese Weise vereinigte er mit seinem Reich Bactriana, Sogdiana und das Land von Iran, das ist, fast ganz Persien; denn vollkommen wurde es erst vom Taulai und Ugdai, zweyen von seinen Söhnen und Nachfolgern, bezwungen.

Als er endlich sich unter der Last anwachsender Jahre, und den Beschwerlichkeiten eines mühseligen und beständig herum irrenden Lebens beugte; so merkte er, daß nunmehro bald seine letzte Stunde herannahete, und beschlosse demnach den Unruhen, welche nach seinem Ableben über die Theilung seiner Staaten entstehen könnten, zuvorzukommen. Ob er nun gleich eine grosse Anzahl Weiber gehabt hatte, die insgesamt von vornehmen Herkommen waren: so erwählete er dennoch nur die Kinder, welche er von seiner ersten Gemahlin erzeugt hatte, zu seinen Nachfolgern, und selbige waren Juzi, Zagathai, Ugdai und Taulai. Er empfahle es ihnen angelegentlich und ernstlich, daß sie nicht nur niemalen sich die Königreiche sollten aus den Händen reissen lassen, die er durch seine Tapferkeit erobert hätte; sondern daß sie auch seinen Fußstapfen tapfer nachgehen, den von ihm ererbten Ruhm erhalten, die Bezwingung der ganzen Welt, als eine Pflicht, die er ihnen hiermit auflegte, ansehen, und die Waffen nicht eher, als mit ihrem Leben ablegen sollten. Um deswillen bathe er sie inständig, daß sie jederzeit eine unverbrüchliche Einigkeit unter einander erhalten möchten.

Tod des Zingis.

Er

Theilung des Reichs.

Er erklärte hierauf den Ugdai oder Octai zu seinem Nachfolger auf dem kayserlichen Thron von Samarcande (m), dessen Herrschaft sich über das Land der Mogols und alle andere, die er überwältiget hatte, bis an den nördlichen Theil von China, diesen noch mit eingeschlossen, erstrecken sollte. Jagathai bekam vor seinen Theil Transoxana, das ist, die Landschaften, so jenseits des Flusses Oxus liegen, nebst dem Reich der Usbeken, welches eigentlich Turkestan ist. Chorassan, welches Bactriana und Sogdiana in sich begriffe, wurde nebst Persien und Indien, davon er selbst in eigner Person einen grossen Theil erobert hatte, dem Taulai gegeben. Seine Nachfolger Mangu, Coplai und Holazu, haben sich in den Geschichten berühmt gemacht. Gleichwie aber Juzi, der älteste von den Söhnen des Jingis, sechs Monate vor seinem Vater mit Tod abgegangen war; so traten in Ansehung der Erbschaft seine Söhne an seine Stelle. Sein Antheil kam auf den Batu, den ältesten seiner Söhne, und es fiele daher demselben das weitläuftige Land zu, das über dem caspischen Meer hinaus liegt. Hier fande er auf der Abendseite noch einen unermeßlichen Raum, womit er sein Reich vermehren konnte; und er sätumte auch nicht lange, diese Gelegenheit zu seinem Vortheil anzuwenden. Er ist der tartarische Fürst gewesen, der ganz Rußland, Mäh-

(m) *D' Herbelot*, Bibliotheque Orientale.

Mähren, Polen und Ungarn überschwemmete; und der sich eben in Bereitschaft setzte, gegen Constantinopel anzuziehen, als der Tod den Lauf seiner Siege und seine ehrgeitzige und weitaussehende Absichten auf einmal unterbrache. Tochtanisch, der neunte von seinen Nachfolgern, nahme dem Czaar Demetrius Iwanowitz im Jahr 1382. die Städte Moscau und Wolodimir ab. Das ist in der Kürze die Geschichte des berühmten Zingis Chan, den man mit Recht mit Alexandern dem grossen in Vergleichung bringet.

Aufstand des Tamerlan.

Die in gerader Linie von ihm herstammeten, hatten bey nahe zweyhundert Jahre auf dem Thron des so sehr weitläuftigen tartarischen Reichs gesessen, als sich in eben dem Volk und der Herkunft nach, aus der nämlichen Familie eine neue Geissel des menschlichen Geschlechts, nämlich der berühmte Timur Lenk, der unter dem Namen Tamerlan bekannter ist, erhube. Cobull, der Urgroßvater des Zingis (n), war ihr gemeinschaftlicher Stammvater, dem sie ihren Ursprung zu danken hatten: aber die Kühnheit und das Glücke hatten nicht beyde Linien gleich hoch in die Höhe geschwungen. Ob er gleich ein Vasall des Adill (o), eines von den Nachkommen des Zagathai, war: so war doch nichts desto min-

(n) *Abulgasi*, Histoire généalogique des Tartares, pag. 152.

(o) *Idem*, part. V, cap. 3.

minder Tamerlan auch das Oberhaupt des Stammes der Burlassen; und diese Würde machte ihm seinen Zustand als Vasall eines andern Fürsten, zu leben, viel unerträglicher. Die nach und nach abnehmende Macht des Adill bothe ihm eine gute Gelegenheit dar, sein Joch abzuwerfen. Der Thron, welcher schon unter vier Regierungen von Tag zu Tag mehr erschüttert worden, stunde nunmehr durch die Nachlässigkeit der Regenten auf schwachen Füssen. Es war ihnen nur noch der blose Schatten vom vormaligen Ansehen übrig geblieben: ganze Horden entzogen sich ungestraft ihrer Bothmäßigkeit; sie erwählten sich besondere Kans, und glaubten berechtiget zu seyn, nach eignem Gutdünken die Grenzen ihres Gehorsams und Unterwerfung abzumessen. Tamerlan, der damals noch viel zu schwach war, als daß er von seinen eignen Unterthanen eine solche Macht hätte zusammen bringen können, mit der er sich getrauet hätte, seinen Oberherrn anzugreifen, liesse sich mit Amir Hussein, der eben so dachte, wie er, in ein Bündniß ein. Nachdem sie beyderseits ihre Macht vereinigt hatten, so kündigten sie dem Adill öffentlich den Krieg an: sein Kriegsheer wurde von ihnen übern Haufen geworfen: die Ueberwinder bekamen ihn gefangen; liessen ihm Hände und Füsse binden, und ihn in einen Strom stürzen.

Er reisset alle Gewalt an sich.

Diesem Mord suchte Tamerlan damit eine Farbe anzustreichen, daß er vorgab, er habe dem Vaterland dadurch einen grossen Dienst geleistet;

stet; und damit es das Ansehen haben möchte, als strebte er im geringsten nicht nach der Krone; so setzte er sie dem Cabull, der aus Jagathais Geschlechte entsprossen war, auf das Haupt. Bald hernach habe er den Soiruc Tamisch, und folgends desselben Sohn Mahomet auf den Thron. Allein derjenige, der den Scepter dergestalt nach seinem Willkühr gabe und wieder nahme, behielte sich in der That den Gebrauch und alles Ansehen desselben zuvor. Des Namens des Prinzen bediente er sich dazu, daß er die andere Kans, so Nachkommen des mächtigen Zingis waren, bekriegete, ohne daß man wuste, daß er es thäte. Er brachte sie auch alle unter seine Botmässigkeit, oder stiesse sie vom Thron; und machte sich endlich seine unaufhörliche Siege dergestalt zu Nutzen, daß er seinen Wunsch vollkommen erlangte, und von allen vor den obersten Kan über alle Tartarn erkannt wurde. Als Amir Hussein sahe, daß der Ruhm von so vielen Eroberungen einig und allein der Person des Tamerlan zugeeignet wurde, ohnerachtet er an allem Antheil gehabt: so fassete er keine geringe Eifersucht deswegen. Er achtete das unter ihnen gewesene Bindniß nicht mehr, und dachte auf weiter nichts, als wie er sich mit Nachdruck zu seinem Nebenbuhler aufwerfen könnte. Sein Mißvergnügen brache mit gröster Heftigkeit aus: und endlich sahe man die beyden Urheber aller Unruhen an den Spitzen ihrer Heere gegen einander zum Vor-

schein kommen. Die Ebene von Balch, in dem Königreich gleiches Namens, an Chorasan, war das Schlachtfeld, auf welchem Hussein, bey der Niederlage seiner Kriegsmacht, auch selbst das Leben verlohre.

Er setzt sich auf den Thron des Zingis.

Sein Todesfall machte die Erhöhung des Tamerlan vollkommen. Alle Emirs (p), die Fürsten, die Feldherrn des Kriegsheeres in Zagathay, die Kans von Termed und das Oberhaupt der Cherifs, kamen zu Balch, oder zu Samarkand zusammen, und erwählten den Tamerlan zum Nachfolger auf dem kayserlichen Thron des Zagathay. Nachdem dieses öffentlich ausgeruffen worden, setzte er sich auf den Thron, nahme den goldenen Hauptschmuck, und gürtete sich das kayserliche Wehrgehenke an. Die vornehme Herren seiner Nation, welche dieser Ceremonie beywohnten, warfen sich vor den Füssen ihres neuen Beherrschers auf die Erde nieder, und überhäuften ihn mit tausend Wünschen von Glücke und Wohlergehen. Sie streueten mit vollen Händen das Gold und Edelgesteine auf sein Haupt, nach der Gewohnheit, die noch heut zu Tage bey den Tartarn im Schwange gehet, nicht nur bey Gele-

(p) Man findet dieses in der aus dem persianischen übersetzten Histoire de Timur Beck, Liv. II, chap. I, Der Verfasser heißt Chefereddin Ali, und ist mehr ein Lobredner seines Heldens, als sein Geschichtschreiber.

Gelegenheit der Krönungen ihrer Prinzen, sondern auch bey Verheurathungen anderer Personen. Sie gaben ihm den prächtigen Titel eines Kayfers des menschlichen Geschlechts und Ueberwinders der ganzen Welt: und von dieser Zeit an, war das ganze Land seiner Herrschaft unterworfen.

Von diesem Tage fangen die orientalischen Völker an, die Regierungszeit des Tamerlan (q) zu rechnen. Er fält in das 1379. Jahr nach der Geburt JEsu Christi, ins 781. der Hegira, und ins vier und dreyssigste Jahr des Alters dieses Prinzen. Seine Erhebung auf den Thron schiene ihm eine Verbindlichkeit zu seyn, denen Fußstapfen des Zingis, des berühmten Stifters dieses Reichs, nachzufolgen, und die Provinzen wieder mit gewafneter Hand zu bezwingen, die sich von der Herrschaft der Tartarn losgerissen hatten. Demnach begabe er sich gegen die Fürsten von Chorassan, von Segestan und Candahar zu Felde; er beraubte sie ihrer Staaten, und setzte Stadthalter an ihre Stellen. Auf diese Weise öfnete er sich den Weg nach Persien, welches Land er völlig überwältigte. Eroberung Persiens.

Im 800. Jahr der Hegira, und 1409. nach der Geburt Christi, nahme er sich vor, auch Indien zu bezwingen. Er fande auf seinem Er bezwinget Indien.

(q) *D' Herbelot* bey dem Wort *Timur*, und andere mehr.

Wege viele Schlösser, in denen sich entweder Aufrührer, oder Räuber aufhielten. Von diesen Plätzen insgesammt machte er sich Meister, und reinigte das Land von diesen gottlosen Tyrannen, und einer grossen Menge Gauren, oder Götzendienern, welche das Feuer anbeteten, und sich in Persien auf die Grenzen von Ostindien geflüchtet hatten. Cachemir war die erste Stadt, so ihm in die Hände fiele, und einen gar schlechten Widerstand thate. Allein er fande im Gegentheil vor der Hauptstadt des Landes, Namens Uldugin, die vor eine unüberwindliche Festung gehalten wurde, um desto mehr zu thun. Weil seine Kriegsmacht gar zu zahlreich war, als daß er sie ganz bey dieser Belagerung nöthig gehabt hätte: so sendete er viele Partheyen davon in die gegen Mittag gelegene Landschaften und gegen Dehli, woselbst der Sultan Mahmoud regierete. Nachdem er die Stadt Uldugin nebst dem Schloß mit Sturm erobert hatte, kam er mit seinem Heer gegen diesen Sultan angezogen, welcher mit dem Kern seiner Kriegsmacht, auch die Völker vieler kleinen benachbarten Fürsten, die einer so gut, wie der andere, den einreissenden Strom zu hemmen bedacht seyn musten, vereiniget hatte. Tamerlan lieferte ihnen ein entscheidendes Treffen, in welchem er sie nicht nur völlig übern Haufen warf; sondern auch bis an die Ufer des Ganges aufs hitzigste verfolgen ließ. Dieser Feldzug machte ihn zum Herrn des ganzen Lands,

das

das er sodenn in viele Stadthalterschaften eintheilte, welche er den Befehlshabern von seinem Kriegsheer, die am meisten ihre Tapferkeit bewiesen, zu verwalten übergabe. Die gemachte Beute wurde zur Belohnung den gemeinen Soldaten zu Theil.

Sein Tod.

Er war kaum im Triumph zu Samarkande, dem Hauptsitz seines Reichs wieder eingezogen, als er die Nachricht erhielte, daß Achmed in Bagdad, woraus er ihn einige Jahre vorher verjagt hatte, wieder angekommen wäre. Sein hohes Alter hielte ihn nicht davon ab, wider diesen Sultan nochmals einen Feldzug vorzunehmen, der denn aus Furcht vor dem Tamerlan ganz Mesopotamien räumete. Wenige Zeit hernach hatte der türkische Sultan, Bajazet, das Unglücke, mit ihm in Feindschaft zu verfallen; und diese Kriegsverrichtung nahme vor den stolzen Ottomannen einen traurigern Ausgang, als sie vor den Sultan von Bagdad gehabt hatte. Seine Niederlage und tiefe Erniedrigung erlaubten dem Ueberwinder wieder nach Samarkand zurücke zu kehren, woselbst er alsobald fürchterliche Zurüstungen zur Bezwingung von China vorkehrete. Allein er wurde gleich beym Anfang seines Vorhabens zurück gehalten. Er war noch nicht weiter als nach Otrar gekommen, als er einen heftigen Anfall der Krankheit empfande, die ihn auch im sechs und sechzigsten Jahr seines Alters, dem sechs und dreyssigsten von seiner Krönung, dem 807. der

Hegira, und 1405. nach der Geburt JEsu Christi, dahin risse.

Geschichte der Mogols seiner Nachfolger.

Von seinem Tod fienge sich das berühmte Reich der Mogols an, welches das einzige ist, das von einer unglaublichen Menge kleinerer Königreiche, die hin und her auf dem festen Land von Indien, und den umliegenden Inseln zerstreuet sind, bey seinem Geschlecht geblieben, und davon uns die Nachfolge der Beherrscher bekannt ist. Es wird nicht undienlich seyn, wenn wir eine kurze Nachricht davon geben. Wir wollen sie aus des Pater Catrou Geschichte der Mogols hernehmen, die auf die Nachrichten des Herrn Manochi, eines Venetianers, der vierzig Jahre lang an dem Hof des Mogols sich als Leibarzt des Kayfers aufgehalten, erbauet ist.

1405. Jahr. Miracha.

Die persianische Landschaft Irak, Cabulestan und Indien, waren, bey der Theilung der väterlichen Staaten, dem Miracha, dem dritten Sohn des Tamerlon, zugefallen (r). Dieser Prinz, richtete seinen Thron zu Herat, der Hauptstadt von Chorassan, auf. Die Klugheit erlaubte es ihm nicht, anders zu verfahren. Zwar hatte sich in der That sein Vater von den besten Festungen in Indostan Meister gemacht; derselbe hatte getreue Leute zu Stadthaltern verordnet; seine Besatzungen machten, daß das Volk keinen Aufstand erregen durfte; er

(r) *Bernier*, Histoire du Mogol. *Catrou*, Hist. du Mogol. *Thevenot*, et *Tavernier*, Voiages aux Indes, u. a. m.

er erhob einen beträchtlichen Tribut von allen Königen oder Stadthaltern des Lands: Allein sein Ansehen wurde in Indien nur durch den Schrecken vor seinem Namen erhalten. Miracha dessen Tapferkeit ihm noch nicht gleich grosse Furcht und Hochachtung erworben hatte, konnte Anfangs kaum mit gröster Mühe die Früchte von den Siegen, die Tamerlan über die Indianer befochten hatte, einerndten. Er kam alle Jahre an der Spitze einer zahlreichen Kriegsmacht, um den Tribut zu erheben, und sich ihnen als ihr Beherrscher und Souverain zu zeigen. 1405. Jahr.

Der König von Cascar war der einzige, der sich ihm zu unterwerfen verweigerte. Er hatte das Herz die Waffen gegen Miracha zu ergreifen, und machte ihn in einer Schlacht zum Gefangenen. Allein er bediente sich seines Sieges auf eine sehr großmüthige Art; er schenkte dem Miracha seine Freyheit wieder, mit der Bedingung, daß das Königreich Cascar von allen Auflagen völlig befreyet seyn sollte. Miracha, der in seinen Kriegen wieder den König von Cascar, bis zum siebendenmal widriges Glücke erfahren müssen, war endlich so glücklich, daß er auch einmal seinen Feind aus dem Feld schlug, und ihn gleichfalls in seine Hände bekam. Allein der Tartar, so auf seinen Sieg stolz war, zeigte, daß er weniger Menschlichkeit und Großmuth besase, wie der Indianer. Weit gefehlt, daß er seinem Gefangenen die Freyheit wieder Seine Undankbarkeit und Tod.

1465. Jahr. hätte geben sollen, die er von demselben auf eine so großmüthige Art empfangen hatte: er behielte ihn vielmehr in den Fesseln und ließ ihm die Augen ausstechen. Eine so übermachte Undankbarkeit, wurde durch eben denselben, gegen welchen man dergestalt verfahren hatte, bestraft. Der **Raja**, ohnerachtet er seines Gesichts beraubt war, hatte doch die Geschicklichkeit, daß er dem **Miracha** mit einem vergifteten Pfeil, den er demselben in die Brust schosse, den Tod zuschickte. Dieses ist eine solche Begebenheit, die vielleicht niemalen ihres gleichen gehabt. Der gefangene Prinz war so geschickt im Bogen schiessen, daß er genau in das Ziel schiessen konnte, wenn man nur an dem Ort, wohin er schiessen sollte, ein wenig ein Geräusche machte. Die Erzählung von dieser Geschicklichkeit kam dem **Mogol** wie eine Fabel vor; und er wollte deswegen selbst eine Probe machen. Er stellete sich an einen Ort, wo er mit dem Pfeil konnte erreichet werden, und ließ alsdenn seine Stimme hören. In dem Augenblick ließ der **Raja** nach dem Ort, wo die Stimme herkam, seinen Pfeil abfliegen, und schoß ihn dem **Miracha**, der damals sechs und vierzig Jahre regiert hatte, in den Leib.

1451. Jahr. **Abu-chaid wird verjagt, und wieder eingesetzt.**

Abuchaid, sein Sohn und Nachfolger, brachte seine Unterthanen, durch seinen Müßiggang und ein weibisches Leben, gegen sich auf. Sie jagten ihn aus seinem Pallast, und setzten seinen Bruder an seine Statt auf den Thron. Allein

sie

sie bekamen dadurch an den Platz einer Schlange, die sie verworfen hatten, ein noch giftigeres Ungeheuer. Sie sehnten sich nur gar zu bald wieder nach dem Abuchaid. Sie liessen ihn unter den Jaquirs, oder freywilligen Armen, aufsuchen; nahmen ihm selbst die zerrissene Lumpen von dem Leib, und gaben ihm die königliche Kleidung wieder. Weil er nun indessen mancherley Widerwärtigkeiten und Unglücke erfahren hatte; so hatte er auch gelernt, sich seines Glücks mit Mässigkeit zu bedienen. Eine Aufführung die voller Weisheit und Herzhaftigkeit war, ersetzte seine vormalige Unempfindlichkeit, und bedeckte die noch frische Grausamkeit, die er an der Person seines Bruders verüben ließ; welchem zur Rache, daß er sich unrechtmäßiger Weise des Regiments angemasset, und wegen seiner Tyranney, der Kopf vor die Füsse gelegt wurde. Allein ob er gleich in Ansehung der sanften und guten Regierung ganz verändert schiene: so blieb er im Grund doch eben derjenige, der er vorhin gewesen war; und es blickte manchmal noch seine natürliche Gemüthsart in gröster Deutlichkeit hervor. 1451. Jahr.

Unterdessen daß er noch mit der Eroberung von Samarkand und der benachtbarten Landschaften beschäftiget war, wendete man auf der andern Seite alles an, ihm die Stadt Herat wegzunehmen. Ibrahim Mirza, ein junger Fürst, dem zu Gefallen die Natur alle ihre Gütigkeit verschwendet zu haben schiene, hatte das Herz einer Prinzeßin von mogolischen Geblüte, welche Abu- Er zernichtet eine Zusammenverschwörung.

1451. Jahr. chaid in seinem Frauenzimmer im ledigen Stand zu bleiben zwange, zu rühren gewust. Die Prinzeßin, der die Abwesenheit des Königs ein wenig mehr Freyheit gestattete, als sie sonsten genosse, hatte ein Mittel gefunden, den Ibrahim in das Serail zu bringen. Sie brachte die Verschnittenen auf seine Seite, und ließ ihn zum König in Herat ausrufen. Der neue Sultan setzte sich in den Stand vermittelst der Waffen eine Krone zu erhalten, die er aus den Händen der Liebe empfangen hatte. Er zoge so viele Hülfsvölker zusammen, als ihm nur möglich war. Er gienge dem Abuchaid auf dem Weg gegen Samarkand entgegen, und erwartete seiner in einer Ebene, die er Zeit genug hatte, nach eignem Gefallen zu erwählen; er schiene endlich ganz ungedultig darüber zu werden, daß er seinen Sieg so lange aufschieben sollte. Seine Gegenwart machte den Abuchaid, wie er endlich an der Spitze des grösten Haufens von seiner Kriegsmacht zum Vorschein kam, ganz bestürzt. Allein er war schon allzunahe, als daß er wieder hätte zurückweichen können. Sein Nebenbuhler, der ihm an Menge sehr überlegen war, fienge schon an, das Kriegsheer des Königs zu umzingeln, als eben zu rechter Zeit der Rest der königlichen Völker ankame. Ibrahim, der nur um der zärtlichsten Empfindungen seines Herzens willen den Krieg angefangen hatte, thate mit einer grimmigen Wuth den Angriff, und fochte mit gröster Herzhaftigkeit. Das einzige Unglück war nur, daß er noch allzu-

jung

jung dazu war, der langen Erfahrung des Abu- 1451.
chaid die Stange zu halten. Seine in der Eile zu- Jahr.
sammengeraffte Kriegsmacht, wurde auf den ersten Anfall übern Haufen geworfen, und er selbst gezwungen, die Flucht gegen Damegan zu nehmen; wobey ihm sein Unglücke weit weniger zu Herzen gienge, als das Schicksal der jungen Prinzeßin, die ihn auf den Thron gesetzt hatte. Er hatte es auch Ursache dieselbe zu bedauren. Denn die Nachricht von dem Verlust dieses Treffens war nicht so bald nach Herat gekommen, und bis in das Serail gedrungen, als sich schon jedermann seines Lebens verziehe. Die Weiber und Verschnittenen in dem Pallast, so sich gar leicht zu dem Aufruhr mit verleiten lassen, hielten es vor das beste, der gerechten Rache des Ueberwinders durch Schwerdt oder Gift zuvorzukommen. Die Prinzeßin, welche die Haupturheberin des Aufstands gewesen, war keine von den letzten, die sich hinrichteten. Sie hatte die Herzhaftigkeit ihren Sohn, der noch an ihren Brüsten säugete, zu tödten, indem sie ihm ein Stücke Gold in den Hals steckte, das ihm die Werkzeuge des Athemholens verschlosse: und dieses Kind war die einzige Frucht ihrer Liebe mit dem Ibrahim. Hierauf nahm sie das Gift zu sich, welches sie seit langer Zeit unter dem Edelgesteine eines Ringes verborgen hatte, und verschied wenige Augenblicke hernach. Solchergestalt verhinderten die Aufrührer den Haß, welchen ihre Hinrichtung dem Ueberwinder unausbleiblich würde zugezogen haben.

Der

1451. Jahr. Sein Stolz kostet ihm das Leben.

Der glückliche Ausgang dieser Sache, nebst noch vielen andern, machte daß Abuchaid glaubte, es könne ihm inskünftige nichts mehr fehlschlagen. In dieser Hofnung entschlosse er sich dem Usum Cassan, einem tartarischen Prinzen und Nachkommen des grossen Zingis, der über den gegen Abend gelegenen Theil von Persien herrschete, den Krieg anzukündigen, unter dem Vorwand, weil derselbe einen seiner Nachbarn, der von dem Tamerlan herstammete, von dem Thron gestossen habe. Usum Cassan, welcher erschracke, als er sahe, daß der Enkel des Tamerlans, in seines Grosvaters Fußstapfen hergienge, bemühete sich vergeblich, durch allerhand demüthige Bezeigungen das Wetter, so ihn bedrohete, abzuwenden. Allein, wie er sich gezwungen sahe, sich, so gut er konnte, zur Wehr zu setzen: so verschanzte er sich mit seinem schwachen Kriegsheer zwischen Morästen und unersteiglichen Gebürgen. Aus diesen sichern Orten fiele er ohn Unterlaß seinen Feind an, schnitte ihm die Lebensmittel ab, und riebe durch Hunger diese fürchterliche Menge von Tartarn, Indianern und Persianern auf, mit welcher sich in eine Feldschacht einzulassen, es vor ihn höchst frevelhaft würde gewesen seyn. Abuchaid erkannte nunmehr zu spät, daß oftmals grosse Gefahr damit verknüpft ist, wenn man einem Feind den Frieden abschlägt, wenn er mit vortheilhaften Anerbieten nur denselben ansuchet. Dieser hochmüthige Mogol wurde zu einem solchen Rückzuge genöthiget, der einer

Flucht

Flucht überaus ähnlich war: und damit sein Unfall vollkommen wäre, so wurde er gar von denen nachhauenden Söhnen des Usum Cassan gefangen genommen, und in das Zelt ihres Vaters gebracht. Er zeigte ein sehr gesetztes Wesen vor dem Angesicht eines Siegers, der nicht das Herz gehabt hatte, mit dem Säbel in der Hand vor ihm zu erscheinen. Er warf ihm so gar dasselbe vor; aber durch seine verächtliche Reden brachte er den sonst gnädigen Sultan, der ihm anfangs sehr leutselig begegnet war, aufs äuserste wider sich in den Harnisch. Er wurde dazu verdammt, daß ihm der Kopf sollte vor die Füsse gelegt werden, und empfienge also einen solchen Lohn, dergleichen sein Hochmuth verdienet hatte. Der Ueberwinder ließ aber seiner Empfindlichkeit noch weiter den Zügel schiessen, und befahle, daß auch den drey ältesten Söhnen des Abuchaid, die man gleichfals auf der Flucht gefangen bekommen hatte, die Augen geblendet wurden. 1451. Jahr.

Bevor Abuchaid zu dieser unglücklichen Kriegsverrichtung aufgebrochen war, theilete er die Länder, welche er entweder geerbt, oder mit den Waffen erobert hatte, unter seine Söhne. Samarkand nebst der mittägigen Tartarey waren dem Schek Omor, dem fünften von ihnen, zu Theil geworden; und er versicherte sich auch des Besitzes von Indien, gleich nach dem Tod seines Vaters. Er wuste durch Sanftmuth, Gelindigkeit und Liebe seine Unterthanen 1469. Jahr. Schek Omor. Er regieret friedlich.

zu

1469. Jahr. zu regieren, und sich ihrer Treue zu versichern. Seine Regierung war die Herrschaft des Friedens, und sein ganzes Leben ein beständiges Studieren im Alcoran. Er starbe von einem Fall, im vier und zwanzigsten Jahr nach seiner Erhebung auf den Thron.

1493. Jahr. Babar. Er verliehret Samarkand.

Die Ruhe, welche er seinen Unterthanen verschaft hatte, verursachte dem Babar, seinem Sohn und Nachfolger im Reich, kein geringes Unglücke. Schaibek Kan wuste wohl, daß in dem Busen des Friedens alles weichlich geworden war; und machte sich nunmehr die Gelegenheit zu Nutzen, um Samarkand wieder zu erobern; welche Stadt Abuchaid seinem Vater, mehr durch Treulosigkeit, als Tapferkeit, weggenommen hatte. Der Gewinst einer Schlacht und die Flucht des Babar stifteten zwey der allergrösten Monarchien der ganzen Welt. Die Usbecken, als über welche der Ueberwinder herrschte, nahmen Samarkand in Besitz; welcher Ort in den folgenden Zeiten beständig die Hauptstadt ihres Reichs geblieben: und Babar, der die Flucht hatte ergreifen müssen, versetzte die Herrschaft des Mogols nach Indien, die noch bis auf den heutigen Tag daselbst bestehet. Nachdem er von einer Stadt zur andern war gejaget worden, war endlich Cabul der letzte Ort seiner Flucht. Hier fühlte er, daß sich seine Tapferkeit nach dem Verlust seines Reichs wieder in ihm erneuerte. Er zoge schon seine hin und her zerstreuete Völker wieder zusammen,

sammen, in der Absicht das Verlohrne wieder zu erobern: allein Ranguildas, der Stadthalter zu Cabull, brachte ihn auf andere Gedanken, indem er ihm anriethe, er möchte sich vielmehr in dem Besitz Indiens festsetzen, und daselbst die Grenzen seiner Herrschaft zu erweitern suchen. 1494. Jahr.

Er eroberte das Königreich Dehly.

Als dieser Rath die Oberhand behalten hatte, so, sagt man, hätte sich Babar so wohl, als der Stadthalter, unter die Kleider der Faquirs verborgen, und wären in dieser Tracht durch das ganze Land gereiset, um von den Höfen der Fürsten, von den Städten, Festungen, von der Gemüthsart der Einwohner und ihrer Art im Kriege zu fechten, alles auszukundschaften. Wie sie nun von allem hinlängliche Nachricht eingezogen hatten, kehreten sie wiederum nach Cabul zurück, und machten alle Anstalten zu Ausführung ihres Vorhabens. Babar rückte mit einem zahlreichen Kriegsheer gegen den Amwixa, den König von Dehly an, und ließ ihm zuentbieten, er möchte den Namen nebst der Würde eines obersten Beherrschers von einem Land, das von der Eroberung Tamerlans her den Tartarn zugehörte, fahren lassen. Amwixa gab ihm zur Antwort: ein König höre deswegen nicht auf ein König zu seyn, weil er einem andern zinsbar wäre; weil man ihm aber auch diesen Namen streitig machen wollte: so wollte er auch ins künftige einem umbekannten, der aus seinem eignen Reich verjagt worden, nicht mehr einen Tribut bezahlen, dessen er nicht würdig wäre.

Babar

1494. Jahr. Babar hatte sich einer so stolzen und herzhaften Antwort nicht versehen. Er rückte mit seiner Kriegsmacht auf Dehly loß, und stieß unterwegens auf den Amwira, der ihm mit einem solchen Heer entgegen kame, das seiner Menge wegen fürchterlich war. Allein seine Völker waren im Krieg wenig erfahren; daher sie denn auch auf den ersten Angrif in Unordnung gebracht wurden. Dieser Zufall benahme ihnen das Herz; sie verliessen ihren König, der, als ein tapferer Krisgsmann mit dem Säbel in der Hand aufs muthigste fechtend seinen Tod fande, und entflohen aus dem Königreich in das Gebürge von Tibeth oder Turkestan. Auf diese Weise behielte Babar das Feld, und verlegte den Sitz seines Reiches nach Dehly, welcher Ort seit dem beständig die Residenz der Mogols, seiner Nachfolger gewesen.

1500. Jahr. Er masset sich des ganzen Reichs, als seines Eigenthums an.

Er verordnete solche Gesetze, wie er selbst wollte, in einem Land das er durch Gewalt der Waffen bezwungen hatte. Das vornehmste, und welches als das Grundgesetze des Staats angesehen wird, ist dieses, daß alle Güter und Ländereyen im ganzen Reich ein Eigenthum der Mogols sind. Sie fallen bey den Unterthanen nicht von dem Vater auf den Sohn; sondern kehren, nach dem Tod desjenigen, dem die Benutzung derselben gegeben worden, wieder zu dem Kayser zurücke; und dergestalt sind die Unterthanen, wenn man genau reden will, eigentlich anders nichts, als nur Pachter des Kayfers.

Selbst

Selbst die Hofbedienten müssen nur von den Wohlthaten ihres Herrn leben; keiner von ihnen ist vor sich selbst reich, keiner ist groß, auser durch die Begnadigungen des Prinzens. 1500. Jahr.

Die Tartarn, als alte Unterthanen des Babar, liefen ihm haufenweiß zu, um sich unter dem neuen Monarchen zu bereichern. Zu der Zeit fiengen die Indianer an, allen Tartarn ohne Unterscheid den Namen der Mogols, der sonst nur dem königlichen Stamm eigen war, beyzulegen. Man sahe auch eine grosse Anzahl Persianer zu Dehly ankommen, die ihr Glücke daselbst zu machen suchten. Die Aemter, womit man sie bey Hof beehrete, zogen noch mehrere herbey. Dergestalt wurden nach und nach die ausländische Mahometaner die stärksten: und alle Stadthalterschaften nebst den vornehmsten Aemtern im Reich nur von ihnen besetzt. Endlich fielen die Rajas, oder Stadthalter, die man anfänglich aus Noth in Ehren gehalten hatte, unvermerkter Weise in Verachtung, und die mahometanische Religion bekam völlig die Oberhand. Babar starb im Jahr 1530. nachdem er fünf Jahre zu Samarkand und dreyssig zu Dehly regieret hatte, zwischen welchen beyden Regierungen er, von dem Verlust des ersten Reichs, bis zur Eroberung des andern, drey Jahre zubrachte. Nach den Gesetzen der Erbfolge im Reich, kam nach ihm Amayum auf den Thron. Die Tartarn begeben sich nach Indien. 1530. Jahr.

1530. Jahr. Amayum wird aus dem Reich vertrieben.

Die Begebenheiten des Sohns waren zum Theil der Geschichte des Vaters nicht unähnlich. Chira, ein Herr aus Patane, von dem Geschlechte der Könige, die Babar überwunden hatte, machte sich als ein geschickter und schlauer Mann das Ansehen und die Vortheile zu Nutzen, so ihm die hohe Bedienungen, welche er bey Hofe so wohl, als bey den Kriegsheeren des Mogols bekleidete, an die Hand gaben, um das Uebel, so sein Volk von den Mogols erdulten müssen, zu rächen. Als sein Vorsatz so weit zur Reife gediehen, daß er itzo ausbrechen sollte: so veränderte er seinen Namen Chira, welcher einen jungen Löwen andeutet, in den Namen Chir Cha, welches einen königlichen Löwen, oder einen Löwen, der ein Beherrscher ist, bezeichnet. Amayum wollte ihm zwar diesen Hochmuth niederlegen; allein es war schon zu spät damit. Chir Cha hatte schon alle nöthige Anstalten getroffen; alles war zum losschlagen fertig, und eine zahlreiche Kriegsmacht war bereit in das Feld zu rücken. In kurzem kam alles zum völligen Ausbruch, und ein blutiges Treffen schlug die Parthey des Amayum völlig darnieder. Er selbst kam bey der Niedermetzelung der Seinigen, durch Beschützung einiger tapferer Persianer, die ihn mit ihren eignen Leibern bedeckten, kaum noch davon, und wurde von ihnen bis nach Persien, wohin er seine Zuflucht nahme, begleitet. Dieses geschahe im eilften Jahr seiner Regiernng, welche ohne Unterlaß mit bürgerlichen Kriegen war be-

unru-

unruhiget gewesen. Der Sophi oder König von Persien nahme ihn mit aller Höflichkeit, die einem so grossen Prinzen gegen einen vertriebenen Kayser anständig ware, auf. Er gab ihm einen Palast und Bediente, und wiese ihm sehr beträchtliche Einkünfte an. Er gab ihm sogar alles, was er nur zu seiner Ergötzlichkeit benöthiget war; er füllete sein Frauenzimmer an; er vermahnete ihn endlich zur Gedult, bis sich einmal eine günstige Gelegenheit ereignete, daß er sein Königreich wieder einnehmen könnte. 1530. Jahr.

Chir Cha verschlosse ihm, durch eine so weise Regierung, daß es ihm unmöglich fehlschlagen konnte, die Hochachtung und Liebe der Unterthanen zu gewinnen, alle Hofnung dazu. Ihm haben die Indianer die Aniegung der Carvanseras zu danken, welches öffentliche Häuser sind, die er an den Hauptstrassen zur Bequemlichkeit der Handelsleute, welche daselbst alles, was sie vor sich selbst oder ihre Pferde benöthiget sind, vor einen mäßigen Preiß bekommen können, errichten ließ. Sein Tod, der ihn im neunten Jahr seiner angemaßten Regierung dahin risse, machte, daß bey den Unterthanen die Freude wegen eines so gnädigen Beherrschers in lauter Traurigkeit verwandelt wurde. Er hinterliesse keinen männlichen Erben; und daher geschahe es, daß alle Kajas darnach strebten, wie sie sich auf den Thron schwingen möchten. 1539. Jahr. Anlegung der Carvanseras.

Als Amayum von diesen innerlichen Unruhen Nachricht bekame; so hielte er davor, es wäre 1549. Jahr.

1549. Jahr. Er besteigt den Thron wieder.

nunmehr die Zeit erschienen, daß er sich seiner Staaten wieder bemächtigen könnte. Zu dem Ende erhielte er von dem Sophi einige Fußvölker, und ohngefehr zwölf tausend Pferde, mit welchen er aufbrache, in der Hofnung, seine ehmalige Unterthanen würden, so bald sie nur Nachricht von seiner Annäherung erhielten, seinem Kriegsheer zulaufen, und selbiges dadurch um ein ansehnliches verstärket werden. Er fande auch wirklich alle Wege vor sich offen, bis auf Lahor, von welcher Stadt er sich durch eine Kriegslist Meister machte. Hundert junge Persianer, die voller Eifer vor ihn waren, verkleideten sich in Pilgrime, die von Mecca wiederkämen, und begaben sich gegen Abend an die Thore der Citadelle, und bathen, man möchte ihnen die Nacht über eine Herberge gönnen. Der Stadthalter des Orts glaubte, er thue ein gutes Werk an ihnen, wenn er sie aufnähme. Man war der Meinung, die Fremdlinge lägen eben im tiefsten Schlaf und voller Müdigkeit, als sie sich auf einmal über die Besatzung hermachten. Sie erstachen ohne Barmherzigkeit den Stadthalter und seine Mannschaft, und lieferten dem Amayum die Festung in die Hände: welcher sodenn ohne den geringsten Widerstand in Lahor einzoge. Von dannen rückte er mit starken Märschen gegen Dehly an. Eine einzige Schlacht die drey Meilen von dieser Stadt vorfiele, warf seinen Nebenbuhlern alle Hofnung übern Haufen, sich jemals wieder zu erholen, und versicherte den

Nach-

Nachkommen des Tamerlan das Reich, welches sie bis auf den heutigen Tag noch besitzen. Amayum lebte nicht länger als zwey Jahre, neun Monate und vierzehen Tage, nach seiner Wiedereinsetzung. Er starb im Jahr 1552. zwey und zwanzig Jahre hernach, als er das erstemal auf den kayserlichen Thron gestiegen war. 1549. Jahr.

Akbar, sein Nachfolger, hatte den Muth und die Tapferkeit des Tamerlans, seines allerberühmtesten Vorfahren, ererbt. Weil er im ersten Jahr nach der Vertreibung des Amayum, in Persien war gebohren worden, konnte er nicht mehr als dreyzehen Jahre alt seyn, als er den Thron bestiege. Bey dieser Jugend muste er das mehreste den Vornehmsten von seinem Volk anvertrauen; die auch alles anwendeten ihm die Krone zu erhalten, indem sie die persianischen Truppen, durch die besten und vortheilhaftesten Bedingungen in Indien zu erhalten suchten. Der junge Prinz hatte die weißheitsvolle und staatskluge Lehren, die ihm die Ministres in seiner Minderjährigkeit gegeben, überaus wohl gefasset; und sobald es ihm seine Jahre erlaubten, suchte er dieselben auch anzuwenden. Sein Reich war wegen seiner grossen Weitläuftigkeit beträchtlicher, als wegen seiner Reichthümer. Diese aber waren gröstentheils in der Halbinsel disseits des Ganges anzutreffen, welche Tamerlan nicht unter sein Joch gebracht hatte. Akbar nahm sichs vor, dieses Land zu erobern, und er erreichte auch seinen Endzweck, ohnerachtet der tapfern Ge- 1552. Jahr. Akbar. Er unterwirft sich die Könige von Guzurate und Decan.

1552. u.f. Jahre. genwehr der Könige von Guzurate und Decan, und der Portugiesen, die sich seit ohngefähr siebenzig Jahren in Indien fest gesetzet hatten.

Die Prinzeßin Candeh vertheidigte mit nicht geringerer Herzhaftigkeit die Stadt Amanadagar, so unter ihrer Botmäßigkeit stunde. Sie sahe ohne die geringste Furcht den Mogol, der schon ein Uebervinder so vieler Königreiche war, die Hauptstadt ihrer Staaten umzingeln; sie hielte ihn dennoch mehr als zwey Monate vor ihren Wällen auf. Als sie sich endlich gezwungen sahe, der Beständigkeit der Belagerer nachzugeben, erdachte sie ein wunderliches Mittel, sich an ihrem Feind zu rächen. Sie ließ aus allem Gold und Siber, das in ihrem Gebiete nur anzutreffen war, Canonen Kugeln giessen, auf welche die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen gegen den ungerechten Feind gestochen wurden; und dieselben schosse man in das Lager der Tartarn. Nach dieser That, welche ihr die Verzweifelung angerathen hatte, ergabe sie sich freywillig; und es schiene sie gar bald wegen ihrer vorigen Hitze die Reue anzukommen. Sobald sie ihren Besieger zu Gesichte bekam, hörete sie schon auf seine Feindin zu seyn. Akbar nahme sie unter die Anzahl seiner Weiber auf, und begegnete ihr allezeit als einer Königin, oder vielmehr, er sahe sie lange Zeit als seine liebste Sultanin an. Man findet noch heut zu Tage in der Gegend von Amanadagar viele von diesen Canonenkugeln. Herr Manouchi sahe eine von Gold, die

acht

acht Pfunde schwer war, und lase die Ueberschrift darauf mit vielem Vergnügen. 1552. u. f. Jahre.

Die Bezwingung zweyer der reichsten Königreiche dieses Lands, die er sich zinsbar gemacht hatte, brachte den Akbar in ganz Indien die gröste Hochachtung zuwegen. Aus einem Vertrauen, das nur eine grosse Gewalt einem Prinzen eingiebt, verliesse er seine Hauptstadt, und beschlosse eine andere viel prächtigere zu bauen, entweder um seinen Namen zu verewigen, oder zu Erfüllung eines Gelübdes, das er gethan hatte, dem Mahomet zu Ehren eine Moschee aufzubauen, um von dem Himmel einen Sohn und Erben des Reichs zu bekommen. Agra, an welchem damals wenig beträchtliches war, schiene ihm der wohlgelegenste Ort zu seyn, seine Absichten auszuführen, und das Werk wurde mit solcher Eilfertigkeit getrieben, daß man in kurzer Zeit mehr als 660000. Einwohner daselbst zählete. Es erzählen es viele Geschichtschreiber, daß, während der langen Ruhe dieses ruhmwürdigen Friedens, Akbar von den christlichen Missionarien, welche die Portugiesen in Indien unterhielten, reden gehört; daß er einige von ihnen an seinen Hof kommen lassen; und daß ihre Reden von der Religion seinen Geist in Bewegung gebracht. Ein subtiles Gift, das er aus Unvorsichtigkeit zu sich genommen, beraubte ihn im drey und funfzigsten Jahr seiner Regierung plötzlich des Lebens.

Es war schon einige Jahre, daß Jehan Guir, der älteste von seinen Söhnen, sich unterfangen 1605. Jahr.

Jehan Guir. Aufstand seiner Söhne. 1605. u. f. Jahre.

hatte, ihm nach der Krone und dem Leben zu trachten. Diese Lasterthat verdiente wohl eine ernstliche Strafe: allein die Zärtlichkeit des Vaters machte, daß er seinen ungerathenen Sohn wieder begnadigte. Akbar ließ es dabey bewenden, daß er ihm zeigte, wie sein ganzes Schicksal in seinen Händen stünde, indem er ihn einige Zeit in einem finstern Gefängnis eingeschlossen hielte. und die Köpfe von hundert Mitverschwornen, die er an einem Baum henken lassen, zeigen ließ. Jehan Guir, der sich über diesen Anblick so sehr entsetzte, als er sich wegen des begangenen Fehlers schämte, bemühete sich aufs äuserste, dieses Verbrechen durch anderweite und eifrige Dienste wieder auszuwetzen, und brachte es dadurch, nach einigen Schriftstellern, dahin, daß ihn sein Vater ein wenig vorher, ehe er verschiede, zu seinem Nachfolger ernennete. Weil aber diese Erklärung nicht mit den gewöhnlichen Gebräuchen und Solennitäten geschehen war; so gab Cosrou, ein Sohn des Jehan Guir, vor, der Scepter käme ihm und nicht seinem Vater zu; weil Akbar, als er gegen den Jehan Guir in Zorn gewesen, ihm oftmals in Gegenwart des ganzen Hofs solches versprochen habe. Auf dieses gründete sich seine ganze Anforderung, derentwegen er eine Parthey von Mißvergnügten, die sein Vater durch seine üble Aufführung schon gegen sich in Harnisch gebracht hatte, auf seine Seite brachte, und ihm an der Spitze eines Haufens von Aufrührern die Krone streitig machte. Allein er

suchte

suchte vergeblich durchzudringen. In dem ersten Treffen wurden seine Völker völlig zerstreuet, und ihr Anführer nebst seinen Weibern und Kindern in eine Festung eingesperret. Daselbst kam er von der Hand seines Bruders Chorrom um das Leben, der durch diesen niederträchtigen und schändlichen Brudermord sich des Throns zu versichern hofte. Alle Vorsicht, die er genommen hatte, um diese Schandthat in der Finsternis zu begraben, die er auch zur Ausübung derselben erwählet hatte, konnte es doch nicht verborgen halten. Der Kayser entdeckte gar bald den Urheber des Mords, und hegte führohin den grösten Abscheu gegen ihn, da er ihn zuvor aufs zärtlichste geliebet hatte. Er verbannte ihn auch deswegen in die Provinz von Guzurate, die er ihm zu verwalten anvertrauet hatte. Diese Ungnade reitzte seine Ehrsucht nur noch desto mehr an. Er beschäftigte sich mit nichts, als heimliche Bündnisse mit den benachbarten Rajas zu machen, die vornehmsten des Lands auf seine Seite zu bringen und die Liebe des Volks zu gewinnen. Dergestalt hatte er nicht viele Mühe eine fürchterliche Kriegsmacht von Leuten, die sich ihm gänzlich ergeben hatten, auf die Beine zu bringen. Als er erfuhre, daß der Mogol den Schatz des Reichs nach Lahor wollte bringen lassen: so rückte er vor der Spitze von sechzigtausend Mann herbey, um ihn auf dem Wege aufzufangen. Allein da eben zu rechter Zeit ein Gegenbefehl deswegen war gegeben worden: so

1605. u. f. Jahre.

1605. u. f. Jahre. gieng seine Hofnung verlohren, und sein Aufruhr kam damit an den Tag. Er rächete sich deswegen an der Stadt Agra und der Gegend umher, die er völlig ausplündern ließ.

Von dieser übermachten Kühnheit wurde Jehan Guir aufgebracht, daß er seine ganze Macht zusammenzoge, und in eigner Person gegen seinen Sohn zu Feld zog. Eifer, Hitze und ein fester Entschluß liessen sich auf beyden Seiten gleich stark verspüren. Nach einem hartnäckigen Gefechte wurden die Aufrührer bey Dehly in die Flucht geschlagen, und der junge Prinz nahm seine Flucht in unzugängliche Gebürge, von wannen er durch Unterhändler den Zorn seines Vaters zu besänftigen suchte. In dieser Schlacht that sich der Sultan Balaqui, Chorroms Sohn †), mit seinem Eifer und Treue vor den Kayser sonderlich hervor. Er war auch nicht damit zufrieden, daß er vieles zu dem Siege mit beygetragen hatte; sondern drange auch mit einem fliegenden Kriegsheer

†) Es ist allhier ein offenbares Versehen vorgegangen. Sultan Bolaqui war nicht, wie hier und gleich hernach noch gemeldet wird, Chorroms, sondern des von diesem ermordeten Sultans Cosrou Sohn, und demnach Chorroms Vetter; wie der Herr Abt auch bey der nachfolgenden Erzählung, der nach dem Absterben Jehan Guirs entstandenen Unruhen meldet: il députa un des principaux Omrhas vers *son Oncle Chorrom.*

heer in das Herze des Königreichs Guzurate ein, und belagerte Amadabat, die Hauptstadt des Landes, woselbst sein Vater Chorrom sich fast als einen souverainen Fürsten aufgeführet hatte. Er liesse durch seine Elephanten die Stadtthore einbrechen, bemeisterte sich alsdenn des Platzes, nahme die Schätze seines Vaters hinweg, zerbrache seinen Thron von Gold, und theilte die Diamanten, womit er gezieret war, unter die Officiers bey seiner Armee aus. Auf der andern Seite war Jehan Guir auf nichts mehr bedacht, als wie er seinen aufrührischen Sohn, der mit ihm gleiche Gewalt haben wollte, verfolgen möchte. Er sendete zwey seiner Feldherrn gegen ihn aus, mit dem Befehl ihn in seinem Vortheil anzugreifen, ein Treffen zu liefern, und ihn todt oder lebendig zu ihm zu bringen. Der hochmüthige Chorrom liesse deswegen doch den Muth nicht sinken. Er sammlete die Ueberbleibsel seines Kriegsheers wieder zusammen, und bothe damit den Völkern des Mogols, seines Vaters, die Spitze. Am Anfang hatten die Rebellen in einigen leichten Scharmützeln die Oberhand; allein das Zutrauen, welches sie aus diesen kleinen Vortheilen schöpften, machte, daß sie einen weit wichtigern verlohren. Sie wurden in einem Haupttreffen völlig geschlagen und übern Haufen geworfen. 1605. u. f. Jahre.

Ohnerachtet nun dem Chorrom kaum ohngefähr noch fünftausend Mann übrig blieben: so sahe er sich dennoch nicht als einen überwun-

denen

1605. u f. Jahre. denen an. Er entflohe über den Ganges, und verschanzte sich hinter dem Canal von Thonex, welcher nichts anders, als ein Arm des Ganges in der Gegend um Patna ist. Die Generale des Kayserś folgten ihm auf dem Fuß nach; sie lieferten ihm eines der allerblutigsten Treffen, dergleichen in der neuern Geschichte von Indien Erwähnung geschiehet; und obgleich ihr Verlust sich weit höher beliefe, als die Einbusse der Aufrührer: so behaupteten sie doch den Wahlplatz und alle Zeichen eines vollkommenen Sieges.

Chorrom, der allein mit drey tausend Mann davon gekommen war, hofte durch die Intriguen der Nur Jaham, der vornehmsten Gemahlin Jehan Guirs, deren Schwester Tochter er geheurathet hatte, seine Sachen wieder völlig in guten Stand zu setzen. Die Sultanin, welche bedachte, daß dieser Krieg, woferne er mit solcher Hitze noch länger sollte fortgeführet werden, dem Besten ihrer Familie entgegen wäre, erfande ein Mittel die gröste Geisel des Chorrom, und obersten Feldherrn des Mogols, Mahobet Cham, in Ungnade zu bringen. Als dieser tapfere General sahe, daß sein Eifer, seine Dienste, und sein vergossenes Blut, mit einer so schändlichen Undankbarkeit belohnet würden: so faste er den Entschluß, sich deswegen aufs strengste zu rächen. Demnach liesse er viele von den alten Kriegsobersten, die seit langer Zeit unter ihm dieneten, zu sich kommen:

und

und diese, nebst fünf tausend Rageputen, von den herzhaftesten von ganz Indien, schlugen sich auf die Parthey eines Oberhaupts, das der Sieg allezeit begleitet hatte. Mit diesem kleinen Haufen von Kriegsvölkern machte er einen Anschlag, den Kayser, der sich mit seiner Hofstatt von Agra nach Cabul verfügen wollte, unterwegs gefangen zu nehmen. Dieses Vorhaben gienge ihm nach allem Wunsch von statten; und wenn er sich seines Glücks nicht, wie er thun konnte, zu seinem Vortheil bedienete: so geschahe es nur aus einer übermäßigen Großmuth und Ehrfurcht gegen seinen Herrn. Er nahme die Zeit in Acht, da die Bedeckung des Mogols schon vor Aufgang der Sonne über den Fluß Tziunab gegangen war; da er alsdenn plötzlich das Lager des Jehan Guirs, der noch in seinem Gezelte ruhete, überfiele. Er zerstreuete ohne alle Mühe die Soldaten von seiner Leibwacht; und bekame fast ohne das geringste Blutvergiessen den Kayser, die Sultanin, den Sultan Bolaqui und die vornehmsten des Reichs in seine Hände. 1605. u. f. Jahre.

Die ersten Neuigkeiten von dieser Gefangennehmung breiteten die Bestürzung allenthalben aus; man wuste nicht, zu welcher von den dreyen Partheyen man sich wenden sollte. Agra schluge sich öffentlich auf die Seite des neuen Ueberwinders, und räumete die Festung einem seiner Freunde ein. Wenn Mahobet sich seines Sieges nur halb hätte zum bösen bedienen wollen:

1605. u. f. Jahre. len: so hätte er nach eigenem Willkühr einen Kayser machen, und dazu entweder einen von den Söhnen, oder einen von den Enkeln des Mogols erwählen können, der ihm zur Erkentlichkeit zu dem obersten Rang im ganzen Reich würde erhoben haben. Allein die innerliche Hochachtung, die er unveränderlich gegen seinen Herrn behielte, machte, daß er sich gegen ihn sehr gemäßigt aufführte. Er begnügte sich damit, daß er ihm eine Bedeckung gab, die ihn nach Cabul führen sollte; er begleitete ihn in eigner Person, und machte ihm sehr oftmahls seine Aufwartung. Diese Gelindigkeit schiene ihn in grösseres Unglücke zu bringen, als seine erste Ungnade. Die Sultanin, welche beynahe verzweifeln wollte, daß sie sich in den Händen ihres Feindes sehen muste, befürchtete zu allem Unglück, er möchte sich durch seinen angenehmen Umgang wieder die Gnade und das Vertrauen des Mogols zuwegen bringen. Sie liesse dem Kayserlichen Kriegsheer zuwissen thun, daß diejenige, welche den Jehan Guir gefangen genommen hätten, höchstens nur fünf tausend Mann stark wären; sie brachte die Vornehmsten von ihrer Parthey zu dem Entschluß, sie aus der Gefangenschaft zu befreyen, und gab ihnen die Zeit und Mittel dazu an die Hand. Ihre Wünsche wurden auf das glücklichste erfüllet. Mehr als funfzig tausend Mann wurden aus allen benachtbarten Provinzen zusammengezogen, und legten sich an dem Ufer eines Flusses, über

welchen

welchen der Kayser und seine ganze Begleitung, auf ihrer Reise nach Cabul, gehen musten, in einen Hinterhalt. Wie Mahobet von dem Garn, so man ihm stellete, Nachricht bekam: so befand er es vor das beste, daß er seine Gefangene fahren ließ, und gerades Weges wieder umkehrete. Die Furcht vor der Rache der Sultanin nöthigte ihn, sich bey dem Rana, einem der vornehmsten Rajas des ganzen Reichs, in Schutz zu begeben. Er war weit davon entfernet, denselben durch neue Unternehmungen zu mißbrauchen; und bediente sich im Gegentheil desselben dazu, daß er an Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit arbeitete, indem er sich bestrebte durch seine Unterhandlung den Kayser mit dem Sultan Chorrom wieder auszusöhnen. Das war die edle Rache, die er von einem Herrn nahm, der ihn verfolgete. Jehan Guir war fürohin auf nichts mehrers bedacht, als die süssen Früchte der Ruhe zu geniessen. Dergestalt brachte er den Ueberrest seines Altershin, und starb endlich zu Dimber, im Jahr 1627. nach einer zwey und zwanzig jährigen Regierung, die von bürgerlichen Kriegen beständig war beunruhiget worden. 1705. u.f. Jahre.

Nach seinem Absterben wurde das Reich in drey Partheyen getheilet. Die Kayserin erklärte sich vor den Scheriar, der ihre Tochter zur Gemahlin hatte. Bolaqui hatte das Kayserliche Kriegsheer, nebst der ganzen Leibgarde auf seiner Seite. Die beyde Ministres Asuph Cham 1627. Jahr. Unruhen im Reich.

1627. u. f. Jahr. Cham und Mahobet Cham hielten es offenbarlich mit dem Sultan Chorrom. Die Sultanin hatte nicht das Vermögen, es dahin zu bringen, daß Scheriar weiter als in dem Serail wäre vor einen Kayser erkennet worden. Allein diese Parthey, welche aus nichts anders als aus Weibern und Verschnittenen bestunde, wurde gar bald die schwächste von allen. Bolaqui war kaum von den Kriegsvölkern als Mogol ausgeruffen worden, als er sich schon der Kayserin und ihres Tochtermanns versicherte. Die eine ließ er in ein enges Gefängnis einsperren, und den andern des Gesichts berauben, indem ihm ein heisses Eisen über die Augen gezogen wurde. Indessen aber, da dieser Prinz nur vor sein eigenes Bestes zu arbeiten glaubte, bahnte er durch seine Grausamkeit dem Sultan Chorrom, seinem Vettern, selbst den Weg zum Thron. Ein Staatsstreich, den Mahobet und Asiph ausführeten, brachte diesen zum Besitz des Reiches ohne das geringste Blutvergiessen. Die Begebenheit ist so sonderbar, daß wir sie unmöglich übergehen können. Man kan daraus erkennen, daß in einem Land, welches man nur mit lauter ungeschickten und barbarischen Leuten angefüllet zu seyn glaubet, nicht weniger Verschlagenheit anzutreffen sey, als man wohl unter den aufgeweckten Geistern in Europa zu finden vermag.

Durch was vor eine List sich

Sobald Sultan Bolaqui auf den Thron seines Großvaters gestiegen, schickte er einen von den vornehmsten Omrhas, oder Hofleuten, an seinen

seinen Vetter Chorrom. Der Abgesandte hatte Befehl von dem Sultan den gewöhnlichen Tribut einzufordern, ihn dahin zu bringen, daß er den Bolaqui vor seinen Herrn erkennete, ja ihm gar zu drohen, woferne er vermerkte, daß der Prinz zu einem Aufstand geneigt wäre. Allein die Nachricht von seiner baldigen Ankunft machte alle seine Befehle fruchtlos. Er fande, daß der Sultan ganze Gefässe voll Blut ausspeyete. Dieser Anblick gienge ihm ganz nahe: daher er einen Courier absandte, um den Bolaqui davon Nachricht zu geben, in was vor einem Zustand sich sein Vetter befände. Diese Krankheit des Chorrom war aber in der That nichts anders, als eine Verstellung. Er speyete nichts anders als Ziegenblut aus, mit welchem er den Augenblick vorher, ehe der Omrha in das Zimmer trate, den Mund angefüllet hatte. Auf das Gerüchte von seiner Krankheit folgte bald ein anderes, das noch viel ungegründeter war. Man streuete überall aus, Chorrom wäre verschieden, und er verschwand auch in der That.

Chorrom auf den Thron geschwungen. 1627. u. f. Jahre.

Mahobet und einige andere Kriegsbediente, die am eifrigsten des Prinzen Parthey zugethan waren, hatten allein von dem Geheimnis dieses Kunstgriffes Wissenschaft. Sie schienen gar nicht zu trösten zu seyn, und liessen alle Zeichen des tiefsten Traurens von sich spüren. Der Abgesandte wurde damit betrogen, wie alle andere Leute; er eilte geschwind seinem Herrn diese Nachricht zu überbringen, und man bathe ihn, er

1627. u.f.Jahre. möchte denselben ersuchen, daß er den Leib des Sultans in das Grabmaal seiner Väter beyzusetzen verstatten möchte. Bolaqui gestunde mit Freuden einem Prinzen von seinem Geblüte, den ihm der Tod eben zu so gelegener Zeit, wie er glaubte, von dem Hals geschaffet, alle bey den Leichbegängnissen gewöhnliche Ehrenbezeugungen zu. Man machte zur Begleitung der Leiche die allerprächtigsten Anstalten. Es folgten der leeren Trauerbaare mehr als tausend Mann nach, die von den vornehmsten Bedienten des Toden ausgesuchet worden. Mahobet befande sich an ihrer Spitze, und Chorrom wohnte selbst in verstellter Kleidung seinem eignen Leichenbegängnis bey. Man hatte von einer Weite zur andern Haufen von berittenen Rageputen geordnet, die, gleichsam um dem Verstorbenen noch einige Ehre zu bezeugen, die Leichenbegleitung beständig verstärkten, und ihr bis Agra nachfolgeten. Auf der andern Seite stellete der Ministre Asuph, mit dem das Geheimnis verabredet worden, dem jungen Kayser vor, es wäre nicht nur seine Schuldigkeit: sondern der Wohlstand erfordere es auch, daß er der Leiche entgegen gehe, und einen Prinzen zu seiner Gruft begleite, von dem er nichts mehr zu fürchten habe. Der Kunstgriff gelunge ihm vollkommen. Bolaqui begab sich mit einer gar schlechten Begleitung vor die Thore der Stadt Agra; er hatte einen Trauerhabit an, und sein ganzer Staat schickte sich vor einen Prinzen, der seinem Anverwandten

die

die letzte Pflicht erzeigen wollte. Aber wie erschrack er nicht, als er sahe, daß ein so zahlreiches Gefolge einen Verstorbenen begleitete. Er erriethe alsobald, daß man auf seine Krone und Leben einen Anschlag habe, und bedachte sich daher nicht lange, was er nun anzufangen habe. Er nahme seine Flucht nach Persien, damit er sich vor der Grausamkeit eines ehrgeitzigen Nebenbuhlers in Sicherheit setzen möchte. 1627. u. f. Jahre

Als sich nun Chorrom der Festung und des Palasts zu Agra bemächtiget hatte, nahme er den Namen Cha Jaham an, welches so viel als einen König der Welt andeutet. Das erste, was er als Mogol unternahme, war, daß er sich des Sultans Scheriar versicherte. Er hielte denselben drey Monate lang, nebst seinen beyden Söhnen, in einer genauen Gefangenschaft eingesperret. Weil er aber befürchtete, sie möchten ihm aller seiner Wachsamkeit ungeachtet doch einmal entwischen: so liesse er die Thüre zu ihrem Gefängniß zumauren, und alle drey Hungers sterben. Man versichert, daß dieser Ort noch nicht wieder geöfnet worden. Der Krieg, den er einige Jahre hernach gegen die Portugiesen unternahme, gabe ihm sonderlich aus Haß gegen den christlichen Glauben zu andern Grausamkeiten, die er gegen die Uebervwundenen ausübte, Anlaß. Er hatte vier Söhne, die er als Vicekönige in verschiedene Königreiche seines Reiches schickte. Cha Chujah bekame die Verwaltung von Bengala; die Regierung des König- Chorrom nimmt den Namen Cha Jaham an.

1627. u.f. Jahre. reichs Decan fiel dem Aurengk Zeb zu; und das Königreich Guzurate wurde dem Moradbar zu Theil. Dara, der älteste von allen, bliebe am Hof seines Vaters. Unterdessen daß sich der Kayser allen Arten von Vergnügen und Ergötzlichkeiten überließ, führete der Dara in der That die Regierung und hatte alle Macht in den Händen; er allein stellete einen Kayser vor, und dazu mangelte ihm nichts weiter, als der Name allein und die Krone. Wenn sich jemand nicht genug vor ihm demüthigte: so war seine Hinrichtung durch Schwerd oder Gift nicht weit mehr entfernet.

Anfang und Gemüthsart des Aurengk Zeb.

Aus dergleichen Grausamkeiten und der damit verbundenen herrschsüchtigen Aufführung konnte wohl nichts anders, als ein allgemeiner Haß entspringen, der ihm auch den Scepter, nach welchem er trachtete, noch aus den Händen wunde. Ueberdas hatte er in der Person des Aurengk Zebs einen um desto gefährlichern Nebenbuhler, da es schiene, als wenn er von demselben gar nichts zu befürchten hätte. Die Aufführung dieses Prinzen, so voller Gelindigkeit und Billigkeit war, machte, daß die Aufführung des Dara um desto schändlicher aussahe: und daß solches desto deutlicher in die Augen fallen möchte, war auch die ganze Absicht, warum er ein so sanftmüthiges Wesen annahme. So bald er alt genug dazu war, daß er einigen Ehrgeitz in sich fühlen konnte, richtete er sein ganzes Absehen auf den Thron; und er machte sich gleichsam einen förmlichen

lichen Grundriß, nach welchem er seinen Endzweck am kürzesten und gewissesten zu erreichen verhofte. Die Natur hatte ihn mit allen Gaben versorget, welche nur einem Mann nöthig waren, der alle andere überlisten sollte. Er hatte eine vortheilhafte Leibesgestalt, und eine Gesichtsbildung, in der eine ungezwungene Sanftmuth zu bemerken war. Seine Magerkeit machte, daß er einem, der Busse thut, ähnlich sahe, und diesen Schein wuste er mit allerhand gottsfürchtigen Reden wohl zu unterstützen. Sein Gesichte war immer mager, schwarzgelb von Farbe, und seine Augen lagen tief im Kopf. Er schiene immerfort voller Gedanken zu seyn, und redete gar wenig; was er auch vorbrachte, betrafe selten etwas anders, als seinen Eifer vor die mahometanische Religion, und die Beobachtung seines Gesetzes. Er trug fast beständig den Alcoran in dem Arm; er betete sehr oft, und sagte alle Tage eine gewisse Rolle von Lobserhebungen GOttes mit einer solchen Andacht her, daß er daher keine geringe Ehrfurcht erlangete. Man sagte um deswillen auch, er habe sich unter die Faquirs aufnehmen lassen; und er versicherte selbst, daß, sobald er sich nur der Sorgen dieser Welt entschlagen könnte, er bey dem Grabe des Mahomets sich der Busse völlig ergeben, und daselbst sein Leben beschliessen wollte. Diese Reden von einem abgesonderten Leben gehöreten mit zu dem Gebäude, das sein Ehrgeitz errichtet hatte. Dadurch gedachte er sich eine Freystätte

1627. u. f. Jahre.

1627. u. f. Jahre. und Zuflucht vorzubereiten, wenn er die Hindernisse, so ihm den Weg zum Thron versperreten, auf allen Fall nicht aus dem Weg zu räumen vermochte. Die grosse Gottesfurcht, die er vor andern Leuten sehen ließ, hinderte ihn an der Ausübung kriegerischer Tugenden nicht. Aber er pflegte allen seinen Unternehmungen eine Farbe der Gottesfurcht und des Glaubenseifers sorgfältigst anzustreichen. Unter einem solchen Vorwand suchte er den König von Golconda zu vertreiben und sich seiner Länder zu bemächtigten; weil derselbe der Secte der Parsis oder Persianer zugethan war. Wenn ihm diese Unternehmung gleich nicht völlig nach seinem Wunsch gelunge: so zoge er doch wenigstens grosse Vortheile daraus

Aufruhr der Söhne Cha Jahams.

Das Glück versparete seine völlige Gunstbezeugungen auf eine andere Zeit vor ihn, zu einer weit schätzbarern Gelegenheit. Eine gefährliche Krankheit überfiele den Kayser Cha Jaham, und dieses gab zu einem Gerüchte Anlaß, als wenn er gestorben wäre, und wurde gar bald in ganz Indostan ausgebreitet. Cha Chujah, der hitzigste von seinen Söhnen, die er zu Stadthaltern in Provinzen gemacht hatte, erschiene zuerst mit einem Kriegsheer von vierzig tausend Mann zu Pferde im Feld, mit dem festen Entschluß, seinem ältesten Bruder Dara den Scepter aus den Händen zu reissen. Als der Kayser von einer so weitaussehenden Unternehmung Nachricht bekame, thate er ihm schriftlich zu wissen, wie seine

Krank-

Krankheit von keinen weitern Folgen gewesen; er sollte daher in seine Provinz Bengala wieder umkehren, und die aus allzugrossem Ehrgeitz übereilte Bewegungen durch einen genauen Gehorsam wieder zu ersetzen suchen. Der Prinz verbarge den Befehl, welchen er von seinem Vater erhalten hatte: er setzte seinen Weg gegen Dehly fort, und wurde unterwegs von der kayserlichen Armee, unter Anführung des ältesten Prinzens, Dara, aufgehalten. Der üble Ausschlag eines Treffens benahm ihm vollends allen Muth, und er zoge sich gleich darauf wieder zurücke. 1627. u. f. Jahre.

Aurengk Zeb hetzet seinen Bruder Morat Bar auf.

Der nämliche Vorwand, um dessentwillen er die Waffen ergriffen hatte, diente auch dazu, seine beyden Brüder, den Aurengk Zeb und Morat Bar anzubringen. Obgleich der erstere schon alle Anstalten vorgekehret hatte: so wollte er doch nicht eher losschlagen, bis daß sein Bruder sich in Marsch gesetzet hätte. Damit er sich aber des Anfangs zum Aufruhr, den nunmehr seine beyde Brüder gemacht hatten, zu seinem Nutzen bedienen könnte: so schriebe er an den Morat Bar einen mit lauter Verstellungen angefüllten Brief, folgendes Innhalts: „Der Vorsatz, den „ich gefaßt habe, den Rest meiner Tage in einem „abgesonderten Leben und beständiger Busse hin„zubringen, ist euch, mein Bruder, gar nicht un„bekannt. Die Hoheit der Welt hat nichts, das „mein Herz zu rühren vermögend sey. Die ein„zige Neigung meines Gemüths gehet nur dahin, „daß ich die Verehrung des wahren GOttes und

1627. u. f. Jahre.

„das Gesetze seines Propheten in ihrer Reinig-
„keit in Uebung bringen möge. Ich bedenke da-
„bey, daß von allen Söhnen des Cha Jaham,
„dessen Absterben nur gar zu gewiß ist, ihr nur der
„einzige seyd, der noch den Alcoran verehret.
„Dara ist ein Gottesverächter, der nur vor die
„europäischen Religionen einige Neigung hat.
„Cha Chujah ist ein Ketzer, der der Secte des
„Ali ergeben ist, und mit denen, die dem irrigen
„Glauben zugethan sind, in Persien ein gutes
„Verständnis unterhält. Es lebe GOtt und
„sein Prophet! ich werde nicht zugeben, daß die
„Gottlosigkeit und Ketzerey auf den Thron
„gelange. Ihr allein, mein lieber Bruder,
„den ich von nun als meinen Gebieter ehre,
„und als meinen Herrn hochachte, seyd würdig die
„Krone auf euer Haupt zu setzen. Ihr seyd ein
„wahrhafter Muselmann und der einzige Be-
„schützer der Gläubigen. Verstattet demnach, daß
„meine Kriegsvölker zu den eurigen stossen dürfen,
„und daß ich nebst euch die Parthey vertheidige,
„die die Gerechtigkeit auf ihrer Seite hat, indem
„sie vor die Religion streitet. Ich verlange vor
„alle Belohnung meiner Dienste nichts anders
„von euch, als daß ihr mir nach dem Sieg erlau-
„bet, den Rest meines Lebens im Frieden, in der
„Busse und im Gebet bey dem Grabmaal Ma-
„homets zu beschliessen. „

Seine hinterlistige Streiche.

Ein so listig eingerichteter Brief wurde von Morat Bax mit höchster Freude angenommen. Er antwortete ihm mit einem anderen Schreiben darauf,

darauf, das voller Höflichkeiten war, die von ei- 1627.
nem viel aufrichtigern Herzen herkamen. Unter- u. f. Jahre.
dessen aber, da er die Einwilligung gab, daß seine
Kriegsmacht zu seines Bruders seiner stossen
möchte, so dachte er nicht, daß Aurengk Zebs
Armee der seinigen überlegen seyn sollte. Er
masse sie nur nach den engen Grenzen des Königreichs Decan, und nach den mittelmäßigen Einkünften, die daraus zu ziehen waren, ab. Es war ihm aber nicht bekannt, daß Aurengk Zeb sich schon seit langer Zeit zum Ausbruch dieser Sache in Bereitschaft gestellet: daß seine Sparsamkeit so gut wäre, als grosse Reichthümer; und daß er den Mirza Mula, der im Namen des Kayserß gegen den König von Visapour den Krieg führte, dahin vermocht hatte, daß er ihm die Kriegsvölker, so unter ihm stunden, überlassen hatte. Die beyde Prinzen verabredeten eine Zusammenkunft mit einander, auf dem Gebürge von Manddo. Aurengk Zeb erblickte seinen Bruder kaum in der Ferne, als er schon von seinem Elephanten abstieg, ihm entgegen eilte, sich vor seinen Füssen niederwarfe und ihn seinen Herrn und Kayser nennete. Er überredete ihn, daß er den Titel eines Mogols annahme; er begegnete ihm als einem solchen, so wohl öffentlich, als wenn sie allein waren; überall liesse er ihm den Rang: und was das Commando der Kriegsvölker antrafe, holte er allezeit von seinem Bruder die Befehle ab, und wuste ihn durch die scheinbarsten Bewegungsgründe und Vorstel-

1627. u. f. Jahre. lungen zu lenken, wie er nur wollte. Sie rückten mit einem zahlreichen Kriegsheer mit starken Märschen gegen Dehly an.

Er ergreift gegen seinen Vater die Waffen.

Bey dem Geschrey von ihrer Annäherung gerieth Dara wegen seiner eigenen Person sowohl, als wegen des Kaysers in Sorge. Er schriebe dannenhero an seine Brüder, ihr Vater wäre nicht gestorben, und es wäre höchst unbillig von ihnen, daß sie in seinem Alter noch seine Ruhe unterbrechen wollten. Morat Bar, der von einer guten Gemüthsart war, wurde ganz darüber bewegt, da er sahe, wie bald sie ein so schweres Verbrechen begehen könnten. Er besann sich sehr, ob er weiter gehen sollte, da er nunmehro wuste, daß Cha Jaham noch im Leben, und also eine Unwahrheit wäre, daß ihn Dara mit Gift aus dem Wege geräumet habe. Aurengk Zeb nahm gar bald seiner Unruhe wahr; er löseste seine Gewissensscrupel auf, und überwiese ihn durch Briefe, die von seinen Spionen aus Dehly eben deswegen an ihn geschrieben wurden. Wie sie nun von Tag zu Tage näher herbey kamen: so thate der Kayser in einer Berathschlagung den Vorschlag, er wollte selbst zu Felde gehen, und sich an die Spitze seines Kriegsheeres stellen, um seinen Kindern durch seine Gegenwart die Waffen aus den Händen zu nehmen. Ein heimlicher Freund des Aurengk Zebs wiedersetzte sich dieser Meinung aufs äuserste; er wendete sowohl die schwache Gesundheit des Mogols, als auch die üblen Folgen vor, die der Verlust einer Schlacht,

wo

wo die Tapferkeit nicht allezeit die Entscheidung zu thun hat, nach sich ziehen könnte; und hintertriebe auch in der That hierdurch das ganze Vorhaben. Cha Jaham entschloß sich in seinem Palast zu bleiben, und Dara glaubte, es wäre seine Schuldigkeit, seinen Vater nicht zu verlassen. 1627. u. f. Jahre.

An den Ufern des Flusses Ugen erhebet sich ein Berg in Gestalt eines Amphitheatri, woselbst sich die kayserliche Armee gelagert hatte; um den Völkern den verbundenen Prinzen den Uebergang streitig zu machen. Sie rückte gegen das Ende des Monats April von Agra aus, zu der Zeit, da in Indien die gröste Hitze ist. Aurengk Zeb, der den Vorzug der Rebellen anführete, erschiene am ersten im Angesichte des Feindes. Weil aber das ganze Kriegsheer noch nicht angelanget war; so gieng seine ganze Sorgfalt nur dahin, daß er den Kayserlichen den Uebergang über den Fluß, der an vielen Orten seichte und wohl zu passiren war, verhindern möchte. Er führete in aller Eile seine Artillerie auf, und machte ein entsetzliches Feuer auf die Feinde, die am gegenseitigen Ufer stunden. Inzwischen langte Morat Bax, der den Nachzug anführete, mit dem Ueberrest des Heeres an. Seine hitzige Gemüthsart und natürliche Tapferkeit verstatteten ihm nicht lange Zeit, die Sache zu überlegen. Er warf sich mit einer Unerschrockenheit, die den Seinigen ein Herze machte, in das Wasser, und gienge an ihrer Spitze

Er schlägt die kayserliche Armee in die Flucht.

1627. u f. Jahre.

Spitze durch den Strom; da denn die Artillerie des Aurengk Zebs während dieser Zeit sie aufs beste unterstützte. Von den beyden Feldherrn des Kayfers hatte der eine ein Verständniß mit den Aufrührern, und stellete den Flügel, welchen er anführte, dergestalt, daß er auf den ersten Anfall übern Haufen geworfen wurde. Der andere that sich mit seinem Eifer und Herzhaftigkeit rechtschaffen hervor; weil er aber durch das Feuer und die Menge der Feinde übermannet wurde: so sahe er sich endlich gezwungen, sich in Begleitung von nur ohngefähr fünfhundert Pferden auf die Flucht zu begeben. Schaam und Verdruß machten, daß er sich auf seine Güter begab, damit ihn an Hof Niemand wieder zu Gesichte bekommen möchte.

Cha Jaham tritt die Regierung an seinen ältesten Sohn Dara ab.

Als man bey Hof diese traurige Neuigkeiten erfuhre, so war alles untröstlich. Der Abfall der Feldherrn, der Verlust des grösten Theils von dem Kriegsheer, der Artillerie und der Beute, welches alles dem Aurengk Zeb neue Vortheile zuwegen brachte; die ihm allenthalben offen stehende Wege, die Mißvergnügten, die haufenweise zu der Parthey der verbundenen Fürsten übergiengen: das alles waren lauter Dinge, die im Stand waren dem Cha Jaham den Muth zu benehmen; und solches geschahe auch in der That. Es geschahe ohne Zweifel auf Anrathen eines Freunds vom Aurengk Zeb, daß der Mogol seine völlige Regierung dem Dara abtrate; er befahle, wenigstens auf einige

nige Zeit, man sollte keinen andern als Kayser erkennen. Dieser unglückselige Umstand war Ursache an dem gänzlichen Ruin des Vaters, und risse auch den Scepter aus den Händen des Sohns. Viele Herren, die wegen ihrer Pflicht bisher noch dem Cha Jaham treu verblieben waren, schlugen es rund ab, dem Dara zu gehorchen; und wie das gemeine Volk sich von der Unterwerfung, die es dem alten Mogol geschworen hatte, befreyet sahe: so ließ es gegen den neuen eine grosse Gleichgültigkeit von sich merken. 1627. u. f. Jahre.

Der fast allgemeinen Untreue der Grossen, und der Kaltsinnigkeit des gemeinen Volks ungeachtet, brachte Dara doch noch hundert tausend Mann zu Pferde, und funfzig tausend zu Fuß zusammen. Man zoge aus den Zeughäusern zu Agra hundert Stücke Artillerie, davon die kleinesten eine Kugel von zwölf Pfunden schossen; und alle Canoniers, nebst ihren Befehlshabern, waren Europäer. Man rüstete sechzig Elephanten aus, mit ihren Thürmen, deren jeder ein Feldstücke trug; und die Bagage des Prinzen wurde auf fünfhundert Kameelen fortgebracht. Wenn man gesehen hätte, wie diese entsetzliche Menge Volks sich ausbreitete, daß sie sich aus dem Gesichte verlohr, und wie sie die weitläuftige Ebene um Agra bedeckte: so hätte man glauben sollen, der Prinz müsse es erzwingen, daß sich der Sieg auf seine Seite erklärte. Leute, welche gewohnt waren Dara bringt eine zahlreiche Armee zusammen.

eine

1656. u.f.Jahre. eine Sache tiefer einzusehen, urtheilten nicht also: und Dara war es fast alleine, der seinen bevorstehenden Unfall nicht erkannte. Unterdessen war nun diejenige Zeit erschienen, da sich die Grossen des Reichs am Cha Jaham deswegen rächen sollten, daß er ihre Weiber gemißbraucht, und sie noch durch bittere Scherzreden deswegen aufgezogen hatte. Man bemerkte auch bey den vornehmsten Oberhäuptern dieser zahlreichen Kriegsmacht einen heimlichen Groll und Haß gegen ihren Fürsten.

Er wird von seinen Generalen verrathen.

Nach einem Marsch von vier Tagen kam das Kriegsher an das Ufer des Flusses Chambal zustehen, woselbst der Prinz es vor rathsam erachtete, stehen zu bleiben, und des Feinds zu erwarten. Aurengk Zeb sahe wohl, daß es höchst frevelhaft seyn würde, in dem Angesicht einer so starken Armee den Uebergang zu wagen. Er nahme daher seine Zuflucht zu der Kriegslist deren Alexander gegen den Porus sich bediente; und gienge in der Nacht einige Meilen weiter oberhalb über den Strom. Die Nachricht von diesem Uebergang machte das ganze Lager des Dara bestürzt; und sein Unglück wollte, daß er den Calil Kan, einen heimlichen Freund des Aurengk Zebs über die Völker setzte, die den Feind wieder zurückschlagen sollten. Dieser treulose Mann hatte alles mit den Feinden abgeredet; und unter dem Vorwand sie an einem Ort, wo gar keine Lebensmittel anzutreffen wären, durch Hunger aufzureiben, ließ er ihnen

nen

nen Zeit genug, sich recht vortheilhaft zu stellen. 1656.
Die Munterkeit des Dara konnte endlich kei- u. f. Jah-
nen längern Aufschub erdulden; er wollte re.
schlechterdings einmal den Angrif thun. Ca-
lil, der sich das Obercommando zuwegen ge-
bracht hatte; hatte den Oberbefehlshaber der
Canoniers auf seine Seite gebracht, und ihm
verboten den Befehlen eines andern Folge zu lei-
sten, ausgenommen ihm allein. Ehe noch die
Feinde von den Canonen konnten erreichet wer-
den, ließ er die ganze Artillerie auf sie loßbren-
nen; aber es kam kein Schuß unter sie. Der
Dampf und Staub verbarge die Verrätherey
des Generals vor den Augen des Dara. Bald
darnach vernahm man zum erstenmal drey Ca-
nonenschüsse aus dem Lager des Aurengk Zeb.
Und dieses war das Zeichen, welches mit Calil
Chan war abgeredet worden, um ihm zu wis-
sen zu thun, daß seine Völker zur Schlacht bereit
stünden. Darauf eilte der meineidige Feldherr
zum Dara, der die Mitte der Schlachtordnung
anführte, und rief ihm zu: Es ist nunmehr Zeit,
daß wir einen Feind zu schlagen eilen, der durch
das heftige Feuer unserer Artillerie fast schon
völlig in Unordnung gebracht worden. Die
Feinde haben wenig Canonen; sie haben uns
bishero nur mit drey Schüssen, die noch darzu
vergeblich waren, geantwortet. Rücket nur
heran; ihr werdet sogleich den Sieg vollkommen
machen.

1656. u. f. Jahre. Blutiges Treffen.

Dara wurde durch diese hinterlistige Reden aufgebracht; er brachte zu gleicher Zeit die drey Theile, in die sein Heer abgetheilet war, in Bewegung; und wo er commandirte gienge es am hurtigsten von statten. Seine Völker glaubten nicht anders, als sie marschirten zu einem gewissen Sieg, und machten, indem sie gegen die Feinde sich näherten, ein entsetzliches Geschrey. Aurengk Zeb hörte sie ohne alle Furcht; und auf eben die Weise hielte er den Hagel von Pfeilen aus, wodurch die Luft ganz verfinstert wurde: alsdenn aber ließ er zu so gelegener Zeit seine Canonen und Mosqueterie auf die Feinde abfeuern, und seine Bogenschützen die Pfeile abschiessen, daß man um den Dara herum ganze Haufen Todter und Sterbender niederfallen sahe. Allein dem ohngeacht blieben ihm noch Leute genug übrig, daß er mit Hofnung eines guten Ausschlags das Treffen fortsetzen konnte. Er brache mitten in die Reuterey des Aurengk Zeb ein; er drange bis an den Ort hindurch, wo der Feind seine Batterien errichtet hatte, die seinem Kriegsheer den meisten Schaden gethan; er jagte die Portugiesischen Canoniers davon, und wandte alsdenn alle seine Macht gegen den grösten Haufen der feindlichen Völker, bey welchen Aurengk Zeb in eigner Person befindlich war.

Morat Bax wurde mit nicht geringerer Tapferkeit von Ramsing, dem andern Feldherrn des Kayfers angegriffen. Dieser Raja war mit seinen Rageputen in die Fronte der

Schlacht-

Schlachtordnung des mogolischen Prinzen eingebrochen, und so nahe an ihn gekommen, daß sie Mann vor Mann mit einander fechten konnten. Der Prinz sasse auf einem zum Krieg abgerichteten Elephant, in einer Art eines offenen Throns, damit er gegen alle Seiten seine Befehle austheilen könnte. Daselbst bekam er drey Wunden von Pfeilen in dem Gesichte, die aber doch nicht gefährlich waren. Der Raja dessen Köcher ausgeleeret war, sprang von seinem Pferde, um dem Elephanten des Prinzen seine Lanze in den Bauch zu stossen. Allein indem er mit recht frevelhafter Kühnheit hinzu gienge, durchwarf ihn Morat Bar mit seinem Wurfspies, und streckte ihn auf den Sand. Als die Rageputen diesen Unfall erblickten, liessen sie den Muth sinken; sie ergriffen alsobald die Flucht, und verursachten damit den Verlust der Schlacht. 1656. u. f. Jahre.

Ihre Flucht schwächte die Standhaftigkeit des Dara im geringsten nicht: er hatte noch immer so viel Kriegsvölker übrig, daß er sich zum Siege Hofnung machen konnte. Er hatte schon den Flügel, der unter Mahamuds des Sohns Aurengk Zebs, Anführung stunde, zerstreuet. Kaum daß er sahe, wie Morat Bar seinem Bruder zu Hülfe eilete, als er sich hauptsächlich an ihn machte; er griffe ihn auch mit einer solchen Wuth an, daß er ihn übern Haufen warf. Nunmehro bliebe Aurengk Zeb noch allein auf dem Schlachtfeld, und konnte sich

1656. u. f. Jahr. kaum mehr genugsam vertheidigen, da eben der meineidige Calil Chan herbey kame, um seine Verrätherey durch einen bösen Rath vollends hinaus zuführen, und alle Hofnung, nebst den Früchten der Tapferkeit des Dara ganz und gar unnützlich zu machen. Ihr habt den völligen Sieg in den Händen, rief er dem Prinzen zu, indem er sich nach der Gewohnheit der Morgenländer, vor ihm demüthigte, und euer erster Feldzug übertrift den Ruhm aller andern Mogols. Um das Werk gänzlich zu Ende zu bringen, das ihr so glücklich angefangen habt, ist nichts mehr zu thun übrig, als daß ihr die beyden flüchtigen Brüder verfolget, um sie zu desto grösserem Pracht eures sieghaften Einzugs in eure Gewalt zu bekommen. Steiget von eurem Elephanten ab. Ihr seyd darauf den Pfeilen gar zu sehr ausgesetzet, als daß ihr in einem so gefährlichen Handgemenge länger ohne Lebensgefahr aushalten könntet. Lasset uns zu Pferde sitzen, und auf den Feind losdringen.

Flucht des Dara.

Die Hitze, so den Dara einnahme, verhinderte ihn die Folgen des ihm gegebenen Raths einzusehen. Er setzte sich auf eines von den persianischen Pferden, die wegen ihrer Geschwindigkeit unschätzbar sind; er liesse ihm den Zügel schüssen, und machte sich Platz mitten durch den dicksten Haufen der Feinde. Allein seine Soldaten wurden ganz bestürzt, da sie ihn nicht mehr auf seinem Elephanten sitzen sahen, und glaubten, er wäre todt, und sein Verlust schlug ihnen

das

das Herz gänzlich darnieder. Sie trenneten sich aus einander, und nahmen mit einer solchen Geschwindigkeit das Reißaus, daß ihr General darüber erstaunte, und nunmehro, aber zu spät, die Verrätherey des Calil Chan erkannte. Dieser treulose Mann hatte schon vor seine Sicherheit gesorget. Er hatte sich, mit einem grossen Haufen von Reuterey, den er auf seine Seite gebracht, schon zum Aurengk Zeb geschlagen. Der unglückselige Dara, welcher sehen muste, daß einer von seinen Generalen getödtet, der andere aber zu seinen Feinden übergetreten, daß seine Brüder durch das Ausreissen seiner Truppen die Oberhand bekommen, und der gröste Theil seines Kriegsheers in Unordnung gebracht worden, dachte nun auf nichts weiters, als auf seine Flucht. Er nahme seinen Rückzug in der besten Ordnung, daß man von seiner geringen Erfahrung im Kriegswesen dergleichen nicht hätte hoffen können. Mit seinem Abzuge endigte sich auch das Treffen, nachdem es zehen Stunden gedauret hatte: aber der ganze Krieg war damit noch nicht zu Ende. 1656. u. f. Jahre.

Die Ueberwinder rückten hierauf vor die Thore der Stadt Agra, und belagerten die dasige Festung. Dara hatte sich nach Lahor gezogen, um daselbst die Ueberbleibsel seiner zerstreuten Kriegsmacht zusammen zu bringen, und wieder frische Völker anzuwerben: dem Kayser aber wurde die Sorge der Vertheidung seiner Residenz überlassen. Der listige Aurengk Zeb schick- Aurengk Zeb betrüget seinen Vater.

1656. u. f. Jahre. schickte einen Verschnittenen an ihn, und ließ ihm zuentbieten, sie würden seiner Person nichts zuwieder thun; sie behielten gegen ihn in ihrem Herzen beständig die gröste und aufrichtigste Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam; und wären nur gegen einen Bruder erzürnet, der sich unrechtmässiger Weise des Regiments angemasset. Der Kayser gabe dagegen zur Antwort, er wäre bereit, seinen aufrührischen Söhnen zu verzeihen, woferne sie in eigener Person ihn um Begnadigung bitten wollten. Nichts waren sie weniger zu thun gesinnet, als eben dieses. Sie waren einmal entschlossen, sich des Thrones zu bemeistern, wie schändlich auch immermehr die Mittel seyn möchten, durch welche sie solches zu erlangen trachteten. Aurengk Zeb nahme die ganze Sache auszuführen über sich.

Der Kayser wird in ein Gefängniß eingeschlossen.

Er stellete sich, als wenn er krank worden wäre, als er noch ohngefähr zwey Meilen von Agra entfernet war; er bathe daher den Kayser, er möchte es vor genehm halten, daß sein Sohn Mahamud in seinem Namen ihn um Begnadigung bäthe, wie er solches verlangte; und setzte hinzu, so bald es sich mit seinem Zustand zur Besserung anliesse, würde er nicht ermangeln, sich selbst vor seinen Füssen niederzuwerfen. Cha Jaham gab seine Einwilligung dazu, und ließ vor den jungen Sultan Geschenke von unschätzbarem Werth bereit machen. Das war eine Lockspeise um

den

den Aurengk Zeb ins Garn zu ziehen. Ma- 1656.
hamud begab sich in die Citadelle, wohin u.f. Jahr.
sich der Kayser in Sicherheit begeben hatte. rc.
Er brachte die Soldaten von der ersten Wa-
che auf seine Parthey; er ließ einen grossen
Haufen bis in das innerste des Pallasts hin-
ter sich herkommen; und drange auf diese Art
in das kayserliche Zimmer ein. Alles, was
ihnen in den Weg kame, Soldaten, Wei-
ber, Sclaven and Verschnittene, wurden oh-
ne einigen Unterscheid niedergehauen. Als
Mahamud zum Kayser selbst kam, erkühnte
er sich ihm einen Befehl anzukündigen, der sein
völliges Schicksal entschiede. Dein hohes Al-
ter, sagte er, machet dich zur Regierung un-
tüchtig. Vollende nun den Ueberrest deiner
Lebenszeit in Ruhe, und bleibe nebst deinen
Weibern in den anmuthigen Gärten, die du mit
so grossen Kosten hast anlegen lassen. Wir
verlangen nicht dir das Leben zu nehmen;
aber trete nur an deine Kinder einen Platz ab,
den du verunehrest. Bey diesen Worten er-
hoben alle tartarische Weiber, von welchen
der Mogol in seinem Zimmer bedienet wird,
und die mit den Waffen sowohl umzugehen
wissen, als die Mannspersonen nimmermehr,
ein sehr grosses Geschrey. Allein ihr Drohen
war vergeblich. Es war nichts anders mehr
zu thun, als daß man der Gewalt nachgäbe,
und sich in die Gartenwohnungen verfügte, die
auserhalb der Festung lagen.

1656. u. f. Jahre. Aurengk Zeb stellt sich an, als wollte er seinen Bruder Morat Bax krönen lassen.

Von dieser Stunde an theileten die Prinzen nach ihrer Willkühr die öffentlichen Aemter aus; kein anderer Befehl war weiter gültig, als der aus ihrem Mund kam; sie theileten die Schätze des Cha Jahans und die Einkünfte des Reichs mit einander. Nachdem man einige Tage damit zugebracht hatte, das Regiment und die Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten einzurichten: so brache das Kriegsheer wieder auf, um den Dara weiter aufzusuchen, der in der Gegend von Dehly sich stark zu Fortsetzung des Kriegs rüstete. Als man bey dem berühmten Tempel oder der Pagode zu Matura angelanget war, nahme Aureng Zeb Gelegenheit zu sagen, es schicke sich kein Ort besser zur Krönung des Morat Bax, dem er beständig seine Anforderungen dem Schein nach übertragen hatte, als eben dieser. Man setzte den Tag zu dieser Ceremonie auf den 15. Junius, des 1656. Jahres fest. Niemals schienen die Schmeicheleyen und die Willfährigkeit des Aurengk Zebs gegen seinen Bruder aufrichtiger zu seyn, als in dieser Zeit. Er selbst nahme die Mühe über sich, die Ebene mit allem anständigen Pracht auszieren zu lassen. Während der Zeit daß man mit Zubereitung der Zelte, der Geschenke, der Verfertigung der Kleider und Auszierung der Pferde und Elephanten beschäftiget war, überliessen sich die Officiers und Soldaten des Morat Bax den Ergötzlichkeiten: man vernahme in dem Zelt des Prinzen nichts als Concerte, und Schauspiele; man vertriebe

sich

sich die Zeit mit lauter Dänzen und Lustbarkeiten. Des Verbots in den Gesetzen des Mahomets ohngeachtet, wurde daselbst der Wein nicht gesparet; es wurde derselbe bis zur Trunkenheit hinein gegossen. Auf Aurengk Zebs Seite gienge alles ganz anders zu: alles war ordentlich, stille und nüchtern. Die Kriegszucht wurde aufs genaueste in Obacht genommen; das Gebet wurde sowohl des Morgens, als des Mittags und Abends mit solcher genauen Ordnung abgewartet, als in den Städten immermehr geschehen konnte. Man hielte daselbst öftere Berathschlagungen. Die vornehmste Oberhäupter, die von dem Absehen ihres Herrn unterrichtet waren, unterhielten ihre Soldaten mit keinen andern Gesprächen, als von dem Glücke, das sie haben würden, wenn sie einen so tugendhaften Prinzen, als Aurengk Zeb wäre, zum Beherrscher bekämen. 1656. u. f. Jahre.

Den Abend vor dem zur Krönung angesetzten Tag stellete er sich, als sey er ein wenig unpäßlich, und liesse den Morat Bax ersuchen, er möchte sich doch in sein Zelt bemühen, damit sie zusamen die Sternseher um Rath fragen und erfahren möchten, ob auch der Tag glücklich seye. Morat Bax begabe sich auch, in Begleitung einiger weniger von seinen Hofbedienten zu ihm. Aurengk Zeb empfienge ihn mit allen nur erdenklichen Ehrenbezeugungen und Zärtlichkeit. Er liesse ihn auf der Oberstelle sitzen, und jagte selbst die Fliegen von ihm hinweg, die ihm beschwerlich fielen; Er betrinkt ihn, und läßt ihn gefangen nehmen.

1656. u. f. Jahre. er trocknete ihm mit einem Tuch den Schweiß ab, der ihm über das Gesichte lief; er nannte ihn nicht anders, als seinen Kayser, sein Oberhaupt und Beherrscher; er ließ ihm ein Bad von Rosenwasser zubereiten, und darnach ein grosses Gastmahl anrichten. Die beyden Brüder speiseten alleine mit einander, da indessen die Bediente des Morat Bax von den Kriegsobersten des AurengkZeb in entfernten Zelten bewirthet wurden. Der Verschnittene Cha Abas bliebe allein bey seinem Herrn. Die Lustbarkeit bey diesem Tractament wurde durch die Music und die Dänzerinnen noch gröſſer gemacht. Aurengk Zeb machte die ganze Zeit ein scheinheiliges Gesichte, damit er sich in Ansehen brachte, und trank nichts als Wasser. Morat Bax der nicht so gewissenhaft war, gosse den Wein unmäßig hinein. Die erste Folge seiner Trunkenheit war ein tiefer Schlaf. Cha Abas führte den Prinzen in ein benachbartes Zelt, um ihn ausruhen zu lassen, und setzte sich zu Fussen des Bettes nieder. Wenige Augenblicke hernach, ließ Aurengk Zeb seinem Bruder den Säbel und Dolch nehmen. Als solches geschehen war, traten sechs Soldaten hinein, bemächtigten sich des Morat Bax und seines Verschnittenen, schlossen selbige in Fesseln, und hielten ihnen mit den Händen den Mund zu, damit sie nicht um Hülfe schreyen könnten. Aurengk Zeb, der alles, was er vornahme, mit dem Mantel der Gottesfurcht zudeckete, hobe seine Hände auf gen Himmel, und rief: Man räche

doch

doch das Gesetze Mahomets gegen die Verachtung eines unmäßigen Prinzens; man versichere sich eines Mannes, der sich durch seine Gottlosigkeit des Thrones unwürdig gemacht hat. Die beyden Gefangene wurden jeder in eine besondere verschlossene Sänfte gesetzet, und unter einer guten Bedeckung der eine nach Agra, der andere nach Dehly abgeführet. 1656. u. f. Jahre.

Er läßt sich an dessen Statt krönen.

Dieser Streich wurde mit solcher Heimlichkeit vollbracht, daß man in dem Lager des Morat Bax, ja so gar in den Zelten, wo seine Diente bewirthet wurden, das mindeste nicht davon innen wurde. Aurengk Zeb hatte die Sorgfalt, die ganze Nacht hindurch die Music fortsetzen zu lassen, als wenn die beyden Brüder sich immer noch mit einander lustig machten. Beym Anbruch des Tages versammleten sich die beyden Kriegsheere in dem weitläuftigen Raum, der in dieser Ebene abgestochen, und zur Krönungs-Ceremonie war ausgezieret worden. Es war der Befehl gegeben worden, sich ohne Gewehr daselbst einzufinden, um die besorglichen Händel zu verhüten. Als man nun alle Augenblicke der Ankunft des Morat Bax entgegen sahe, und ihn itzo zum Mogol ausruffen wollte: so schrien einige Personen, die man schon an verschiedene Orte gestellet hatte, zu gleicher Zeit: Es lebe der Kayser Aurengk Zeb! Dieser erste Lermen brachte den grösten Haufen in Bestürzung; nach und nach nahm er unvermerkt zu, und endlich riefen beyde Partheyen, als wenn sie es mit einan-

1656. u. f. Jahre. der abgeredet hätten: Es lebe der Kayser Aurengk Zeb! Alsobald kam der Prinz an dem erhabenen Platz, der vor seinen Bruder war zubereitet worden, zum Vorschein; er setzte sich einige Augenblicke auf den Thron, und begab sich sodenn wiederum hinweg. Nichts beweiset die Leichtsinnigkeit, Unbeständigkeit und wenige Treue der Indianer besser, als die ganze Folge dieser Begebenheit.

Sein Kunstgrif den besten Feldherrn des Dara in Verdacht zu bringen.

Sobald die Zeit gekommen war, da Aurengk Zeb das Regiment in seine Hände bekommen, warf er auf einmal die Maske seiner Scheinheiligkeit von sich. Dieser heimtückische und listige Faquir, der kurz vorher noch vorgab, wie er sich nach nichts weiter sehne, als wie er sein Leben in beständiger Ausübung eines busfertigen Lebens zubringen möchte, hatte doch keine Scheu getragen, durch die heßlichste Treulosigkeit, die Freyheit eines vom Alter entkräfteten Vaters, und eines allzuleichtgläubigen Bruders seinem Ehrgeitz und Stolz aufzuopfern. Indessen daß er nun diese beyde in engem Gewahrsam hielte, gienge er wieder auf seinen Bruder Dara los, der noch beständig zu Lahor sich aufhielte. Daut Kan war der getreueste von allen Kriegsbedienten, die derselbe in seinen Diensten hatte. Er hatte ein Corps Reuterey unter sich, mit welchem er sich an dem Fluß Bear gesetzet hatte, über den man unumgänglich gehen muste, wenn man nach Lahor wollte. Als nun Aurengk Zeb alle Hofnung fahren ließ, daß er denselben überwältigen, oder

durch

durch seine Versprechungen auf seine Seite zie- 1656.
hen könnte: so nahme er, nach seiner Gewohn- u. f. Jah-
heit, zu seinen Kunstgriffen die Zuflucht, die ihm re.
sollten seine Hofnung fehlschlagen lassen. Er
ließ durch seine Spionen in Lahor einen Brief
unter Daut Kans Namen ausfliegen, in wel-
chem dieser Feldherr das Einverständnis, so er
mit dem Aurengk Zeb unterhalten sollte, merken
ließ. Dara, der die erste Schlacht aus keiner
andern Ursache verlohren hatte, als durch das all-
zustarke Vertrauen, das er auf den Calil Kan
setzte, verdarbe seine Sachen das anderemal durch
nichts anders, als durch das Mißtrauen, so er ge-
gen einen getreuen Freund schöpfte. Er beriefe
den Daut Kan zurücke; er konnte seine Gegen-
wart kaum mehr ertragen; endlich ließ er ihn auf
immerdar in seine Ungnade fallen.

Der Feldherr, welcher an desselben Stelle Dara
kam, hatte weder den nämlichen Eifer, noch solche begiebt
Geschicklichkeit und Erfahrung. Aurengk Zeb sich auf
erzwunge gar bald den Uebergang über den die Flucht
Strom, und brachte den Schrecken vor sich her nach
nach Lahor, ehe er noch daselbst anlangte. Da- Persien.
ra muste sehen, daß seine Völker vor Furcht ganz
unschlüßig, und mehr dazu geneigt waren, sich zu
ergeben, als eine Schlacht zu wagen. Er urtheil-
te demnach, es seye vor ihm weiter kein anderes
Mittel mehr übrig, als eine Freystätte in Persien
zu suchen, damit er nicht in die Hände eines Fein-
des fallen möchte, der seinem eigenen Geschlechte
den Untergang geschworen hatte.

Au-

1656. u. f. Jahre. Aurengk Zeb zieht zu Dehly ein.

Aurengk Zeb gienge dem flüchtigen Prinzen auf den Fußstapfen nach, bis ihn eine unvermuthete Nachricht, so ihm zukam, nöthigte, aufs geschwindeste wieder umzukehren. Cha Chujah, der zuerst auf den Thron seines Vaters Anspruch gemacht hatte, kam mit einer sehr beträchtlichen Kriegsmacht in starken Tagreisen gegen Agra angezogen. Wie er bey seiner ersten Unternehmung vorgewendet hatte, er gedächte nur den vorgegebenen Tod des Cha Jaham zu rächen: so war der Vorwand der andern, daß er den Kayser und Morat Bax aus der Gefangenschaft erretten möchte, in welcher sie von dem unrechtmäßigen Besitzer des Reichs gehalten würden. Es war vor den Aurengk Zeb eben so viel daran gelegen, daß einem Feind, der schon zur Flucht gezwungen war, nachgesetzet würde, als daß er einem Gegner, der im Stand war selbst anzugreifen, zuvorzukommen suchte: er eilte dahin, wo die Gefahr am dringendsten war. Er kam gar bald dem Chah Chujah ins Gesichte zu stehen, er nöthigte ihn durch einen Ueberfall, sich mit ihm in ein Treffen einzulassen: in dem Handgemenge liesse er sich in eigner Person mit ihm in ein Gefechte ein, und schlug ihn mit dem Ueberrest seines Kriegsheers in die Flucht. Damit er auch das Gerüchte, so in Indien ausgestreuet worden, als wäre er mit Tod abgegangen, zerstreuen möchte: so hielte er vor nothwendig, sich nach Dehly zu erheben. Sein Einzug in diese Stadt war über die massen prächtig, und die Münze, die er in sei-

nem

nem Namen prägen ließ, führte diese stolze Auf- 1656.
schrift: Ich, König Aurengk Zeb, Ueber- u.f.Jahr
winder der Welt, habe diese Münze schla- ꝛc.
gen lassen, die so glänzend ist, wie die
Sonne.

Er läßt dem Dara den Kopf vor die Füsse legen.

Die Ruhe, so der Kayser hierauf genosse, war von keiner langen Dauer. Er begab sich mit seinen Völkern wieder zu seinem Feldherrn Bader Chan, welcher den Dara in der Festung Bakar belagerte. Die heftigen Stürme, die sie darauf thaten, zwangen den Prinzen, daß er den Platz verlassen, und sich wieder nach Persien auf den Weg machen muste. Sein Untergang schiene aber einer von denen Unfällen zu seyn, welchen die Menschen nicht entgehen können. Given Kan, der Stadthalter der letzten Landschaft in dem Gebiete des Mogols, hatte ihm das Leben und die Stadthalterschaft, so er verwaltete, zu danken; indem er sich bey dem vorigen Kayser Cha Jaham seiner angenommen hatte. Er empfienge ihn daher anfänglich mit allen Zeichen der vollkommensten Erkenntlichkeit. Allein er überlegte gar bald, daß er sich nicht vor den Dara erklären könnte, ohne sich die Ungnade des neuen Kayserꝰ zuzuziehen; und entschlosse sich deswegen, ihm diesen flüchtigen Prinzen in die Hände zu liefern. Er war so unverschämt, daß er ihn selbst in Fesseln und Bande warf, und nach Dehly sandte. Aurengk Zeb ließ ihn in ein Gefängnis einsperren, und verdammte ihn nach einigen Tagen zum Tode. Es wurde ihm der

Kopf

1656. u. f. Jahre. Kopf vor die Füsse gelegt: und man sagt sein unbarmherziger Bruder habe sich denselben bringen lassen; er habe denselben mit Vergnügen betrachtet, und durch allerhand Spott noch seine Grausamkeit vermehret.

Trauriges Ende seines Bruders Cha Chujah.

Nunmehro war nichts mehr zu thun übrig, um sich des Reiches völlig zu versichern, als daß er den Cha Chujah, den letzten seiner Brüder, und den Sultan Chacu, den ältesten Sohn des Dara, darnieder schlüge. Beyde Sachen brachte er zu Stande, und zwar zum Theil durch seine Kunstgriffe. Als Cha Chujah in Bengala von dem Kriegsheer des Aurengk Zeb eingeschlossen worden, sahe er, daß diejenige Zeit annäherte, da er entweder durch Hunger, oder sein eigenes Schwerd, oder das Schwerd seiner Feinde zu Grund gehen müste. Er furchte sich aber mehr, als vor dem allen davor, daß er etwann gar seinem Bruder Aurengk Zeb in die Hände gerathen möchte. Die Bündnisse, welche er mit seinem Nachbarn, dem König von Arracan, vormals errichtet hatte, machten, daß er den Entschluß fassete, an diesen Hof seine Zuflucht zu nehmen. Im Anfang wurde er so leutselig empfangen, daß ein so unglückseliger Fürst einen Trost daraus schöpfen konnte. Aber auf diese Höflichkeiten folgte nur gar zu bald Haß und Verachtung; endlich brach von beyden Seiten der

1658. Jahr. heimliche Wiederwille aus. Cha Chujah durfte nicht länger mehr daran zweifeln, daß sein Leben hier in Gefahr seye; er entflohe daher mit seiner

seiner Gemahlin und Kindern in die Gebürge und Wälder. Der Raja ließ ihm nacheilen, und gab Befehl, man sollte ihn, mit seiner ganzen Familie, niedermachen. 1658. Jahr.

Der Sultan Chacu war in dem Königreich Sirinahar eben so wenig in Sicherheit. Seine Verdienste, seine Tapferkeit, und sein Recht zur Krone, waren in den Augen Aurengk Zebs eben so viele Bewegungsgründe, die ihm anriethen, denselben nicht lange am Leben zu lassen. Der Fürst, so ihn in Schutz genommen hatte, war allzu rechtschaffen gesinnet, als daß er ihn verrathen sollte: allein der Kayser erhielte von dem Sohn dasjenige, was er sich nicht unterstanden hätte, dem Vater zuzumuthen. Er brachte ihn durch Geschenke und noch weit grössere Versprechungen dahin, daß er ihm versprach, den Sultan Chacu in seine Hände zu spielen. Man stellete eine Jagd an, die beyde jungen Prinzen setzten in dem Gebürge einem wilden Thier nach, und entfernten sich von ihren Leuten. Es waren aber schon Abgeordnete in dem Wald an unterschiedliche Orte gestellet, die sich des unglücklichen Sultans bemächtigten, und ihn in die Festung Guallier brachten, wo auch schon Cha Jaham und Morat Bax in Gewahrsam gehalten wurden. Dieser letztere, welcher annoch beständig zu allerhand Argwohn und Unruhen vermeintlichen Anlaß gab, starb endlich von dem Biß einer giftigen Schlange;

1658. Jahr. ge; zu welcher traurigen Todesart ihn Aurengk Zeb verurtheilet hatte.

Aurengk Zeb räumt seinen Vater mit Gift aus dem Wege.

Dieser hatte sich vergeblich die schmeichelhafte Hofnung gemacht, daß nach dieser Lasterthat ein tiefer Frieden in dem Reich seyn würde. Eine unrechtmässige Anmassung des Scepters, um derentwillen so vieles Blut vergossen, und so mannigfaltige Schandthaten verübet worden, verdienete kein ruhiges und stilles Leben zur Belohnung. Wie er sich aufgeführet hatte, eben also machten es auch seine eigene Kinder. Sie lehnten sich wider ihn auf, wie er gegen seinen Vater die Waffen ergriffen hatte; und die Gefangenschaft dieses alten Herrn, war der scheinbare Bewegungsgrund, der den neuen Aufrührern zum Vorwand dienen muste. Es sey nun, daß sie nicht Macht genug hatten, oder daß sie in dem Handwerk der Waffen nicht genugsam erfahren waren: so schlug unterdessen doch ihr Unternehmen übel aus; und der unglückselige Chajaham muste das unschuldige Schlachtopfer abgeben. Er fand seinen Tod durch Gift, das ihn sein Sohn Aurengk Zeb zu sich zu nehmen nöthigte.

Unruhen der ausländischen Fürsten.

Die ausländischen Fürsten zündeten den Krieg wiederum an, da dieser Barbar von seinem eigenen Geschlechte keine Unruhen mehr zu befürchten hatte. Sevagi war vormalen Stadthaldter in einer Landschaft des Königreichs Visapour gewesen. Nachdem er sich den Assel Kan, einen Feldherrn des Königs von Visapour vom

Halß

Halß geschaft hatte, war er auf Aurengk Zebs Seite getreten, der damalen Vicekönig von Decan war, und ihm einige Plätze von der Herrschaft des Mogols abgetreten hatte. Als aber dieser auf den Thron gekommen war, wollte er dem Sevagi alles wieder abnehmen. Der Raja, der diese Oerter als ein Eigenthum ansahe, das er auf eine rechtmässige Art, durch seine wichtigen Dienste, erworben habe, wollte sie schlechterdings nicht wieder abtreten. Eine so grosse Undankbarkeit brachte ihn gegen den Mogol in Harnisch; er verheerete darauf die Länder des Reiches, schluge einen von den Feldherrn des Aurengk Zeb aus dem Feld, zerstreuete desselben Kriegsheer, und eroberte und plünderte Surate. Niemals hat der Kayser einen so fürchterlichen Feind gegen sich im Felde gesehen. Die Gemüthskränkungen, so er darüber empfande, zogen ihm eine Krankheit zu, die sehr lange Zeit anhielte. Sobald ihm seine Gesundheit und Kräfte gestatteten, gegen den Feind zu Felde zu gehen, übernahme er selbst das Commando über seine Kriegsvölker, und demüthigte den Sevagi, nebst allen, die demselben beygestanden hatten. Der Sieg, der nur seiner Person ergeben zu seyn schiene, begleitete ihn auch in dem Krieg, den er auf den Grenzen gegen Persien führen muste. 1658. Jahr.

Ohngeachtet seines hohen Alters unternahme Aurengk Zeb, weil er einer allzulangwierigen Ruhe überdrüssig war, die Eroberung des Kö- 1668. Jahr. Eroberung des Königreichs

reichs Golconda. 1668. Jahr.

nigreichs Golconda, und belagerte in eigener Person die Hauptfestung desselbigen Landes. Die augenscheinliche Gefahr, in die er bey dieser Gelegenheit geriethe, war die Ursache, daß er sich zurücke begab, und das Commando des Kriegsheers dem Azam Cha überließ. Dieser Feldherr kam vollkommen mit dem Wunsch seines Herrn überein. Er überfiele Abdul Acen, den König von Golconda in seiner Hauptstadt, und schickte ihn als einen Gefangenen nach Dehly. Mit der Person dieses Prinzens endigte sich der Stamm der Könige von Golconda, die ihren Ursprung von den alten Königen von Narsinga hatten.

Fernere Eroberungen.

Damit Aurengk Zeb die ganze Halb-Insel unter seiner Herrschaft haben möchte, war ihm nichts mehr übrig, als daß er die Herrschaften Carnate, Madura und das Land im Gebürge überwältigte. Er drange mit einem Corps auserlesener Leute in die Berge ein; die Hauptstadt wurde mit Sturm erobert, der König gefangen genommen, und zum Tod verdammet. Aber die Rache folgte auf dem Fuß hernach. Ram Raja wurde an statt seines Bruders zum König erwählt: derselbe übernahme es den Krieg gegen Aurengk Zeb auszuführen; er schluge ihn auch in der That, und zwang ihn die Belagerung der Stadt Pamalaguera aufzuheben. Azam Cha, der Sohn und Feldherr des Kayfers, war in dem Königreich Carnate glücklicher. Er eroberte das ganze Land, und zugleich auch Madura.

dura. Obgleich der Kayser über den Fortgang dieses jungen Prinzens eifersüchtig war: so ernannte er ihn doch zum Vicekönig von Guzurate. Kambac, dem dritten seiner Söhne, wurden auf eben diese Weise die Königreiche Visapour und Golconda zu Theil. Cha Halam aber der älteste von ihnen bekam die Staaten, welche eigentlich das Reich des Mogols ausmachen, und die abendlichen Landschaften am Indus. 1698. Jahr.

Tod des Aurengzeb.

Diese drey Prinzen hatten an ihrem Vater ein Modell, das sie zu Nachtheil seiner Ruhe nur allzusehr nachahmeten. Sein hohes Alter gab ihnen zu erkennen, daß der Thron bald erlediget seyn werde: ein jeder von ihnen hatte Lust dazu, und machte vor sich selbst allerley Anstalten, um sich desselben zu bemeistern. Ob Kambac schon der jüngste war, so war er doch der erste, der sich deswegen bewegte. Weil nun Aureng Zeb empfande, daß er nicht mehr Kräfte genug habe, die Beschwerlichkeiten eines innerlichen Krieges auszudauren: so griffe er die Sache mit Klugheit an, und gedachte sie mit guter Manier in dem Gehorsam zu erhalten. Er ließ daher den Kambac, unter dem Vorwand einer besondern Liebe an seinen Hof kommen; und weil Azam Cha in Furcht stunde, sein Bruder möchte sich des Herzens des Mogols ganz bemächtigen, und es irgend gar dahin bringen, daß er zum Erben des Reichs erkläret würde: so verfügte er sich gleichermassen an Hof, wo er sich ei-

1698. Jahr. ne ansehnliche Parthey machte. Endlich erklärte sich Cha Halam, der seit kurzem gegen Akbar, den König von Persien glücklich gewesen, öffentlich. Eine Krankheit mit öfteren Ohnmachten, die dem Kayser zustieß, brachte die beyden Prinzen Kambac und Azam Cha gegen einander in die Waffen. Als nun Aurengk Zeb sich wieder ein wenig erholete, befahle er ihnen, sich von dannen in ihre Stadthalterschaften zu begeben. Kambac gehorchete; Azam Cha aber bliebe zu Agra bis auf den Tod seines Vaters, der den 4. Merz, 1707. erfolgte. Er war mehr als hundert Jahre alt.

1707. Jahr. Cha Halam wird Kayser. Azam Cha, der bey seinen letzten Seufzern gegenwärtig gewesen, bemächtigte sich des Thrones und der Schatzkammer, und stellete sich an die Spitze des kayserlichen Kriegsheeres. Wie Cha Halam von dem Tod seines Vaters Nachricht bekame, zog er alle Völker, die seit einigen Jahren unter seiner Anführung stunden, zusammen, ließ sich zu Dehly zum Kayser krönen, und gienge gegen Azam Cha zu Felde. Die beyden Kriegsheere geriethen mit einander in ein Handgemenge, und fochten auf das hitzigste, bis sie die Dunkelheit der eingebrochenen Nacht aus einander brachte. Als aber Azam Cha den folgenden Tag das Treffen wieder von neuem anfienge: so wurde er geschlagen und ermordete sich selbst aus Verzweifelung. Sein Tod versicherte dem

Cha

Cha Halam den Besitz des Thrones der Mogols. Er griffe darauf seinen Bruder Cambac an, beraubte ihn seiner Staaten, erschlug ihn in einem Treffen, und verbliebe also der einzige Beherrscher von allen Staaten, die sein Vater besessen hatte (*) 1707. Jahr.

Zehender Abschnitt.

Von Unterbrechung und Wiedererneuerung der Reisen nach Indien.

Erste Festsetzung der Portugiesen.

Der Einbruch der barbarischen Völker schluge dem Römischen Reich zwey Wunden, die beyde gleich tief und gleich traurig waren. Die erste war die Abreissung seiner schönsten Provinzen, und es fehlet wenig, daß man nicht sagen könne, alles dessen, was davon in Europa lag, Ober- und Unter-Griechenland ausgenommen. Die andere war die Unterbrechung der Handlung nach Indien, und bald hernach, derselben gänzliche Vergessenheit. Es war eben, als wenn in Norden ein allgemeines Sturmzeichen gegeben worden, so stunden die Ostgothen, Westgothen, Hunnen, Alanen, Gepider, Heruler, Schwaben, Vandalen, Burgundier und Franken auf und überschwemmeten zu gleicher Zeit Illyrien, Dalmatien, Italien,

Die Römer werden von den Barbarn angegriffen, und müssen ihre Provinzen fahren lassen.

(*) Dem Cha Halam folgte im Jahr 1723. der jetztregierende Mogol, Mahmud Schah, auf dem Thron nach.

Gallien und Armoricum; und einige von ihnen öfneten sich mit Feuer und Schwerd, das sie allezeit in den Händen hatten, einen Weg bis nach Spanien und Africa. Bey einem so allgemeinen Aufstand hätte man glauben sollen, diese Völker, die einander nicht kannten und oftmals gar Feinde waren, hätten nach einer vorhergegangenen Abredung eben bis auf die fatale Zeit gewartet, da die römische Tapferkeit in Abnahme gerathen würde, wie es auch wirklich damit beschaffen war, als sie zum Vorschein kamen. Es war nicht mehr diejenige Zeit vorhanden, da jeder römischer Soldat sein Regiment anzuführen würdig war, wo jeder Officier verdiente, ein ganzes Kriegsheer unter sich zu haben, und wo die Kriegsmacht die Siege in ihrer Gewalt hatte. Es ergriffe alles vor den Barbaren die Flucht. Kaum wurden die Provinzen von ihnen angegriffen, so waren sie auch schon erobert: die Römer hatten nicht einmal mehr so viel Macht oder Herz, daß sie Rom aus den Händen einer Hand voll Heruler errettet hätten, die den berühmten und fürchterlichen Thron der Kayser übern Haufen warfen. Dergestalt sahe nun das Reich seine besten Stützen, und Schöpfbrunnen, woher es Geld und Volk nehmen konnte, verlohren gehen und verschwinden, eben zu der Zeit da sie ihm am nöthigsten waren. Der Beherrscher dachte auf nichts, als auf die Vertheidigung seiner Krone: die Kriegsheere waren nicht hinlänglich, so zahlreichen und grim-

grimmigen Feinden, die an vielen Orten zugleich einfielen, genugsamen Widerstand zu thun; die römische Flotte war beschäftigt, den wenigen Ueberrest von Italien, Sicilien und Griechenland gegen die Einfälle der Vandalen zu beschützen, denen der Graf Bonifacius wider seinen eignen Willen Africa in die Hände gespielet hatte.

Die Saracenen bringen Egypten und die Handlung nach Indien an sich.

Diese Kriege höreten in dem occidentalischen Reich nicht eher auf, bis daß alles war verschlungen worden: und alsdenn eröfneten die Cabades und Cosröes diesen unglückseligen Schauplatz wieder von neuem in den Morgenländern. Bey Vernehmung ihrer Grausamkeiten muß einem ein Schauer ankommen. Des schimpflichen Friedensschlusses ohnerachtet, nach welchem ihnen das Reich zum erstenmal zinsbar gemacht wurde, konnte sich dasselbe doch noch gegen sie auf den Beinen erhalten, da eben der falsche Prophet der Araber, Mahomet, anfienge, den von ihm gefaßten Vorsatz, sich zum Haupt der Religion, zum Gesetzgeber und Monarchen aufzuwerfen, auszuführen. Kaum hatte er angefangen, die Gründe seines Thrones auf die blutgierigen Grundsätze seiner Glaubenslehren zu bauen: so zeigte er sich, als ein eben so fürchterlicher, als mächtiger Fürst. Zu den dreyen Arabien und Syrien, so er erobert hatte †), that Omar, der

†) Mahomet selbst hat Syrien nicht erobert, sondern es wurde erstlich von dem ersten Calif Abu-

zweyte von den auf ihn folgenden Califen, noch Mesopotamien, Chaldäa, Persien und Egypten hinzu. Weil die Saracenen sahen, von welcher Wichtigkeit die Eroberung dieses letztern Königreichs vor sie ware: so machten sie einen besondern Sultan daselbst, der lange Zeit dem Calif von Bagdad und Damas unterworfen war, und aus Egypten allen Vortheil zoge, den nur die gute Lage dieses Landes mit sich brachte. Seine erste Sorge war, die Römer auf immerdar davon entfernet zu halten, und ihnen die Handlung zu verwehren; daher er den Befehl gab, daß man alle ihre Schiffe, die sich den Mündungen des Nils nahen würden, vor feindlich ansehen, und wegnehmen sollte. Solchergestalt wurde ihnen vor das künftige aller Eintritt und Handlung nach Indien verschlossen, ohne die geringste Hofnung, selbige jemals wieder zu eröfnen. Die folgende Sultane führten sie auf dem nämlichen Fuß fort, als sie die Römer angefangen und bis aufs fünfte Jahrhundert erhalten hatten. Sanudo, ein Venetianer, der wegen der Wiedereinnahme des gelobten Lands, und des Untergangs des Sultans von Egypten sich sehr beeifert hat, sagt in einem Werk,

bubecker angegriffen, und zum Theil unter der Muselmänner Bothmäßigkeit gebracht; von dem auf diesen folgenden Omar aber zuerst ganz bezwungen. S. Simon Ockleys Geschichte der Saracenen, I. Theil.

Werk, das er von dieser Materie geschrieben hat, der gröste Theil des Einkommens dieses Prinzens bestehe in der Handlung mit Specereyen und andern morgenländischen Waaren (s). Er meldet insonderheit, daß hauptsächlich auf den beyden Küsten in Indien, nämlich der malabarischen und dann der von Cambaya, zu seiner Zeit die beträchtlichste Handlung zwischen den Muselmännern und Indianern getrieben worden. Er merket uns an, es würden die Waaren zuerst nach Aden gebracht, von wannen sie in neun Tagen auf Kameelen an das rothe Meer, sodann ferner nach Babylon in Egypten, das ist, nach Cairo, und von Cairo weiter nach Alexandrien geführet würden. Die Auflagen allein, welche dem Sultan davon müsten gegeben werden, machten so viel aus, als der dritte Theil des Werths der Waaren: um deswillen wäre er auch dieser Handlung wegen so eifersüchtig, daß er keinem Christen, der nach Indien reisen wollte, den Durchgang durch sein Land verstatte.

Von den Reisen nach Indien in den mittlern Zeiten.

Bey solchen Umständen würde man endlich so gar das Andenken dieser so reichen Länder aus dem Gedächtnis verlohren haben, und heut zu Tage dasjenige, was uns die Alten von Indien erzählet haben, vor fabelhafte Erzählungen angesehen werden, woferne nicht von Zeit zu Zeit die Neugierde, ein ungefährer Zufall, oder andere

(s) *Sanudo*, Secreta Fidelium Crucis, Lib. I, Part. I. pag. 1.

dergleichen Ursachen einige verständige Personen dahin geführet hätten, die uns, insonderheit vom obern Theil Indiens, von Tibet, der Tartarey und Cathay oder China, weitläuftige Beschreibungen gegeben haben.

Vor diese Reisende in mittlern Zeiten kan man noch die Sammlung setzen, die zum erstenmal im Jahr 1665. zu Londen ans Licht tratte, und den Palladius, einen Anonymus und den Ambrosiaster enthielte. Allein diese Schriftsteller lebten gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, oder zu Anfang des fünften, und folglich vor der Ueberschwemmung der Barbaren. Man findet darinnen sehr wichtige Nachrichten von den Sitten der Indianer, und den Lehrsätzen der Brachmanen. Wir haben schon beym Anfang dieser Geschichte das Hauptwerk davon beygebracht. Der bekannte Cosmas, ein Handelsmann von Alexandrien, thate eben diese Reise im Jahr 530.

Von dieser Zeit an, bis ins dreyzehende Jahrhundert, finden wir weiter keine Reisende mehr. Der genaue Zusammenhang der Geschichte der Tartarn mit den Begebenheiten Indiens, giebt uns Gelegenheit der berühmten Gesandschaft Meldung zu thun, die zwey Mönche aus dem Franciscaner Orden, Namens Jean du Plan Carpin, und Benedict aus Pohlen, auf Befehl des Pabsts Innocentius IV. im Jahr 1246. nach der Tartarey übernehmen musten. Sie hatten noch fünf andere Mönche von dem

Do-

Dominicaner oder Prediger Orden bey sich, davon der Bruder Ascelin der oberste war. Die Bewegursache ihrer Reise war, daß sie den Zingis Kan, den König der Tartarn, bitten sollten, er möchte befehlen, daß die Drangsale, so die Christen von seinen Kriegsvölkern erdulten musten, aufhöreten. Diese Geistliche schrieben eine genaue Erzählung von ihrer Reise auf, und das ist auch der ganze Nutzen, den man von dieser Gesandschaft gehabt hat.

Als der König Ludwig der heilige sieben Jahre nach dieser Zeit, nämlich im Jahr 1253. noch in Syrien war: so sandte er Wilhelm Rubruquis, einen Mönch vom Minoriten Orden, nach der Tartarey und dem obern Theil von Indien, hauptsächlich um von der Lebensart und Religion dieser entfernten Völker Nachricht einzuziehen.

Im Jahr 1272. triebe die Begierde zu reisen den Marcus Paulus, einen Venetianer, an, sich nebst seinem Vater und desselben Brudern in diese Länder zu wagen, um die äusersten Gegenden der Welt in Augenschein zu nehmen. Der Sohn brachte sich des Coplai, Kans der Tartarn, Gnade zuwegen, der ihn lange Zeit an seinem Hof behielte, und sich seiner an statt eines Raths bedienete. Nachdem er aber von ihm seinen Abschied erhalten, durchzoge er Indien, China und Japan.

Es geschahe gegen das Ende dieses nämlichen Jahrhunderts, daß der berühmte Haiton, ein

An-

Anverwandter des Königs von Armenien, sich in die weitläuftigen Länder begab, wo der Indus und Ganges ihren Ursprung nehmen. Seine Begierde, fremde Länder zu besehen, führte ihn wieder zurück, um gleichfals nach Europa, zumahl nach Frankreich zu reisen, woselbst er den Praemonstratenser Orden annahme.

Johann von Mandeville, Ritter und Lehrer der Arzneykunst zu Saint Albans in Engelland, gienge im Jahr 1332. ab, um so genau, als es nur in seinem Vermögen stehen würde, Africa und Asien in Augenschein zu nehmen. Um dieser seiner Neigung ein genugsames Genügen zu leisten, wendete er vier und dreyßig Jahr auf diese Reisen, und entfernte sich bis nach China. Man kan sich nicht genug darüber verwundern, oder es vielmehr nicht sattsam bedauren, daß ein Mann, der sich durch so vortreffliche Wissenschaften zu seiner Reise vorbereitet gehabt, uns eine so kurzgefaßte Nachricht davon hinterlassen.

Dieses sind bis auf das Ende des funfzehenden Jahrhunderts die vornehmsten Reisen, die uns bekannt sind. Ob nun gleich dieselbige in Ansehung der Beschaffenheit dieser unbekannten Länder uns nicht so wohl einiges Licht, als vielmehr nur einigen schwachen Schein geben: so reitzten sie doch jederzeit die Neugierde dererjenigen aufs lebhafteste, welche Liebhaber von dergleichen weitaussehenden Reisen waren. Nichts hielte sie in ihrem Vaterland zurücke, als die weite Entlegenheit und die grosse Mühe, die es kostete, durch dieses

se Länder zu kommen. Allein wenn auch ein Reisender vor sich selbst alle diese Hinderniſſe aus dem Weg geräumet hätte: so würde doch seine glückliche Rückkunft nicht nur zu dem Besten unserer Länder nichts beygetragen haben; sondern es würde dadurch unser Mißvergnügen, wegen der Unmöglichkeit bey damaligen Umständen eine Handlung nach einem Land zu errichten, aus welchem man so grosse Vortheile ziehen konnte, nur noch vergrössert worden seyn. In dergleichen Sachen ist der Weg über das Meer der einzige, dessen man sich mit Fortgang bedienen kan: und zu allem Unglücke war derselbe den Europäern völlig unbekannt; ob sie schon vor Alters, selbst in der Handlung, sich desselben häufig bedienet hatten (t).

Die Franzosen schreiben sich den Ruhm zu, daß sie denselben zuerst wieder entdeckt hätten, und die Portugiesen bemühen sich mit derjenigen Heftigkeit, die ihrer Nation nichts ungewöhnliches ist, uns diese Ehre wieder zu entziehen. Diese Streitigkeit kan nicht besser entschieden werden, als vermittelst der Historie, welche deutlich zu erkennen giebt, wie viel Theil beyde Nationen daran gehabt haben. Es ist ohnstreitig gewiß,

(t) Plinius erzählet verschiedene Proben von Schiffarten von Gades, bis in den arabischen Meerbusen, die sowohl wegen Kriegsverrichtungen, als wegen der Handlung unternommen worden. Lib. II, Historia nat. cap. 67.

wiß, daß die abendliche Küste von Africa von den Alten beschiffet worden, wenigstens bis an die canarischen Eylande (v). Denn dieses waren die berühmten Hesperides, die von den Dichtern so oftmals besungen worden, und in das atlantische Meer gesetzt wurden: wohin man versichert, daß der berühmte Carthaginenser, Hanno, eine Schifflotte geführet habe, und in die sich Sertorius flüchten wollte, um den Ueberrest seines Lebens unter einem so sehr gerühmten Himmelsstrich zuzubringen. Inzwischen gienge doch alle Kenntnis desselben verlohren, bis auf das funfzehende Jahrhundert christlicher Zeitrechnung; und diese glückselige Inseln wurden vor nichts anders, als eine Einbildung gehalten, die nicht viel von den elysischen Feldern, deren Namen man ihnen auch beygelegt hatte, unterschieden wäre. Einige Muthmassungen und das Glücke setzten endlich ihr Daseyn gänzlich ausser Zweifel.

Bethencour entdecket die canarischen Inseln.

Als in dem Jahr 1401. Johann von Bethencour, ein Edelmann aus der Gegend um Caux, davon hatte reden gehört, daß der König in Spanien sich vorgenommen habe, zur Entdeckung und Eroberung der glückseligen Inseln eine Flotte auszusenden: so entschlosse er sich selbst dieses Vorhaben ins Werk zu richten. Er liefe dannenhero mit einigen seiner Freunde und

von

(v) *Plinius*, Histor. natur. Lib. VI, cap. 32. *Strabo, Solinus, Mela, Ptolomaeus.*

von seinen Unterthanen, die im Schifwesen einige Erfahrung hatten, in die See (x); und nachdem er an den Küsten von Frankreich, Spanien und Africa vorbeygestrichen, legte er sich im Monat Julius, 1402. bey den canarischen Inseln glücklich vor Anker, und fand unter den Einwohnern das blinde Heydenthum, und eine grosse Barbarey. Er griffe dasjenige Eyland, wo er am leichtesten zu landen glaubte, mit List an, machte sich Meister davon, und zwange die Einwohner, daß sie ihn aufnehmen musten. Nachdem er durch diesen glücklichen Fortgang einen Muth bekommen, so griffe er nach und nach noch drey andere an, und eroberte sie gleichfals. Weil er aber sahe, daß er nicht stark genug war, sich gleichfals an die noch übrigen zu wagen: so wandte er sich an Heinrich den dritten, König von Castilien, und bathe um einige Hülfe. Auf die Erzählung, die er von seinem neuen und geschwinden Fortgang ablegte, willfahrete ihm der Prinz in allem, was er verlangte, und gab ihm so gar den Titel eines Königes der glückseligen Inseln, mit dem Be-

(x) *Jean de Verriere*, Histoire de la prémiere découverte des Canaries. *Surita*, Commentarius in itinerarium Antonini. *Benzoni*, Histoire du nouveau Monde. *Gomara*, Histoire des Indes. *Mariana*, Historiae de rebus Hispaniae, Lib. XVI, cap. 16. et alii.

Beding, daß er ein Lehemann der Krone Castilien seyn sollte. Berthencour gienge dieses willig ein, und kehrte wieder in sein neues Königreich zurücke; er brachte die sieben Inseln, Groß-Canarien ausgenommen, unter seine Bothmäßigkeit. Er erwählte sich die Insel Lancerota zum Sitz seiner Herrschaft, woselbst er auch ein Schloß bauete; und hatte daselbst zu Nachfolgern Menaud, seiner Schwester Sohn, Peter Barbe, Fernand Pernazza und Diego de Herrera. Nach dessen Tod verfielen die canarischen Inseln unter die Herrschaft der Spanier.

Der Infant Don Heinrich bemühet sich die Küste von Africa zu entdecken.

Berthencour war demnach der erste, so die canarischen Inseln eingenommen hat, und das Evangelium daselbst predigen lassen. Die allenthalben erschollene Nachricht von seiner Entdeckung machte an allen Höfen einen grossen Lermen, und reitzte insonderheit die Eifersucht des Infanten Heinrichs, Herzogs von Viseo (y), Großmeisters des Ordens Christi und fünften Kindes Johann des I. Königs von Portugall. Dieser Prinz, dem die Natur die unvergleichlichsten Verstands- und Gemüths-Kräfte mitgetheilet hatte, schiene von seiner ersten Kindheit an bey jeder Gelegenheit ein Wunder zu seyn. Weil er voller hoher Gedanken war, die er seinen Na-

(y) *Maffei*, Historia Indica. *Ant. Magin*, Lib. I. P. *Laffiteau*, Conquêtes des Portugais, Lib. I.

Namen berühmt zu machen gefasset hatte; so erwählte er diese französische Worte, die ein Merkmaal seiner grossen Absichten waren, zu seinem Wahlspruch: Talent de bien faire, d. i. die Gabe grosse Dinge zu verrichten. Es war eine von seinen vornehmsten Absichten, sich in Entdeckung der Inseln und Küsten von Africa zu Bethencours Nebenbuhler aufzuwerfen. Er ließ zu verschiedenen Zeiten einige Schiffe ausrüsten, die das Vorgebürge Non, das von Bojador, und eine kleine Insul entdeckten, welcher sie den Namen Porto Santo beylegten; weil, da sie sich einst schon vor verlohren schätzten, dieselbe vor sie ein Hafen des Heils gewesen war. Allein die Schifleute, die schon mit sich selbst sehr wohl zufrieden waren, wollten schlechterdings nicht weiter seegeln: die Insel Madera, die man von Porto Santo sehen konnte, waren der Gegenstand einer andern Schiffarth. Der König Eduard, welcher dem König Johann dem ersten nachgefolget war, wollte den Infanten in seinen Unternehmungen noch ferner aufmuntern; und trate ihm dahero auf Lebenszeit das Eigenthum von Porto Santo, von Madera und allen andern Ländern ab, die er auf der abendlichen Küste von Africa entdecken würde. Diese Schenkung wurde nach der Zeit von dem Infanten Don Pedro, dem Bruder des Infanten Don Heinrichs, und Regenten des Königreichs währender Minderjährigkeit Don Alphonso des V. ihres Bruders Sohns, be-

stätiget. Um sich im Besitz dieser neu erfundenen Länder noch fester zu setzen, schickte der Infant, als Haupt und Beförderer der Unternehmung, den Fernand Lopez von Azevedo, unter dem Namen eines Abgesandten an den Pabst Martin V, um ihm von seinen Entdeckungen Nachricht zu geben, und sich, wegen des grossen Vortheils, der vor das Beste der Religion und des heiligen Stuhls daraus entspringen könnte, seinen Schutz auszubitten. Der Pabst, dem die Rede des Ambassadeurs so sehr schmeichelte, indem ihm darinnen ein unumschränktes Recht auf alle Länder der Ungläubigen zugestanden wurde, liesse alsobald in den Ausdrücken und des Innhalts, wie es der Infant nur verlangte, eine Bulle ausfertigen. Er überliess der Krone Portugall auf eine grossmüthige Art das vollkommene Eigenthum über alle Länder, welche man entdecken würde, Indien gleichfals mit eingeschlossen; er drohete, gegen diejenige, welche sie in deren Besitz zu stöhren sich erkühnen würden, als gegen Usurpateurs, mit dem Kirchenbann zu verfahren: er bestätigte alles, was der König Eduard zum Besten des Infanten gethan hatte, und ertheilte noch viele Freyheiten, Begnadigungen und Ablasse. Diese Bulle wurde im Jahr 1444. ausgefertiget. Wir werden sehen, wie diese Schenkungen und Freyheiten durch die Päbste Eugenius den IV, Nicolaus den V, und Sixtus den IV, bestätiget, vermehret und erweitert worden. Der

Infant

Infant wendete alle ersinnliche Mühe an, die Länder empor zu bringen, die er auf eine doppelte Weise, und auf so rechtmässige Art erworben zu haben vermeinte, daß ihm nicht die geringste Schwierigkeit deswegen könnte gemacht werden. Er schickte Colonien dahin, ließ Zuckerrohr und Weinstöcke pflanzen, und hatte vor seinem Absterben noch das Vergnügen, einige Früchte seiner Bemühungen und seines wichtigen Aufwandes einzuerndten.

Johann der II, welcher seinem Vater Alphonsus auf dem Thron von Portugall nachgefolget war, erbte auch in diesem Stücke seine Neigungen von ihm. Weil er von einem gewissen Priester gehöret hatte, der Johann heissen, und wie man vorgab, in Ethiopien ein weitläuftiges Reich beherrschen sollte: so schickte er gegen alle Seiten Schiffe aus, um von diesem christlichen Prinzen einige Nachricht einzuziehen, und ein Bündniß mit ihm aufzurichten, welches, wie er hofte, der Ausführung seiner Absichten einen grossen Behuf verschaffen würde. Diese Absichten aber bestunden in nichts anderes, als die Weitläuftigkeit und Beschaffenheit von Africa auszukundschaften. Alphonsus von Paivas und Peter von Covillan waren die vornehmste von denen, welchen diese Sache aufgetragen wurde. Selbige begaben sich durch das mittelländische Meer nach Egypten: aber der erstere starb zu Alexandria, indessen das Covillan sich in dem arabischen Meerbu-

Covillan, ein Portugiese, schiffet zuerst durch das Mittelländische Meer bis nach Indien.

sen auf ein Kaufmannsschif begab, und seine Reise fortsetzte. Die reiche Kaufmannschaft, so er zu Cananor, zu Calicut und Goa mit kostbaren Stoffen, Perlen und Egelgesteinen treiben sahe, brachte ihn vor Verwunderung fast auser sich selbst, und er wurde höchst ungedultig, bis er dem König seinem Herrn Bericht erstatten konnte.

Diaz entdeckt das Vorgebürge der guten Hofnung.

Die Erzählung, so er im Jahr 1489. bey seiner Rückkunft an dem portugiesischen Hofe ablegte, war eine stärkere Reitzung, als alles vorige, diese Reise durch das Weltmeer zu wagen. Der König setzte den Mathematicis, Seefahrern und Sternkundigen grosse Belohnungen aus, wenn sie ein Mittel ausfindig machten, daß man durch das Meer nach Indien seegeln könnte. Die Beeiferung, so er unter den Personen erregte, welche in diesen dreyen Wissenschaften geübt waren, hatte die Würkung, daß durch sie das Astrolobium und die Tafeln der Abweichungen der Magnetnadel vor die Seeleute, nicht zwar, wie die Portugiesen sich wieder alle Wahrheit rühmen, erfunden, aber doch um vieles verbessert wurden. Durch Beyhülfe dieser neuen Hülfsmittel giengen Diaz und der Infant in ihrer Schiffarth im Jahr 1493. bis an den am meinsten gegen Mittag sich erstreckenden Theil von Africa (z), wo sie einen harten Sturm aus-

(z) *Barros*, Decad. I, Lib. III, cap. 4. *Maffei*, Hist. Ind. Lib. I, cap. 17.

auszustehen hatten. Aus dieser Ursache nannten sie diesen Ort Capo Tormentes. Diaz kame, nebst noch zweyen von seinen Leuten, nach Lissabon zurücke; alle andere waren auf einer Schiffarth von sechzehen Monaten und siebenzehen Tagen gestorben. Der König empfienge ihn mit grossen Zeichen seiner Gnade und Freude. Als er aber in seiner Erzählung den Namen Capo Tormentes hörete, wollte er denselben in den Namen des †) Vorgebürges der guten Hofnung verwandelt haben; weil es eine glückliche Vorbedeutung wäre, von dem grossen Nutzen, den man aus dieser Entdeckung ziehen würde. In der That scheinet auch dieser Ort auf die so sehr gewünschte Reichthümer des Orients, und die berühmte Häfen in Asien gleichsam mit Fingern hin zu weisen.

Das Glück dieses Werk vollends hinauszuführen, war dem König Emanuel, dem Nachfolger Johann des II. vorbehalten. Derselbe liesse drey grosse Schiffe erbauen, die im Stand waren die Stürme in der Gegend des Vorgebürges der guten Hofnung auszuhalten; er that noch ein Schiff zu diesen, welches nichts anders als Lebensmittel an Bord hatte. Vasquez von Gama, ein Mann von gutem Stande, dem es weder an Verstand, noch an Herzhaftigkeit mangelte, wurde bey dieser Verrichtung zum Haupt erwählet. Nach einer langen Folge von

Vasquez von Gama reiset zuerst diesen Weg nach Indien.

†) Capo del buona Speranza.

Gefährlichkeiten und Umschweifen, die seine Beständigkeit aufs äuserste auf die Probe setzten, langte er endlich im Jahr 1498. nach einer Schifarth von eilf Monaten in dem eigentlichen Indien, und zwar an der malabarischen Küste auf der Reede von Calicut an. Alle Geschichtschreiber, so ich gelesen habe, setzen die Landung des Gama in dieses Jahr: allein der neuere Beschreiber der Eroberungen der Portugiesen (a), der Pater Lafiteau, setzet sie um ein Jahr später hinaus.

Er wird von dem Zamorin von Calicut wohl empfangen.

Calicut war damals der Sitz und die Hauptstadt eines mächtigen Reichs, dessen Beherrscher insgesamt den Titel Zamorin annahmen, welcher so viel als ein Kayser heissen soll. Dieser Staat lage am meinsten an der See, und erstreckte sich über ganz Malabar. Das gute Glücke des Gama wollte es, daß die Leute, welche er ans Land schickte, einen Mann antrafen, der sie an ihrer Kleidung erkannte, auch wider alle Hofnung seiner Freundschaft würdigte, und ihnen grosse Dienste leistete. Er war ein Mohr aus dem Königreich Tunis, und vergasse den Haß, welchen er sowohl von seines Landes, als seiner Religion wegen, gegen die Portugiesen heegen sollen. Sein Amt eines Vorstehers der Handlung zu Calicut machte ihm vieles mit dem

Ca-

(a) Ich halte es vor einen Druckfehler; denn aus Vergleichung der 77. und 96. Seite ist zu sehen, daß es das Jahr 1498. seyn solle.

Caluat zu thun; und er machte sich den freyen Zutritt zu diesem Ministre des Zamorin dazu zu Nutzen, daß er ihm eine gute Meinung von diesen Ausländern beybrachte. Die Nachricht von ihrer Ankunft wurde alsobald zu dem Kayser gebracht, dem man zu wissen thate, es wäre ein edles, reiches und kriegerisches Volk von dem äussersten Ende der Welt hergekommen, um sich um seine Freundschaft zu bewerben, und ihn zu ersuchen, ihnen seine Hafen zu öfnen und eine Handlung mit ihnen zu errichten. Eine so ansehnliche Gesandschaft schmeichelte der Eitelkeit des Zamorin: er bedachte sich nicht lange, ob er ihnen Audienz geben wollte, und zeigte sich mit allem Staat und Pracht, welcher bey den morgenländischen Prinzen gewöhnlich ist.

Die Mahometaner hetzen den Prinzen gegen die Portugiesen auf.

Zu der Zeit, da sich in den Augen des Gama vor seine Ehre und das Beste seiner Nation alles auf das schmeichelhafteste anließ, fehlte es nicht viel, daß seine Hofnung fast eben so bald wieder verschwunden wäre, als er sie hervorkeimen gesehen. Es lehneten sich fürchterliche Feinde wider ihn auf. Die mahometanische Religion war mit den Tartarn nach Indien gekommen, als dieselben diese weitläuftigen Länder überschwemmeten; und nunmehro erstreckte sie sich schon so weit, wie das Heydenthum immermehr. Die Todfeindschaft, so die Muselmänner gegen die Christen hegen, brachte sie wider die Portugiesen in Harnisch: sie sahen sie als Ungläubige an, die das Gesetze ihres betrügerischen Pro-

phetens ihnen zu Grunde zu richten gebote: ihr Vortheil und die Klugheit denselben in acht zu nehmen, stimmeten endlich auch mit der Religion überein. Sie trieben in den Staaten des Mogols und auf der Küste von Malabar, wohin sie von der Seeküste von Africa, aus Arabien und Persien kamen, eine sehr beträchtliche Handlung. Weil sie nun dergestalt die Reichthümer Indiens allein in den Händen hatten: so brachten sie dieselben auch nach Europa, und gewonnen dabey unglaublich grosse Summen. Die Besorgnis, es möchte ihnen dieser Vortheil aus den Händen gewunden werden, machte, daß sie den Portugiesen den Untergang und Tod schwuren. Sie stelleten dem Zamorin vor, dieselbe wären nichts anders, als Spionen, die gekommen wären, das Land auszukundschaften, um sich hernach desselben zu bemeistern und den Prinzen von dem Thron zu stossen. Ihr beständiges Lermenblasen machte endlich bey dem Zamorin einen Eindruck; seine Gnadenbezeugungen blieben aus; Gleichgültigkeit zeigte sich an statt der Gunst: kurz, die Portugiesen wurden ihm verdächtig und verhaßt.

Er entschuldigt sich deswegen, und schreibt an den König von Portugall ei-

Gama merkte gar bald diese fatale Veränderung; er machte sich derowegen alsobald von dem Hof des Zamorin, und begab sich insgeheim wieder an Bord seines Schiffes. Von da aus schriebe er einen Brief an den Prinzen, in welchen er sich wegen des unbilligen Verdachts beschwerte, welchen man gegen ihn gefasset hatte;

er

er beklagte sich wegen der Verletzung der Gastfreyheit, und daß man ihm und den Seinigen, ihrer Unschuld ohnerachtet, heimlich eine Falle gestellet habe. Damit aber so viele Beschuldigungen dem Prinzen nicht zur Last geleget würden: so warf er alle Ursache und Schuld auf die Eifersucht der Mahometaner; und gab dem Zamorin zu vernehmen, wie er von dem König von Portugall mehr Nutzen zu hoffen habe, als von allen Muselmännern miteinander. Dem Zamorin giengen bey diesen Vorstellungen die Augen auf. Er beantwortete die Klagen des Gama mit Entschuldigungen; er warf alle Schuld auf seine Hofbediente, die ihn betrogen hätten; er versprach wegen dieser Verleumdung Erläuterungen einzuziehen, und die Schuldigen aufs strengste zu bestrafen. Zu dieser Rechtfertigung thate er noch ein sehr verbindliches Schreiben an den König Emanuel hinzu, in welchem er (b) das Bündnis mit den Portugiesen eingienge, das sie ihm angetragen hatten, und ihnen in Ansehung der Handlung alle Freyheit zugestunde; doch unter der Bedingung, daß die Ruhe in seinem Reich nicht damit gestöret werde, und es den Mahometanern, seinen Bundsverwandten, die er aus Staatsursachen schonen müsse, nicht zum Nachtheil gereichen möchte. Gama war mit dieser Antwort zufrieden; er gienge wieder unter Seegel, und kehrete nach

nen verbindlichen Brief.

(b) *Maffey*, Hist. Indic. Lib. I, cap. 29.

Portugall zurück, um von dem Fortgang seiner Seereise Rechenschaft abzulegen.

Reise des Capral

Selbst diejenige, welche sich von diesen Reisen gute Hofnung gemacht, hatten sich doch nicht geschmeichelt, daß man einen so grossen Vortheil dabey finden würde. Aber es freuete sich kein Mensch mehr darüber, als **Emanuel**. Nachdem er durch öffentliche Feyerlichkeiten dem Himmel davor gedanket (c), und gegen den **Gama** seine Erkenntlichkeit bezeiget hatte: liesse er zwar diesen Mann seines erlangten Ruhms in einem ruhigen Leben geniessen; doch musten aufs eiligste, und mit aller erdenklichen Pracht, dreyzehen andere Schiffe ausgerüstet werden, die er mit reichen Kaufmannswaaren und prächtigen Geschenken vor den **Zamorin** beladen ließ; weil es diesem Fürsten befremdlich vorgekommen war, daß ihn **Gama** mit nichts beschenket hatte. Es ist von alten Zeiten her bey den morgenländischen Königen der Gebrauch eingeführet, daß niemand mit leeren Händen vor ihnen erscheinen darf: und daher wuste der **Zamorin** nicht, was er von ihnen gedenken sollte. **Capral**, der das Commando über diese Flotte bekame, war nicht so glücklich auf seiner Reise, wie **Gama**. Es waren in der Gegend des **Vorgebürges der guten Hofnung** alle Seegel auf den Schiffen aufgespannet,

(c) *Maffey*, Hist. Ind. Lib. II, cap. 1. & seq. *Magin*, Découverte des Indes orientales, Lib. I. *Laffiteau*, Conquetes des Portugais, & alii.

net, und die Flotte erwartete nur einen guten Wind, als sich auf einmal ein so heftiger Sturm erhobe, dergleichen unter diesem Himmelsstrich oftmals entstehen. Zwanzig Tage lang wurden seine Schiffe von der Gewalt der Winde aufs schrecklichste auf der See herum geschlagen, wobey er vier davon vor seinen Augen zu Grund gehen sahe, ohne im Stand zu seyn, einen einzigen Menschen zu erretten. Ein anderes wurde gegen Nordwest, und folgends wieder nach Portugall getrieben, wo es zugleich die Nachricht von diesem Unglück überbrachte, und die gröste Betrübnis veranlaßte.

Er wird von dem Zamorin wohl aufgenommen.

Nachdem nun Capral die traurigen Ueberbleibsel von seiner Flotte wider zusammen gebracht hatte: so setzte er seinen Weg nach Indien weiter fort. Er striche bey Mozambik, Melinda und längst der östlichen Küste von Africa vorbey, und langte in kurzer Zeit durch eine sehr glückliche Schiffarth bey den anchedivischen Inseln an. Als der Zamorin von ihrer Ankunft Nachricht erhalten, sandte er ihnen die vornehmsten Herrn von seinem Hof entgegen, um sie sowohl in seinem Namen zu bewillkommen, als auch allen in Absicht auf die Sicherheit der Handlung ihm möglichen Vorschub anzubieten. Der Admiral wurde über eine so unverhofte gute Aufnahme stolz, und gab zur Antwort, er würde keinen Fuß ans Land setzen, bevor man ihm Geisseln an Bord seines Schiffes geliefert hätte, die vor seine Sicherheit stehen müsten;

sten; er erkühnte sich so gar den Catual und andere Bediente zu verlangen, auf welche der Zamorin sein meinstes Vertrauen setzte. So eine kühne Anforderung machte den König von Calicut höchst erstaunt. Anfangs nahme er Anstand deswegen; aber aus verborgenen Ursachen gab er hernach zu allem, was Capral verlangte, seine Einwilligung, und ließ ihn in einer Audienz alle Pracht und Kostbarkeit seines Hofes sehen. Er beschenkte ihn mit einem Haus, das man wohl einen Pallast nennen konte, und der Schenkungsbrief wurde mit goldenen Buchstaben geschrieben; er erlaubte ihm die portugiesische Flagge auf dasselbe zu stecken, es zu einer Freystätte zu machen, und einen Factor von seiner Nation dahin zu setzen, der öffentlich seine Magazine eröfnete, und die Handlung anfienge.

Es verändert sich alles, und bricht zu einem offenbaren Krieg aus.

Diese Bezeigung war allzu schön dazu, daß sie nicht einer baldigen traurigen Veränderung ausgesetzet seyn sollte. Die portugiesische Geschichtschreiber geben vor, das gar zu grosse Vertrauen, so ihr Factor oder Consul Correa auf zwey reiche mohrische Kaufleute gesetzet hätte, wäre an dem unglücklichen Ausschlag der Sachen Schuld gewesen, die durch sein hitziges Gemüthe ausbrache, und bey dem Zamorin ihr ganzes Vorhaben zu nichten machte. Es mag nun seyn, daß Correa durch die Berichte der Saracenen, die ihn, wie man sagt, versicherten, daß der König unter der Hand ihre Handlung zu zernichten trachtete, betrogen worden, oder nicht: so ist

doch

doch so viel gewiß, daß er ein grosses Schiff, welches unter andern mit sieben Elephanten vor die Indianer beladen war, und wenige Tage hernach noch ein anders, das eben in dem Hafen einliefe, angriffe und mit Gewalt eroberte. Die Einwohner von Calicut liefen bey viertausend Mann stark mit ihren Waffen zusammen, um das Unrecht, welches man ihnen anthate, zu rächen. Sie griffen der Portugiesen Haus an, schlugen die Thüren ein, und plünderten alles rein aus: alles wurde mit Feuer und Schwerd verwüstet, und von sechs und sechzig Portugiesen wurden funfzig, und unter diesen auch Correa, niedergehauen. Die übrige retteten sich mit gröster Mühe an die Seeküste, wo sie in die Chaluppen stiegen: die bey dem ersten Lermen von ihrer Flotte waren abgesendet worden.

Weil der Admiral nicht wuste, ob der Zamorin an diesen Gewaltthätigkeiten Antheil gehabt, oder nicht: so wartete er einige Tage, um zu sehen, ob sich derselbe nicht bey ihm würde entschuldigen lassen, wie er es vor desselben Schuldigkeit hielte. Als er aber nicht die geringste Genugthuung deswegen erhielte, so glaubte er berechtiget zu seyn, sich selbst Recht zu verschaffen. Er gab Befehl sich zum Angriff auf dreyzehen grosse mohrische Schiffe, die eben in dem Hafen waren, fertig zu machen; durch das erschreckliche Feuer, so er mit der Artillerie auf sie machen ließ, wurden sie fast alle zu Grund geschossen, und die Leute, welche auf den übrig gebliebenen sich befanden, wur-

Capral rächet sich deswegen.

wurden in die Fesseln geschmiedet. Weil er auch gegen die Einwohner von Calicut nicht weniger erzürnet war: so beschosse er ihre Stadt zwey ganzer Tage lang; wodurch nicht allein viele Häuser darnieder geworfen, und über sechs hundert Menschen getödtet wurden; sondern auch ihr König selbst, voller Schrecken darüber, daß einer seiner grösten Günstlinge an seiner Seite von einer Canonenkugel zerschmettert worden, sich genöthiget sahe, in sein Lusthauß zu entfliehen.

Er kommt wieder nach Portugall, mit Abgesandten von den Königen von Cochin, Cananor und Coulan.

Nach dieser herzhaften Unternehmung war vor den Capral nichts anders zu thun, als daß er sein Glücke anderswo suchte. Er wollte nicht wieder nach Portugall zurücke kehren, mit dem wenig vortheilhaften Ruhm, daß er vor allen Nutzen seiner Reise einen Prinzen bekrieget habe, dessen Bündniß der ganzen Nation eine so schmeichelhafte Hofnung erreget hatte. Er gienge also nach Cochin unter Seegel, welches dreyssig Meilen von Calicut weiter gegen Mittag zu gelegen ist. Es war dieser Ort die Hauptstadt eines kleinen Staats, der dem Zamorin Tribut zahlen muste. Der Fürst, so zu der Zeit daselbst regierte, hieß mit Namen Trimumpara. Dasjenige, was er von den Portugiesen gehöret hatte, und der Krieg, den sie eben mit dem Zamorin geführet, nahme ihn zu gutem Glücke zu ihrem Vortheil ein. Er errichtete gleich nach einigen Audienzen ein Bündniß mit ihnen, und gestunde ihnen alles zu, was sie verlang-

langten, sowohl für das gegenwärtige, als für das künftige. Wie nun dieses Land an Gewürzen das reicheste von ganz Ostindien ist: so bekam Capral hier eine solche Ladung, wie er sie nur wünschen konnte. Er machte sich schon zu seiner Rückreise nach Europa fertig, als die Nachricht bey ihm einliefe, daß die Könige von Coulan und Cananor sich mit seinem Herrn in ein Bündniß einzulassen Verlangen trügen. Allein weil die Jahreszeit ziemlich verstrichen war, konnte er keinen Tractat mehr schliessen; Daher er dem König von Cananor nur seine Aufwartung machte, einige Waaren einlude, und den Abgesandten, den dieser Prinz an den König Emanuel schickte, nebst den Gesandten der Könige von Coulan und Cochin an Bord seines Schiffes nahm, mit welchen er den Abend vor S. Johannis, im Jahr 1501, zu Lissabon wieder zurücke kam.

Der Zamorin greift deswegen diese drey Könige an.

Dieses vierfache Bündniß setzte den Zamorin in Unruhe. Er kündigte den dreyen Königen, die sich mit Portugall verbunden hatten, deswegen den Krieg an, und der von Cochin war das Schlachtopfer seiner Entrüstung, indem, aller Bemühungen des Admirals Novre, den Emanuel vor der Rückkunft Caprals wieder mit einer Flotte abgesendet hatte, ohnerachtet, sein Kriegsheer geschlagen, und seine Hauptstadt erobert wurde. Allein wenige Monate hernach bekam, durch die Ankunft des Alphonsus und Franciscus von Albuquerque, die im Jahr 1503.

1503. mit einer Flotte von zehen Schiffen aus Portugall abgeseegelt waren, vor den König von Cochin alles ein anderes Aussehen. Franciscus hauete die Besatzungen, die der Zamorin in das Gebiete von Cochin geworfen hatte, entweder in Stücken, oder trieb sie in die Flucht, und führete den König, den eine gänzliche Niederlage anders wohin sich in Sicherheit zu begeben genöthiget hatte, wieder in sein Reich ein. Der Ueberwinder war mit diesem ersten Fortgang nicht zufrieden; sondern er commandirte auch sechs hundert Mann vor seiner Flotte, zwey benachbarte Inseln, deren sich einige Rajas oder Caimalen, das ist, Edelleute des Lands, bemeistert hatten, anzugreifen und wieder zu erobern. Er schlug ihre Völker in die Flucht, wobey einer von ihnen auf dem Platz blieb; er verbrannte ihre Palläste, verheerete ihre Länder, schlug eine Flotte von funfzig Galeeren, die dem Zamorin zugehörete, thate viele Streifereyen allezeit mit gleichem Glücke, und kehrete mit grösstem Ruhm wieder nach Cochin zurücke.

Dieser Admiral läßt zu Cochin eine Festung bauen.

Als ein eben so geschickter Staatsmann, als tapferer Kriegsheld, wuste er sich auch die hohe Ehre zu Nutzen zu machen, die er sich in seinen Kriegsverrichtungen erworben, durch welche er dem König von Cochin einen so grossen Dienst geleistet hatte. Er ersuchte den König um die Erlaubniß, in seiner Residenz eine Festung anlegen zu dürfen. Dieser Prinz sahe vielleicht das Absehen des Albuquerque nicht ein; oder, wofern

er

er es ja merkte; so hielte er doch davor, er dürfe demjenigen nichts abschlagen, der ihn wieder auf den Thron gesetzt hätte. Demnach gab er nicht nur seine Einwilligung dazu, sondern schafte auch über das noch die benöthigten Materialien und Arbeitsleute zu Aufführung dieses Gebäudes herbey, ohne zu bedenken, daß er selbst die Fesseln schmiedete, die ihm würden angeleget werden. Der General aber, welcher starke Ursachen hatte zu befürchten, es möchte sich wegen der gar zu übereilten Einwilligung, eine baldige Reue einfinden, verstattete nicht den geringsten Zeitverlust. Er erwählete selbst einen erhabenen Platz dazu, von dannen die Stadt nebst dem Hafen konnte bestrichen werden; er stache den Plan der Festung ab, und bey Ermangelung der Steine und des Mörtels liesse er die Gehölze von Palmbäumen, welche ihm der König angewiesen hatte, abhauen. Vier Tage nachdem man angefangen hatte, die Hände an dieses Werk zu legen, langte auch Alphonsus von Albuquerque an, welcher gleichermassen alle seine Leute zu dieser Arbeit anwieß, und den Bau so eifrig forttriebe, daß dieser nicht allein, sondern auch die Kirche, welche er nach demselben aufführen ließ, in sehr kurzer Zeit fertig wurden. Die Portugiesische Schriftsteller sehen die Sache so an, als wenn an diesem Tag Albuquerque gleichsam Indien in völligen Besitz genommen, und durch diese Festung die Freyheit aller dieser Länder, die seine Nation hernach ohngefähr hun-

dert Jahre beherrschete, in die Fesseln geschlagen habe.

Allein ist das wohl ein Ruhm, daß man zu einem so weitläuftigen Reich, wie man es wohl nennen kan, den Grundstein damit leget, wenn man ein weites und schändliches Feld zu lauter Ungerechtigkeiten, widerrechtlichen Anmassungen, Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten eröfnet? Was vor ein Recht, was vor Ursachen, was vor Gründe hatten denn die Portugiesen, die armen Indianer in dem Besitz ihres Eigenthums zu stören? Aus was vor einem Grundsatz, oder mit welchem Vorwand konnten sie ihnen den Krieg ankündigen, und allenthalben ganze Ströme von Blut vergiesen, als man ihnen dasjenige streitig machte, was ihnen ganz und gar nicht zugehören konnte? Man müste fast nichts von Menschlichkeit und natürlicher Billigkeit in seinem Herzen fühlen, wenn man nicht einen ewigen Abscheu vor den Sesostris, den Alexandern, den Mahomets, Omars, Zingis, Coplais und Tamerlans haben wollte, die die rasende Begierde nach Eroberungen und ihr thörigter Ehrgeitz auser sich selbst brachte; und die nur zur Schändung aller Gesetze, und Zernichtung des menschlichen Geschlechts gebohren zu seyn schienen. Was ist denn vor ein Unterscheid zwischen dem Krieg, den der König von Macedonien mit dem Porus anfienge, und denen, welche die beyden Albuquerque seinen Nachfolgern und andern Königen in Indien ankündigten? Allein

lein diese Vorwürfe fallen nicht der ganzen Nation zur Last, weil sie diese Thaten öffentlich vor unrechtmässig erkläret, und alle Schuld von sich abgelehnet hat.

Offenbare Gewaltthätigkeiten und Unrecht.

Nachdem sich nun die Portugiesen in ihrer Festung zu Cochin festgesetzt hatten, vermeinten sie ein Recht zu haben, gleichergestalt auf alle nur mögliche Weise an andern Orten einen festen Fuß zu fassen. Einige reiche Herren desselbigen Landes, welche dem König von Cochin unterworfen waren, hatten sich der Gegenden, wo ihre Güter lagen, bemächtiget. Unter dem Schein eines solchen Vorwands, dem sie die Farbe einer gerechten Rache anstrichen, thaten die beyden Albuquerque beständig Streifereyen in diese Gegenden; sie verheereten die Felder, verbrannten die Dorfschaften, erschlugen eine grosse Menge von Indianern, und bemeisterten sich derjenigen Orte, die man, wie sie sagten, nicht in den Händen der unrechtmässigen Besitzer lassen müste. Sie nahmen vier und dreyssig Paraos oder kleine Schiffe von Calicut weg, die die Handlung zu Cochin störeten, und an der Küste kreutzten. Sie würden noch weit grössern Fortgang gehabt, oder besser zu sagen, grössere Verheerungen angerichtet haben; wenn nicht die Leutseligkeit des Trimumpara, der selbst vor seine Feinde bathe, sie gezwungen hätte, den Lauf ihrer blutigen Niedermetzelungen zu hemmen.

Man kan durch ein geringes Gerüchte eine

Furcht vor sich verursachen. Die Indianer, welche entweder Zeugen oder Schlachtopfer dieser Feindseligkeiten waren, fiengen an zu glauben, daß die Mahometaner guten Grund dazu gehabt, daß sie diese Fremdlinge verhast zu machen, und ihre Entfernung anzurathen gesucht hatten; sie glaubten nicht anders, als daß die Tartarn in den Personen der Portugiesen wieder in ihr Land gekommen wären. Der Zamorin selbst war in keinen geringeren Schrecken gerathen, als seine Unterthanen, und bathe die beyden Albuquerque um Frieden. Man ließ sich deswegen in Unterhandlung ein, und der Friede wurde mit so grosser Heimlichkeit geschlossen, daß die Mohren zu Calicut nicht eher etwas davon gewahr wurden, bis er öffentlich bekannt gemacht wurde. Damals aber wurden sie äuserst empfindlich, als sie sehen musten, daß man ihren Vortheil dem Nutzen ihrer Nebenbuhler aufgeopfert hatte. In diesem Friedensschluß machte sich der Zamorin anheischig, mit dem König von Cochin ein gutes Verständniß zu unterhalten, ihm seine Häfen wieder einzuräumen, und die Handlung im geringsten nicht zu stören. Er verspracht funfzehn hundert Bahars (d) Pfeffer, und einige Quintalen anderer Waaren zur Schadloshaltung vor dasjenige zu geben, was den Portugiesen bey dem unglück-

(d) Der Bahar war ein Gewichte von vier Quintalen.

glücklichen Vorfall zu Calicut war genommen worden. Endlich machte er sich noch verbindlich, keinem Mohren, der unter seiner Bothmäßigkeit stehe, die Handlung in den arabischen Meerbusen zu verstatten; und dem zu Folge wurde das Comtoir der Portugiesen zu Calicut wieder aufgerichtet.

Nichts konnte vor die Portugiesen schmeichelhafter und zu gleicher Zeit rühmlicher seyn, als eben dieses. Allein sie brauchten keiner andern Feinde, als sich selbst, um sich aller Vortheile zu berauben, die sie daraus hätten ziehen können. Ihr Geitz war der Anfang dazu. Fernand Correa, der Consul zu Cochin, bekam die Nachricht, daß ein Schif auf dasiger Reede angelanget wäre, das auf die Rechnung des Zamorin eine Ladung von Pfeffer an Bord habe; und gab seinen Leuten Befehl, dasselbe hinweg zu nehmen. Der Schifpatron beriefe sich vergebens auf den Friedensschluß und das neulich erst errichtete Bündniß. Vergeblich stellte er auch vor, daß das Schif dem Zamorin zuständig wäre, und einen Theil von der Bezahlung ausmache, die dieser Prinz den Portugiesen, welchen man schon acht hundert Bahars eingehändiget hatte, schuldig wäre. Der Geitz und die Gewalt siegeten hier über die Gerechtigkeit: das Schif wurde mit Gewalt erobert: sechs Indianer blieben bey seiner Vertheidigung todt, und viele andere retteten sich noch, aber voller Wunden. Franciscus von Albuquerque, bey welchem

chem deshalben Klagen angebracht wurden, achtete der Sache so wenig, daß, an statt das eroberte Schif wieder zurück zu geben, er den Zamorin nicht einmal einer Antwort würdigte, zu geschweigen, daß er nur den geringsten Schein von sich gegeben hätte, als wenn er ihm deswegen eine Genugthuung zu geben gedächte. Und wie er vor seine Flotte nunmehro eine vollkommene Ladung hatte: so begab er sich alsobald auf die Rückreise nach Europa.

Durch ein solches Verfahren wurde nun der Zamorin mehr als iemals in Zorn gebracht, daß er auch den Entschluß fassete, sich eine so nachdrückliche Rache zu verschaffen, wie es der ihm angethane Schimpf erforderte. Der Haß, den die Portugiesen sich von seinen Unterthanen zugezogen hatten, machte ihm eine Gelegenheit, mit leichter Mühe eine zahlreiche Kriegsmacht, so wohl zu Wasser, als zu Land, zusammen zu bringen; und es stund nicht lange Zeit an, so war er bereit ins Feld zu rücken. Die beyden Albuquerque, welche von der Jahreszeit gedrungen wurden, aus Indien abzuseegeln, liessen den Eduard Pacheco zurücke, ihm die Spitze zu biethen. Cochin und die Gegend umher waren der Schauplatz dieses Krieges, der mit äuserster Verbitterung viele Monate fortwährete. Bald fielen nur leichte Scharmützel vor, bald kam es zu ordentlichen Feldschlachten; und woferne die Portugiesen den Sieg nicht völlig auf ihrer Seite hatten; so ermüdeten sie doch wenigstens,

ihrer

ihrer kleinen Anzahl ungeachtet, die Standhaftigkeit des Zamorin.

Diese an einander hängende Kette von lauter Glücke brachte ihnen in Indostan einen so grossen Ruhm zuwegen, daß sie überall, wo sie sich nur zeigten, Gesetze vorschreiben konnten. Die erste Bedingung, so sie allemal in die Tractaten setzten, die mit denen Prinzen geschlossen wurden, war, daß dieselben die Oberherrschaft des Königs von Portugall erkennen, und ihm Tribut zu geben versprechen musten. Nicht weniger musten sie sich anheischig machen, es zu gestatten, daß die Unterthanen des Königs von Portugall mitten in ihren Hauptstädten, oder einem jeden andern Ort, der ihnen anständig wäre, Magazine oder selbst Citadelle anlegen dürften. In Ansehung der Handlung setzten sie nach ihrem Gutdünken den Preiß der Waaren fest, und fülleten vor allen Dingen ihre Vorrathshäuser an. Kein anderer Kaufmann konnte eher seine Ladung anfangen, bis sie die ihrigen völlig bey einander hatten; und endlich konnte niemand in diesen Meeren schiffen, ohne ihres Zuspruchs gewärtig zu seyn, und ohne sich mit Passeports von den Gouverneurs oder Consuln; die der General verordnet hatte, zu versehen. Diese Oberherrschaft konnte bey allen andern Nationen nicht anders als höchst verhaßt seyn: allein Theils nöthigte sie die Furcht zum Stillschweigen, Theils unterwarfen sie sich aus Hofnung eines besondern und alleinigen dadurch zu erhaltenden Vortheils.

Hiervon hatte man nun in Portugall so gute Nachricht, und war dessen so wohl versichert, daß Emanuel Indien in keinem andern Zustand, als seiner Oberherrschaft betrachte, da er unter der Anführung des Don Franciscus Almeida, Grafens von Abrantos, eine neue Flotte von dreyzehen Schiffen und sechs Caravelen abseegeln ließ (e). Nach der Anweisung, welche diesem Admiral gegeben wurde, sollte er zuerst sich als Gouverneur und General-Capitain in Indien aufhalten; hernach aber, an den Orten, die ihm vom Hofe angezeiget wurden, einige Festungen anlegen, und alsdenn den Titel eines Vicekönniges annehmen. Damit er nun diesen Namen und hohe Würde auf gehörige Art unterhalten könnte, wiese ihm der König starke Einkünfte an, und gab ihm hundert Mann zur Leibwache, nebst einer Hofcapelle und den dazu gehörigen Geistlichen und Musicanten. Er reisete den 30. Junius 1505. von Lissabon ab, und langte den 13. September des nämlichen Jahres bey den Inseln von Anchediva an. Dieser Name wird in dasiger Landessprache fünf nahe bey einander liegenden Inseln beygelegt, die ein wenig unterhalb Goa liegen. Die erste Sorgfalt des Generals gienge dahin, daß er von dem Holz,

(e) *Maffei*, Hist. Indica. Lib. III. *Ant. Magin*, Découverte des Indes orientales, Liv. II *Laffiteau*, Découvertes des Portugais, Liv. III.

Holz, das er aus Portugall mitgebracht hatte, und welches schon völlig zurecht gehauen war, in der Hauptstadt ein Fort anlege.

Diese neue Besitznehmung machte die benachbarten Könige eifersüchtig und besorgt. Der König von Onor geriethe wegen seiner Länder in Furcht, und entschloß sich daher, sich um der Portugiesen Freundschaft zu bewerben; er ließ dem General durch einen Gesandten seine Vorstellungen überbringen. Als der neue Festungsbau bey nahe vollendet war, begab sich Almeida nach Cananor, woselbst er alsobald den Namen eines Vicekönigs annahme. Wie er nun der erste von seiner Nation war, der, in einem kaum vor sieben Jahren erfundenen Land, diese Ehrenstelle bekleidete: so ließ er nichts aus der Acht, was seinen Glanz noch mehr erheben konnte. Wenn er öffentlich erschiene, geschahe es mit einem solchem Pracht, dergleichen ihm seine Eitelkeit eingab: und bey der Unterredung, so er mit dem König von Cananor hielte, ließ er noch mehrern Staat an sich sehen. Er gienge mit diesen Fürsten fast wie ein grosser König mit einem geringen Prinzen um. Er erneuerte die ersten Bündnisse, die mit ihm waren geschlossen worden; er richtete die Bedingungen nach seinem Belieben ein, und eine der vornehmsten darunter war, daß er bey Cananor eine Festung anlegen wollte, wozu der König die Materialien, er aber die Arbeiter zu schaffen habe.

Der Hochmuth des Viceköniges wurde noch

mehr vermehret, wie er sahe, daß der König von Carmate oder Bisnagar sich ihn zum Freund zu machen suchte. Die Herrschaft dieses Prinzens erstreckte sich, auser den weitläuftigen Ländern, so er in der Halbinsel von Indien disseits des Ganges besasse, bis an die Küste von Coromandel, die in der nämlichen Halbinsel der Küste von Malabar gerade gegen über liegt. Er ließ sich einen König aller Könige nennen; weil er sich viele zinsbar gemacht hatte, und insbesondere auch den von Onor. Er schickte einen Abgesandten an den Vicekönig, um demselben von seiner Hochachtung und Freundschaft Versicherungen zu geben. Und damit er ihm davon in eine aufrichtige und nachdrückliche Probe erzeigen möchte: so erlaubte er ihm, in allen seinen Häfen Festungen anzulegen, den zu Baticala, welchen er andern verpachtet hatte, ausgenommen. Um auch die Allianz, so er mit seiner Nation treffen wollte, um desto fester und unzertrennlicher zu machen: so bothe er dem König von Portugall seine Tochter zur Gemahlin an, deren hoher Rang und Geburt durch den Glanz ihrer seltenen Schönheit noch vielmehr erhoben wurde. Almeida nahme das angetragene Bündniß an, gab dem Abgesandten schöne Worte und Versprechungen fürkünftige Zeiten, und schickte ihn mit den prächtigsten Geschenken, so wohl vor seinen Herrn, als vor sich selbst, wieder zurücke.

Die Befehle, so ihm gegeben worden, und sein eignes Absehen gienge keinesweges dahin, daß er

es

es bey den Bündnissen wollte bewenden lassen; er sollte anfangen offenbar über die indianische Fürsten zu herrschen. Eine Veränderung, die an dem Hof von Cochin vorgienge, gab ihm eine bequeme Gelegenheit an die Hand. Trimumpara, dieser so getreue, so standhafte und großmüthige Freund der Portugiesen, war nunmehro nicht mehr auf dem Thron. Seine Frömmigkeit hatte ihm angerathen von demselben zu steigen, um, nach einer gar gemeinen Gewohnheit der den Brachmanen zugethanen Könige, sich von aller menschlichen Gesellschaft in eine Einöde zu begeben, und daselbst der Ausübung der Gottesfurcht völlig zu ergeben. Er hatte, als er den Scepter niederlegte, denselben seinem Vetter Naubeadora in die Hände gegeben, von welchem er wuste, daß er den Portugiesen allezeit sehr geneigt gewesen war; ob er gleich einen noch nähern Vetter hatte, der es aber mit dem Zamorin hielte. Als nun Almeida sahe, daß der neue König gewisser massen sein Glücke den Portugiesen zu danken habe: so bediente er sich der Gelegenheit ihm das portugiesische Joch aufzulegen. Da ihm einstens eine öffentliche Audienz gegeben wurde, ließ er sich in Gegenwart des ganzen Hofs vernehmen, daß sein König Emanuel, um sich vor die wichtigen Dienste, so Trimumpara den Portugiesen geleistet habe, erkenntlich zu bezeigen, ihm aufgetragen habe, demselben deswegen Dank abzustatten. Weil aber dieser Prinz, wegen Verlas-

lassung des Throns, ihn der Gelegenheit beraubet hätte, gegen ihn selbst dankbar zu seyn: so wollte er doch gegen seinen Nachfolger seine Dankbegierde zu erkennen geben. Er setzte ihm damit eine Krone von Gold auf sein Haupt, als das deutliche Kennzeichen der königlichen Würde, die er ihm unter dem Schutz und der Oberherrschaft der Krone Portugall hiermit ertheilte; er befreyete ihn von nun an von aller Unterwürfigkeit gegen den Zamorin, oder eines andern, wer der auch seyn möchte; gab ihm die Erlaubniß Münze zu schlagen, und machte sich verbindlich, ihn gegen alle seine Feinde zu beschützen. Er beschenkte ihn mit einem sechs Crusaden, portugiesischer Münze, schweren Trinkgefäß; und setzte hinzu, daß, um den König und die Stadt Cochin vor allem feindlichen Angrif in Sicherheit zu setzen, er Befehl habe, eine neue Cittadelle zu bauen, die dauerhafter, als die erste, und eine zuverläßige Schutzwehre vor den Staat wäre. Dem indianischen Prinzen kam bey dieser ganzen Ceremonie, die vor seine Ehre und sein Bestes so nachtheilig war, nicht das geringste anstössig vor. Er bequemte sich zu allem, so gar noch mit grosser Erkenntlichkeit, und gab dem Vice-König darüber eine schriftliche Urkunde. Um deswillen merken es auch die Geschichtschreiber an, daß Naubeodora damalen sich vor einen Vasallen von der Krone Portugall erkennet, und es auch in der That dadurch geworden.

Der hohe Grad des Vergnügens, den Almeis-

da deswegen empfinden muste, mässigte seinen Schmerz über die unvermuthete Ankunft des Alphonsius von Albuquerque, der ihn, nicht zwar in der Würde eines Viceköniges, denn diesen Titel hatte Emanuel unterdrücket, sondern unter dem Namen eines Generalgouverneurs von Indien ablösete. Er war äuserst darüber entrüstet, daß er eine Charge verliehren sollte, deren nur er allein aus tausenderley Ursachen würdig zu seyn vermeinte, und ließ demnach seinen Nachfolger, als einen gefangenen in der Citadelle zu Cananor einsperren; er liesse ihm nicht mehr als drey Bedienten, bemächtigte sich seines Hauses, seiner Schriften und alles andere, was ihm zugehörete. Seine Gefangenschaft nahm nicht eher als drey Monate hernach ihr Ende, nach der Ankunft des Fernand Courigno, Groß-Marschalls des Königreichs Portugall, welcher funfzehen Schiffe, und dreytausend Soldaten mitbrachte, und ihn in den Besitz von seinem Gouvernement setzte. Almeida seegelte darauf alsobald nach Europa ab, und wurde auf dem Vorgebürge der guten Hofnung von den Caffern erschlagen.

Während der Zeit, daß Albuquerque einen Versuch auf Calicut thate, wobey der Groß-Marschall, durch eine Wirkung von seiner Unvorsichtigkeit, den Sieg und das Leben verlohre, gienge Siqueira den 19. August 1509. von Cochin in See, um die gegen Aufgang gelegene Inseln zu entdecken. Den dritten Tag nach

sei-

seiner Abreise bekam er die Insel Ceylon zu Gesichte, von welcher Almeida schon im Jahr 1506. Besitz genommen hatte. Er seegelte durch den Meerbusen von Bengala, striche auf seinem Weg bey den Inseln von Nicobar vorbey, und lief in den Hafen zu Pedir, in dem Königreich Achem an der Spitze der Insel Sumatra ein. Weil er nun der erste von den Portugiesen war, der an dieser Insel angeländet war, und dieselbe demnach vor eine neue Entdeckung konnte gehalten werden: so erhielte er von den Königen von Pedir und Pacen, mit welchen er ein Bündniß schlosse, die Erlaubniß eine Seule mit dem portugiesischen Wappen aufzurichten, wie es andere Seefahrer auch gemacht hatten, bey Entdeckung der Küsten von Africa. Weil es aber nicht seine Meinung war, sich an diesem Ort lange aufzuhalten, so gieng er wenig Tage hernach nach Malacca unter Seegel, und langte den eilften Septemb. an der Spitze der Halbinsel gleiches Namens, die vormals einen Theil des Königreichs Siam ausmachte, an. Die Gefahr, in welche er hier geriethe, durch die Treulosigkeit des Bendara, Königes dieses Landes, ermordet zu werden, schreckte ihn von der Fortsetzung seiner Reisen ab: und die Uneinigkeit, so er des Almeida wegen mit dem Albuquerque gehabt hatte, machte, daß er gerades Weges wieder nach Portugall zurückkehrete, ohne dem Gouverneur von seinen Verrichtungen Nachricht zu geben.

Dieser war damals mit zwey wichtigen Vorhaben

haben beschäftiget, die ihm nach allem Wunsch von statten giengen. Das erste war, daß er trachtete sich von Goa in der Insel Ticuarin, die ohngefehr neun oder zehen Meilen im Umfang hat, und nach jedermanns Geständniß der vortheilhafteste Posten auf der ganzen malabarischen Küste ist, Meister zu machen. Der König von Decan, unter dessen Bothmäßigkeit sie eigentlich gehörete, dem aber die vornehmsten des Reichs nur den Schatten der königlichen Gewalt noch übrig gelassen hatten, hatte diesen Ort einem seiner Kronbedienten, der von Herkunft und Religion ein Mohr und Mahometaner war, Namens Idalcan, anvertrauet. Ohngeachtet aller Bemühungen, so dieser Mann sich gab, den Platz mit allem was nur zu seiner Vertheidigung und Sicherheit etwas beytragen konnte zu versorgen; wurde er doch durch die Schifflotte der Portugiesen, und des Königs von Onor seine, die Timoia commandirte, mit stürmender Hand erobert. Albuquerque hielte daselbst den 17. Febr. 1510. seinen triumphirenden Einzug. Er ernannte den Antonius von Norogna, seinen Vetter, zum Gouverneur der Stadt. Caspar von Payva bekam die Aufsicht über die Factorey, welche er der Handlung wegen daselbst anlegte, und das Amt eines Obereinnehmers der Finanzen von der Stadt und dem Königreich Goa wurde dem Timoia zu Theil, der denn wiederum Pachter, sowohl Mahometaner, als Götzendiener unter sich hatte, die die Zölle und andere

der-

dergleichen Einkünfte, die sich jährlich auf zwey und achzigtausend goldene Pagoden beliefen, einnehmen musten. Weil Albuquerque nun der Meinung war, seine Gegenwart wäre in einem neu eroberten Ort, den man ihm ohne Zweifel wieder zu entreissen suchen würde, höchst nothwendig: so bezog er den Palast des Idalcan, wo sich noch seine Weiber und ganzes Serail befand. Er hatte die Sache nicht übel vorhergesehen; denn Goa war sechs Jahre nach einander ein beständiger Schauplatz des Krieges. Diese Stadt bekam den Titel eines Erzbisthums, und der Bischof den Namen eines Primas von Indien erst im Jahr 1559; und das berüchtigte Inquisitionsgerichte wurde im folgenden Jahr errichtet.

Albuquerque thut einen Versuch auf Ormus.

Die andere Absicht des Albuquerque war, wie er sich des persianischen Meerbusens und der Stadt Ormus bemeistern möchte (f). Er hatte eben so wenig Gründe und Recht dazu, als er auf Goa gehabt hatte; allein die Begierde, sich durch Vergrösserungen seiner Nation einen Ruhm zu erwerben, war bey ihm ein hinlänglicher Bewegungsgrund alles das zu unternehmen, was nur zu dem einen oder dem andern von diesen beyden Gegenständen etwas beyzutragen vermochte. Er hatte einige Jahre vorher schon in dieser Unterneh-

(f) *Maffei*, Hist. Ind. Part. I, Lib. III, cap. 9. *Mandelslo*, pag. 35. *Lafiteau*, Découvertes des Portugais, Tom. I, pag. 275. & 508.

nehmung einen Versuch gethan, aber mit schlechtem Fortgang; und seit der Zeit hatten ihm die Könige von Ormus weder die Citadelle, die er sich daselbst zu bauen angemasset hatte, wieder einräumen, noch den Portugiesen eine Factorey in ihrer Stadt anzulegen erlauben, ja ihnen nicht einmal die erbeuteten Waaren wieder zustellen wollen. Allein da dieser Ort, ohne die Handlung mit Indien, seinen Ruin vor Augen sahe, diese aber ohne Erlaubniß und Passeports von dem Generalgouverneur nicht konnte getrieben werden: so hatte sie die Staatsklugheit und Nothwendigkeit gezwungen, der Krone Portugall einen jährlichen Tribut zu bezahlen, um die Freyheit der Handlung zu erhalten.

Albuquerque, der sich nun einmal vorgenommen hatte, die Handlung in Persien an die Portugiesen zu bringen, und daher den Saracenen diese Thüre verschliessen wollte, trachtete um deswillen auf alle Weise, sich von Ormus Meister zu machen. Wie er nun doch deswegen wenigstens eine Scheinursache haben muste, um einen Krieg anzufangen: so sandte er einen nach Ormus, der da fordern muste, man solle ihm die Citadelle, die er schon bis zu einer gewissen Höhe aufgeführet hatte, wieder einräumen. Er erwartete nichts anders, als eine abschlägige Antwort, und diese sollte ihm dem Schein nach zu einem Bewegungsgrund dienen, um deswillen er die Waffen ergriffe. Zu der Zeit sasse ein junger Prinz mit Namen Torun-Cha auf dem Thron zu Ormus, der durch listige Händel dar-

auf war erhoben worden, damit Noradin, sein vornehmster Staatsbedienter alle Macht und Gewalt in seinen Händen behalten möchte. Dieser war von einem seiner Vettern, Namens Hamed, den er selbst an Hof kommen lassen, durch eine Intrigue unterdrückt worden. Sobald nun Albuquerque sich mit seiner Flotte vor Ormus vor Anker gelegt hatte, schickte er in diese Stadt und liesse ihnen sein Vorhaben kund machen. Torun-Cha und Noradin waren eben nicht betrübt über seine Ankunft, indem sie hoften, seine Gegenwart würde eine Veränderung veranlassen, die sie von der Sclaverey des Hamed befreyen würde. Alle Verwirrung und Betrübniß fielen nur diesem allein zur Last. Der König, welcher lieber unter der Herrschaft der Portugiesen, als der herrschsüchtigen Tyranney seines Ministers stehen wollte, warfe alle Furchtsamkeit und Knechtschaft von sich, um einmal etwas nachdrückliches aus königlicher Gewalt zu unternehmen. Er setzte den Albuquerque in den Besitz der Citadelle, die man in aller Eile vollends aufführete; er wiese ihm in der Stadt einige Häuser zu Quartieren und einer Niederlage zu den Waaren an; und ließ auf seinem Pallast die portugiesische Flagge aufstecken. Hamed wollte darüber rasend werden; allein die Furcht erlaubte ihm nicht, es äuserlich von sich merken zu lassen. Weil aber Albuquerque davon Wind bekame, daß er nur auf eine bequeme Gelegenheit laure, ihn des Lebens zu berauben: so kam er ihm darinnen zuvor, indem er ihn durch die portugiesische Garde niedermachen liesse.

Es

Es fehlete nicht viel, so hätte sich der König noch gegen den Albuquerque bedanket, daß er ihn wieder in Freyheit gesetzet habe. Er sahe den treulosen Streich nicht vorher, den ihm dieser, vor seine Nation ehrgeitzige Admiral vorbehalten hatte. Auf ein entstandenes falsches Gerüchte, davon er nach aller Wahrscheinlichkeit selbst der Urheber war, als wenn die Flotte des Califs von Egypten im Begrif wäre, auf Ormus eine Landung zu wagen, ertheilte er seinen Leuten Befehl, sich eiligst an Bord ihrer Schiffe zu begeben, und ließ den König um alle Artillerie aus der Stadt so wohl, als seinem Pallast, ersuchen, weil er zu Abtreibung der Feinde derselben benöthiget zu seyn vorgab. Der Rath des Königs merkte wohl, wie unverständig und gefährlich es wäre, wenn man sich dergestalt selbsten entwafnen wollte, und wendete verschiedene Ursachen vor, mit welchen er seine abschlägige Antwort unterstützte. Allein Albuquerque erwiederte, er reise nicht eher von dannen ab, bis ihm selbige ausgeliefert worden. Man glaubte demnach, daß man dazu verbunden wäre, dem Admiral zu willfahren; aber als er sie einmal in Händen hatte, wollte er sie nicht wieder herausgeben. Zu dieser grossen Verrätherey setzte er eine andere, die noch schändlicher war. Es waren aus Eifersucht und Grausamkeit funfzehen Prinzen vom königlichen Geblüte die Augen ausgestochen worden, um sie und ihre Kinder auf immerdar von dem Thron zu entfernen. Unter dem Vorwand, es könnten leichtlich ihrenthalben Unruhen entstehen, brachte er es dahin,

Ungerechte Mittel, wodurch er der Stadt sich bemeistert.

daß ihm dieselben ausgeliefert wurden; worauf er sie alle nach Goa bringen, und unter einer guten Wache verwahren ließ, damit er Geisseln in seiner Hand hätte, wenn man irgend etwas gegen seine Nation zu unternehmen gedächte. Endlich befahle er noch bey seiner Abreise von Ormus dem Petrus von Albuquerque, den er als Gouverneur in dasiger Citadelle hinterließ, daß er sich der beyden Kinder des Zeifadin bemächtigen sollte, damit man, durch die Furcht, es möchten diese beyde junge Prinzen und rechtmäßige Kronerben in Lebensgefahr gerathen, den König im Gehorsam erhalten könnte. Er bemächtigte sich auch der ganzen Handlung auf dieser Insel; aber er konnte ihrer kaum einige Jahre geniessen. Wir beschäftigen uns hier nur noch mit der Erzählung, wie Indien nach und nach entdecket und erobert worden.

Auffühlung der Portugiesen in Indien.

So waren die Grundsätze und die Aufführung des grossen Albuquerque beschaffen, der von den Portugiesen so sehr herausgestrichen wird. Diejenigen, so vor ihm nach Indien gekommen, hatten eine nicht viel bessere Gedenkensart gehabt; und seine Nachfolger traten vollkommen in seine Fußstapfen. Was würden wohl die Portugiesen in diesen Zeiten geantwortet haben, wenn man ihnen die Frage vorgeleget hätte, was sie von den Vandalen, Westgothen und Sueven hielten, die im Anfang des fünften Jahrhunderts, und von den Saracenen, die im achten Jahrhundert Spanien überschwemmeten? Sie würden zu nichts anders ihre Zuflucht nehmen können, als

daß

daß sie ihr Christenthum dem Unglauben der Indianer entgegen setzten, die sie, wie sie vorgaben, zum wahren Glauben zu bringen suchten; und denn zu den Bullen der Päbste, durch welche den Portugiesen alle Länder der Ungläubigen, von den canarischen Inseln an, bis auf die Molukkischen, gegeben wurden; die Spanier aber alle Entdeckungen gegen die Abendseite und von America, bis an die nämliche Inseln, die beyden Theilen zur Gränzscheidung dienen sollten, bekamen. Allein diese Schenkung wurde ihnen nicht anders, als unter der Bedingniß zugestanden, daß sie das Evangelium daselbst predigen lassen, und ernstlich an der Fortpflanzung des christlichen Glaubens arbeiten sollten. Alle desfals erlassene Schenkungsbullen enthalten dieses mit ausdrücklichen Worten.

Die Vorgesetzte der Colonien, der Handlung und Schiffarth, welche wegen dieser Hauptabsicht hätten wachsam seyn sollen, dachten an nichts anders, als auf neue Entdeckungen, Unterwerfung der Völker, Anlegung von Festungen, Errichtung der Niederlagen, und nechst dem, wie sie den Mahometanern, den Chaldäern, ja selbst den Eingebohrnen dieser Länder die Handlung aus den Händen reissen, kurz, alles angreiffen und vor die Portugiesen hinwegrauben möchten. Man muß auch gestehen, daß sie sich von allen Seeküsten in Indien, und von den umliegenden Inseln Meister machten, und fast hundert Jahre unumschränkte Herrn davon blieben. Sie zogen aus diesen Ländern unermeßliche Reichthümer an

Gold, kostbaren Steinen, Specereyen, Perlen, Gewürzen, rarem Holz, Stoffen und kostbarem Oel und Salben, welche sie den Kaufleuten in Europa wieder um solchen Preiß, wie sie nur selbst darauf setzten, verkauften. Durch gewaltsame Mittel breiteten sie allenthalben den Schrecken ihres Namens aus; und darauf gründeten sie auch ihre Festsetzungen an der ganzen Küste von Malabar und Coromandel, an den Meerbusen von Bengala, in den Königreichen Camboya, Decan, Malacca, Patane, Siam und Japan, in allen Seehäfen, und den reichen molukkischen und maldivischen Inseln, wie nicht weniger in Ceylon, Amboina, Sanct Thomas und noch vielen andern. Indem wir übrigens die Portugiesen beschuldigen, daß sie alle diese gewaltsame Unternehmungen in Indien ausgeübt: so wird uns vielleicht die schuldige Aufrichtigkeit zu dem Geständniß nöthigen, daß sie hinwiederum den Holländern, von welchen sie ihrer Eroberungen und Handlung beraubt worden, den Engelländern, die ihnen nachgefolget, und den Spaniern in America eben diese Vorwürfe machen. Die Franzosen allein haben das angenehme Vergnügen, daß ihrem Namen in den Nachrichten der Reisenden, selbst nicht einmal in den Erzählungen auswärtiger Personen, einiger Schandflecken angehänget ist. Wenn ihre Handlungscompagnie nicht so reich, oder nicht so mächtig ist, wie der General-Staaten ihre: so kommt es nur davon her, daß sie ihre Ehre und die Beobachtung des Völkerrechts allem Vor-

theil

theil vorziehet, den sie aus einer noch blühendern und einträglichern Handlung ziehen könnte. Unsere Niederlagen und Etablissements machen mit den Einwohnern dieser Länder ordentliche Gesellschaften aus, und wir lassen sie der Güter und des Eigenthums, das sie von ihren Voreltern ererbt haben, im Frieden geniessen. Auf eine solche Art muß man allezeit der Billigkeit und Gerechtigkeit den Vorzug geben.

Der bishero beygebrachten Umstände ungeachtet, ist es doch noch eine Frage, ob auch alle diese Eroberungen denjenigen vortheilhaft gewesen sind, die mit solchem Eifer darnach gestrebt haben. Sehet, wie sich einer von unsern Geschichtschreibern darüber vernehmen lässet (g), dessen Betrachtungen sonsten sehr hochgeschätzet werden: „Nachdem sich Chri„stoph Columbus an den König Ferdinand „von Spanien gewendet hatte, war von ihm „West-Indien entdecket worden: und durch „Vorschub des Königs Johannis von Portu„gall, des Vaters vom Emanuel, der ihm folgte, „wurden alle diese neue Reiche in Africa und Ost„Indien erfunden, von welchen den Einwohnern „Europens bishero fast gar nichts bekannt gewe„sen war. Selbst der Pabst Alexander, der bey „diesen Umständen eine wahrhafte Gelegenheit fand, „sich als einen Oberherrn der ganzen Welt zu zeigen, „ließ dem König Ferdinand, gleich auf das erste An„suchen einen Schenkungsbrief ausfertigen, in wel„chem er demselben alle gegen Abend und Mittag lie„gende Länder, es mochten nun Inseln oder festes

(g) *Mezeray*, unter Carl dem VIII, beym Jahr 1496. Tom. II, pag. 801, edit. in fol. 1685.

„Land, selbige auch schon entdeckt seyn, oder erst künf-
„tig entdecket werden, zu eigen gab; zu welchem En-
„de er eine Linie von dem Nordpol bis zum Südpol
„zoge, welche von den azorischen Inseln, oder von
„dem grünen Vorgebürge hundert Meilen gegen
„Abend und Mittag entfernet seyn sollte. Dadurch
„wurde die gedachte Schenkung in so ferne einge-
„schränkt, daß die andere Inseln oder Länder, welche
„über diese Linie hinaus von andern christlichen
„Prinzen etwann entdeckt würden, denselben zu eigen
„bleiben sollten. Eine Schenkung, die von der Zeit
„an eine Ursache grosser und blutiger Streitigkeiten
„zwischen den Castilianern und Portugiesen
„abgegeben: indem diese vorgaben, daß andere Päb-
„ste, und insbesondere Eugenius der IV., ihnen
„durch sehr deutliche und ausdrückliche Bullen, alle
„Länder der neuen Welt geschenket hätten. Ich will es
„nicht ausmachen, welcher Theil in dieser am meinsten
„Recht hatte. So viel will ich nur sagen, daß diese See-
„fahrer nichts weniger in die neue Länder mitgebracht
„haben, als das Evangelium und die christliche
„Liebe; und daß sie im Gegentheil von dannen die
„Stütze aller Uneinigkeit und Zwietracht mit nach
„Europa brachten. Ich verstehe hierunter die
„Goldplatten, durch welche das Haus Oesterreich
„seit der Zeit beständig die Uneinigkeiten in der Chri-
„stenheit unterhalten hat; und welche eine so gros-
„se Trägheit und Eitelkeit in den Gemüthern der
„Spanier hervorgebracht hat, daß sie ihr eigenes
„und natürliches Vaterland fast ganz entvölkert
„und verlassen haben, um nur diesen Gold-
gruben zuzulaufen.„

)o(

Ver-

Verzeichniß
Der Schriftsteller, so bey diesem Werk gebrauchet worden.

Abraham du Bois, Géographie moderne.
Abulgasi Bayadur Kan, Histoire Généalogique des Tartares.
Aelianus, de Animalibus & variae Historiae.
Abraham Rogers, la Porte ouverte pour parvenir à la connoissance du paganisme caché, ou la vie & les moeurs des Brachmanes.
Agatarchides, apud *Photium*.
Aldrouandus (*Vlysses*), Ornithologia.
Des Jesuiten *Alexandre de Rhodes*, Voiage aux Indes.
Ambrosiaster, de moribus Brachmanum.
S. Ambrosius, Hexameron.
Ammianus Marcellinus, Historia Romana.
Des Jesuiten *Ange*, Traité d'Optique.
Anonymus, de Brachmanis.
Antoine Magin, Découverte des Indes Orientales.
Ambassade des Hollandois à la Chine.
Ambassade du Japon.
Apuleius, Florida.
Argensola, Conquête des Moluques.
Aristobulus, apud *Strabonem*.
Aristoteles, Historia animalium.
Arrianus, de Expeditione Alexandri, et Historia Indica.
Athenaeus, Deipnosophist.
S. Augustinus, Tractatus in Psalmos.
Aurelius Victor, de Viris illustribus.
Bacon, observations sur les parties septentrionales du monde.

Baillet, Topographie des Saints.
Balée, Descriptiondes Cotes du Malabar et de Coromandel.
Barbegrac, Defense du Droit de la Compagnie Hollandoise des Indes Orientales.
Baudran, Dictionaire Géographique.
Barros, Decades.
Belon, Histoire des oiseaux.
Beniamin de Tudele, Iuif, Voiage autour du monde.
Benzoni, Histoire du nouveau Monde.
Bernard Picard, Religions du Monde.
Bernier, Histoire du Mogol.
Bion, Traité dans lequel on aprofondit les suites funestes que les Anglois & les Hollandois ont à craindre de l'établisement de la Compagnie d'Ostende; & où l'on propose lesmoiens dont on doit se servir & les voies de fait qu'on est en droit d'employer pour detruire cette Compagnie.
Bochart, Hierozoicon, Phaleg & Geographia sacra.
Du Bois (*Abraham*), Géographie moderne.
Bontius, Medicamenta Indorum.
Le Bruyn (*Corneille*), Voiage an Levant.
Le Brun, Pratiques superstitienses.
Buno, in Cluverium.
Cardanus (*Hieron.*) de Subtilitate.
Casaubonus, Animadversiones in Athenaeum.
Catrou, Iésuite, Histoire du Mogol.
Cave, Historia ecclesiastica.
Cellarius, Notitia orbis antiqui.
Chefereddin, Vie de Tamerlan.
Chevalier de Chaumont, Ambassade de Siam.

Choisy

Choisy, (l' Abbé) Iournal du Voiage de Siam.
Ciaconius, de vitis Pontificum.
Cicero, de Natura Deorum.
Claudianus, Praefatio in I. Consulatum Honorii Augusti.
S. Clemens Romanus, Epistola ad Corinthios.
S. Clemens Alexandrinus, Stromata & Paedagogus.
Cluverius, Introductio in vniuersam Geographiam.
Comte de Forbin, Mémoires.
le Comte, Iésuite, Mémoires de la Chine.
Cosmas Indicopleustes, Christianorum opinio de Mundo.
La Croze, Maturin Veissiere, Christianisme des Indes.
Ctesias, apud varios, & Historiae Indicae.
Cudwort, Systema intellectuale.
Q. Curtius, de Rebus gestis Alexandri.

Dampier, Voiage autour le Monde.
Davity, Pierre, le Monde, ou description deses quatre porties, ist zuerst unter dem Titel: Les états, empires & principantes du monde heraus gekommen.
De l' Isle, Carte des Indes modernes.
Dellon, Voiage des Indes, Relation de l' Inquisition de Goa.
Deuteronomii Liber.
Dictionaire de Trevoux.
Diodorus Siculus, Bibliotheca historica.
Dio Cassius, Historia Romana.
Doucin, Soc. Ies. Histoire du Nestorianisme.
Digesta.
Du Pin, Histoire des Iuifs.

Echart,

Echart, Laurent, Hiſtoire Romaine.
Euſebius Pamphilius, Hiſtoria Eccleſiaſtica.
Eutropius, Breuiarium Hiſtoriae Romanae ad Valentem Auguſtum.
Florus, Res Romanae.
Francheville, Hiſtoire de la Compagnie des Indes.
François Picard, Deſcription des Maldives.
Friderici Spanhemii, Introductio ad Geographiam ſacram.
Gaspard Balbi, Voiage aux Indes.
Gattakerus, Aduerſariorum Libri.
Gemelli Careri, Voiage autour du monde.
Gerberon, Hiſtoire de la navigation, & Traité des Tortares.
Gervaiſe, Hiſtoire des Macaſſars.
Haiton, Armenus, Hiſtoria orientalis.
Hardouin, Iéſuite, Notae in Plinium.
Herbelot, Bibliotheque Orientale.
Herodotus, Halicarn, Hiſtoria.
S. Hieronymus, Epiſtolae.
Hiſtoire du grand Mogol.
Hiſtoire des Antilles.
Horatius Flaccus, Odae.
Huetius, Demonſtratio Euangelica. Hiſtoire du Commerce & de la Navigation des Anciens, & ſituation du Paradis terreſtre.
Iean Carpin, Cordelier, Voiage en Tartarie.
Iean du Verrier, Hiſtoire de la prémiere Dêcouverte des Canaries.
Ioh. Georgii Volkamer, Ephemerides naturae diuiſae per Decades.

Iean Hugues, Hiſtoire de la Navigation.
Jeremiä Klaglieder.
Das Buch Hiob.
Ionſtoni, Theatrum animalium,
Ioſeph Acoſta, Hiſtoire naturelle des Indes.
Iſiodorus, Hiſpal. Origines.
Iuſtinus, Hiſtoria.
Kippingus, Antiquitates Romanae.
Knox (*Robert*), Relation de Ceylan.
Lafiteau, Iéſuite, Conquêtes des Portugais.
La Louberre, Rélation de Siam.
Lampridius, in Heliogabalo.
Bruzen la Martiniere, Dictionaire Géographique.
Le Clerc, Bibliotheque univerſelle.
Lettres édifiantes.
Lopez Gomara, Hiſtoire générale des Indes.
Lucanus, Pharſalica, ſeu, de bello ciuili.
Lucianus, de Saltatione, & in Baccho.
Lullier, Nouveau voiage aux grandes Indes, & inſtruction pour le commerce.
Maccabaeorum Libri.
Maffei, Hiſtoria Indica.
Magin (*Antoine*), Découverte des Indes orientales.
Maimbourg, Schisme des Grécs.
Mandelslo, Reiſebeſchreibung nach Indien.
Manuſcripte der königlichen Bibliothec.
Marco Paulo, Veneto.
Marini, Iéſuite, Relation de Tonquin & du Roiaume de Laos.
Martini, Atlas Sinicus.
Mariana, de rebus Hiſpanicis.

Marſilius Ficinus, de triplici vita.
la Martiniere, Dictionaire Géographique. Relation nouvelle du Roiaume de Laos.
Matelief, Voiage aux Indes, dans le troiſieme Volume des Voiages Hollandois.
Maty.
Megaſthenes, apud Arrianum & Srrabonem.
Pomponius Mela, de Situ orbis.
Mémoires de l' Académie des Inſcriptions & belles lettres.
Mémoires du Tems.
Mêmoires de l' Academie des Sçiences.
Mezeray, Hiſtoire de Françe.
Montfaucon, Praefatio et notae in Coſmam.
Moshemius, Diſſert. apud Cudwortum.
Natalis Comes, Mythologia.
Nearchus, apud Arrianum.
Numerorum Liber.
Olearius, Notae in Philoſtratum.
Olearius, Reiſe nach Perſien.
Oneſicritus, apud Strabonem.
Oppiani Tractatus de venatione.
Origenes, in Philoſophicis.
Ouidius, Metamorphoſes.
Pachymerus, Hiſtoria Byzantina.
Pagi, Animaduerſiones in Baronium.
Palladius, de Moribus Brachmanum.
Pauſanias, Deſcriptio Graeciae.
Petit de la Croix, Hiſtoire de Geingis-Kan, & Hiſtoire de Tamerlan.
Philoſtratus, Vita Apollonii Tyanenſis, & Icones.
Photius, Bibliotheca. Phy-

Physiologus Epiphanii.
Pierius Valerianus, Hieroglyphica.
Pierre van den Broek, Voiage aux Indes.
Plinius, Historia naturalis.
Plutarchus, in Alexandro & Pyrrho.
Poliaenus, Stratagemata.
Polybius, Historia.
Porphyrius, de abstinentia, & Indorum epoche.
Prideaux, Histoire des Iuifs.
Procopius, de bello Petsico, & var. Historia.
Psalmorum Liber.
Ptolomaeus, Geopraphia.
Recueil des Voiages des Hollandois.
Reiskius, in Cluuerium.
Relation du Tonquin par les Evêques François.
Renaudot, Perpétuité de la Foi, & Voiages Arabes.
Ribero, Histoire de Ceylan.
Rousset, Recueil historique des Actes, Negociations, Mémoires & Traittés, depuis la paix d' Utrecht, jusqu' au Congres de Soissons, inclusivement.
Rubruquis, Voiage en Tartarie.
Samudo, Veneti, Secreta Fidelium Crucis.
Savary, Dictionaire du Commerce.
Iul. Caesar Scaliger, Exercitationes.
Scholiastes Aristophanis.
Seruius, in Virgilium.
Simon, Histoire de la croiance & des moeurs des peuples du Levant.
Socrates, Historia Ecclesiastica.
Solinus, Polyhistor, vel de rebus mirabilibus.
Souchu de Rennefort, Voiages.

Sozo-

Sozomenus, Historia Ecclesiastica.
Statius, Thebaidum Carmen vel Thebaida.
Strabo, Geographia.
Suetonius, XII. Caesares.
Surita, Commentarius in Itinerarium Antonini.
Tachart, Iésuite, Voiage de Siam.
Tacitus, Annales Romanae.
Tavernier, Voiage aux Indes, Histoire du Serrail, & conduite des Hollandois aux Indes.
Tertullianus, de Resurrectione carnis.
Theodoretus, Historia Ecclesiastica, & Hæreticae fabulae.
Theophrastus, apud Athenaeum.
Thevenot, Voiage aux Indes.
Titus Liuius, Historia Romana.
Traité des erreurs populaires.
Traité de paix de Munster.
Valerius Maximus, dictorum factorumque memorabilium exempla.
Pietro della Valle, Voiages.
Wansleben, Relation d' Egypte.
Westerween, Ecriten faveur de la Compagnie Hollandoise contre l' établisement de celle d' Ostende.
Vossius, de Idololatria.
Xenophon, Cyropaedia.
Xiphilini, Epitome Historiae Romanae, ex Dione Caslio.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Guyon, Claude Marie, 1699-1771

<<Des>> Abts Guyon Geschichte von Ost-Indien alter so wohl als neuerer Zeiten

Bd.: 1.

Frankfurt ; Leipzig (1749)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.o.27#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11428974-4
VD18 15470571-001